

SCHRIFTEN  
DES VEREINS FÜR  
GESCHICHTE  
DES BODENSEES  
UND SEINER  
UMGEBUNG

95. HEFT 1977

SCHRIFTEN  
DES VEREINS FÜR  
GESCHICHTE  
DES BODENSEES  
UND SEINER  
UMGEBUNG

Internationale Abkürzung: Schrr VG Bodensee



95. HEFT 1977

SELBSTVERLAG DES BODENSEEGESCHICHTSVEREINS, FRIEDRICHSHAFEN



2 2168<sup>3</sup>

g 1 a

2

Δ 23-35



Gesamtherstellung: Druckerei und Verlagsanstalt Konstanz

Universitäts-Druckerei GmbH Konstanz Am Fischmarkt

Klischees: Süd-Klischee Konstanz

## Inhaltsverzeichnis

Jahresbericht des Präsidenten . . . . .	V
Bericht über die 89. Hauptversammlung in Stein a. Rh. . . . .	X
Peter Eggenberger / Werner Stöckli, Die Krypta im Münster Unserer Lieben Frau zu Konstanz . . . . .	1
Wolfgang Erdmann / Alfons Zettler, Zur Archäologie des Konstanzer Mün- sterhügels . . . . .	19
Peter Eitel, Die spätmittelalterlichen „Kopfziegel“ vom Grünen Turm in Ravensburg und ihre Bedeutung . . . . .	135
Franz Hofmann, Neuere Aspekte der eiszeitlichen Landesgeschichte im Bodensee- und Hochrheingebiet . . . . .	141
Volker Steinijans, Ein wahrscheinlichkeitstheoretisches Modell für das Ein- treten von Seegfrörnen . . . . .	153
Buchbesprechungen . . . . .	163

## Inhaltsverzeichnis

V	Verzeichnis der Festreden
X	Einleitung über die Bedeutung der Festreden in der Gegenwart
1	Die Festreden des Jahres 1933
10	Wolfgang Beermann: Albert Köster, ein Architekt der Gegenwart
113	Paul Fiedt: Die akademischen Festreden, vom Göttertempel zur Kathedrale und ihre Bedeutung
141	Fritz Hübner: Derzeitige Aspekte der deutschen Landesgeschichte im deutschen und internationalen Kontext
153	Volker Jantschke: Ein wissenschaftstheoretisches Modell für die deutsche Gegenwart
162	Festreden



Schriftleitung:  
DR. ULRICH LEINER, KONSTANZ  
Für den Inhalt ihrer Beiträge sind die Verfasser  
selbst verantwortlich

## Jahresbericht des Präsidenten

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

zu der Mitgliederversammlung des heutigen Morgens darf ich Ihnen einen herzlichen Willkommensgruß entbieten. Eine besondere Freude ist es mir, daß ich schon jetzt unter uns den Ehrenpräsidenten unseres Vereins, Herrn Dr. Bruno Meyer, sowie unsere Ehrenmitglieder, Herrn Prof. Dr. Duft aus St. Gallen, Herrn Direktor Dr. Grabherr aus Bregenz und Herrn Prof. Dr. Kiefer aus Konstanz begrüßen kann.

Wiederum gilt ein besonderes Wort des Grußes denjenigen Damen und Herren, die im Verlauf der letzten zwölf Monate Mitglieder unseres Vereins geworden sind. Es sind diesmal erfreulicherweise so viele, daß ich auf den Brauch, sie namentlich zu begrüßen, aus Zeitgründen leider verzichten muß. Aber auch ohne diese namentliche Nennung seien Sie, meine Damen und Herren, herzlich bei uns willkommen geheißen!

In jedem Jahr dürfen wir jedoch nicht nur neue Mitglieder in unserer Mitte begrüßen; es ist uns vielmehr jedesmal auch aufgegeben, Abschied zu nehmen von Mitgliedern, die uns Jahre, ja oft Jahrzehnte hindurch die Treue gehalten haben.

Wir betrauern den Tod von

*Dr. Johannes Graf von und zu Bodman* in Bodman  
Herrn *Dr. Fritzler* in Überlingen  
Herrn Oberst a. D. *Jörg Scupin* in Friedrichshafen  
Frau *Edelgard Schmoeckel* in Lindau  
Herrn *Dr. med. Euler* in Lindau-Aeschach  
Frau *Anna Eyrich* in Friedrichshafen  
Herrn *Dr. med. Johann Baptist Rebstein* in Lindenberg/Allg.  
Herrn *Egon Schöllhorn* in Friedrichshafen  
Herrn *Dr. Wolfgang Bühler* in Überlingen  
Herrn *Dr. h. c. Walter Müller* in Zürich

Ganz besonders schmerzlich hat uns der Tod zweier Persönlichkeiten berührt, die für uns und unsere Arbeit viel bedeutet haben und die beide auf der Hauptversammlung des vergangenen Jahres in Lindau lebhaft und anregend wie eh und je unter uns weilten.

Nur wenige Tage nach unserem Zusammensein in Lindau wurde unser Vorstandskollege Dr. Wolfgang Bühler aus Überlingen mitten in seiner Arbeit vom Tod überrascht. Was der Verein und was die Mitglieder des Vorstands in und mit Wolfgang Bühler, der acht Jahre lang ein Stück gemeinsamen Weges mit uns gegangen ist, verloren haben, habe ich schon an seinem Grabe auszudrücken ver-



sucht und hat eben jetzt Herbert Berner in seinem schönen Nachruf im neuesten Heft unserer Schriften zum Ausdruck gebracht. Wir haben in ihm einen treuen Freund verloren.

Und nicht minder schmerzlich traf uns die Nachricht vom Tode Dr. Walter Müllers in Zürich. Er, der sich am Bodensee zu Hause fühlte, hat nicht nur zahlreiche seiner Beiträge zur Rechtsgeschichte des schweizerischen Bodenseeufer und der Ostschweiz in unseren „Schriften“ erscheinen lassen; – noch das Jahreshaft 1975 war mit einem bedeutsamen Aufsatz aus seiner Feder eingeleitet worden. Walter Müller war es vielmehr auch, der bei der Hauptversammlung unseres Vereins im Jahre 1972 in St. Gallen, einen vielbeachteten Vortrag über den St. Galler Klosterstaat gehalten hat. Überdies war auch er vielen von uns in freundschaftlicher Weise verbunden gewesen. Otto P. Clavadetscher hat aus der Nähe des Freundes im neuesten Heft unserer „Schriften“ die richtigen Worte für Walter Müller gefunden.

Meine Damen und Herren, ich darf Sie bitten, sich zum Gedenken an diese unsere verstorbenen Mitglieder von Ihren Plätzen zu erheben. Ich danke Ihnen.

Ich komme nun zu Punkt 1 der Tagesordnung, dem Tätigkeitsbericht des Präsidenten.

Im Laufe des Berichtsjahres habe ich den Verein bei drei erfreulichen Anlässen vertreten dürfen, einmal am 18. Oktober 1975 aus Anlaß des 20jährigen Bestehens des Hegau-Geschichtsvereins in Singen a. H., dann am 20. Februar 1976 aus Anlaß des 65. Geburtstages unseres Ehrenpräsidenten, Dr. Bruno Meyer, im Schloß Frauenfeld und schließlich am 14. April 1976 bei der Feier zum 75jährigen Bestehen des Historischen Vereins des Fürstentums Liechtenstein in Vaduz. Bei allen drei Gelegenheiten durfte ich die guten Wünsche unseres Vereins aussprechen.

Der Vorstand hatte in den letzten zwölf Monaten – die Sitzung des gestrigen Mittags eingeschlossen – insgesamt viermal getagt und zwar – von der gestrigen Zusammenkunft abgesehen – am 26. November in Singen, am 17. März in Trogen und am 23. Juni auf dem Forschungsschiff „August Thienemann“, das uns wiederum freundlicherweise unser Vorstandskollege Dr. Hubert Lehn zur Verfügung gestellt hatte, in der Bucht von Arbon.

Mit jeder dieser Sitzungen war – in Fortsetzung eines guten Brauches – zugleich sowohl die Besichtigung kultureller Institutionen als auch die Besichtigung von Baudenkmalen verbunden.

Bereits auf der ersten Sitzung innerhalb des neuen Vereinsjahres waren zwei wichtige Entscheidungen zu treffen gewesen. Sie galten einmal der Wiederbesetzung des durch das bedauerliche Ausscheiden von Herrn Hofrat Dr. Arnulf Benzer verwaisten Amtes eines Vizepräsidenten. Der Vorstand hat dieses Amt einstimmig seinem Kollegen Dr. Karl Heinz Burmeister aus Bregenz überlassen und außerdem die übrigen Vorstandsmitglieder in ihren Funktionen bestätigt. Zum andern mußte dem verständlichen Wunsche des langjährigen, verdienstvollen Verwalters der Schweizer Mitgliedergeschäftsstelle unseres Vereins, Herrn Dr. Hermann Lei, nach Entlastung von dieser Aufgabe Rechnung getragen und diese Schweizer Geschäftsstelle neu organisiert werden. Erfreulicherweise hat sich unser St. Galler Vorstandsmitglied, Herr Dr. Ernst Ziegler, bereit erklärt, diese Geschäfte künftig vom Stadtarchiv St. Gallen aus zu führen, in der Verwaltung der

Kassengeschäfte freundlicherweise unterstützt durch Herrn Professor Dr. Peter Faessler, St. Gallen.

Im Mittelpunkt aller auf den Vorstandssitzungen gepflogenen Beratungen stand verständlicherweise stets die Sorge um die Finanzierung unserer Arbeit, genauer gesagt, des Druckes unserer Zeitschrift. Darüber wird nachher unser Schatzmeister, Herr Eduard Hindelang, das Nötige sagen.

An dieser Stelle sei aber einmal all jenen Stellen herzlicher Dank gesagt, die durch ihre Zuschüsse jahraus, jahrein das Erscheinen unserer „Schriften“ ermöglicht haben und auch in diesem – für die öffentlichen Finanzen so schweren – Jahre wiederum ermöglichen. Dieser Dank gilt nicht nur unseren beiden Hauptgeldgebern – wenn ich das so sagen darf – den Regierungspräsidien in Freiburg und Tübingen, sondern auch den Kantonen, Kreisen, Städten und Gemeinden im Umkreis des Sees, ohne deren wirksame Hilfe unsere Arbeit zum Nutzen der historischen und naturwissenschaftlichen Erforschung des Bodenseeraumes kaum zu bewältigen sein würde.

Und daß wir selbst das Unsere dazu beitragen, um – in diesen Zeiten finanzieller Schwierigkeiten – einigermaßen über die Runden zu kommen, mag Ihnen das eben erschienene neueste Heft unserer Schriften zeigen, das in diesem Jahr nicht ganz den Umfang aufweist, wie wir ihn bei den letzten Heften gewohnt waren. Der Redaktor unserer Schriften, Herr Dr. Ulrich Leiner, hat es aber verstanden, die äußere Schlantheit durch innere Vielfalt wettzumachen; und es ist ihm vor allem gelungen, allen Teilen unseres weiträumigen Vereinsgebietes durch entsprechende Beiträge gerecht zu werden, ein Vorhaben, das nicht immer leicht in die Wirklichkeit umzusetzen ist. Für diese Leistung verdient Herr Dr. Leiner wieder einmal unseren allerherzlichsten Dank.

Wie ich schon im Tätigkeitsbericht des vergangenen Jahres habe mitteilen können, befaßt sich der Vorstand seit einiger Zeit mit zwei zusätzlichen Publikationsvorhaben, die wir in den vergangenen zwölf Monaten weiter zu fördern versucht haben.

Da ist einmal die geplante Veröffentlichung einer sozialgeschichtlich überaus interessanten und wertvollen Studie über den Kindermarkt mit Schwabenkindern, d. h. mit aus Tirol und Vorarlberg nach Oberschwaben kommenden Kindern, die hier vor allem als Hütekinder verdingt wurden. Wir haben begründete Hoffnung, daß das überaus schwierige Problem der Finanzierung dieses als Sonderband unserer „Schriften“ geplanten Buches bald gelöst sein wird.

Das andere Vorhaben betrifft die von uns in Zusammenarbeit mit der Universitätsbibliothek Konstanz und allen bibliographierenden Bibliotheken im Umkreis des Sees geplante Bodenseebibliographie. Für sie sind dank der guten Zusammenarbeit all dieser Bibliotheken und vor allem dank der ausgezeichneten Koordinationsarbeit, die zuerst Herr Dr. Wiegand und dann Herr Allweis von der Universitätsbibliothek Konstanz geleistet haben, die Vorbereitungen soweit gediehen, daß Anfang 1977 die Jahresbibliographie 1976 als erstes Heft dieses künftig für jeden, der sich mit unserem Raume beschäftigt, unentbehrlichen Nachschlagewerkes in die Redaktion gehen kann. Geplant ist, diese Bibliographie – gesondert gebunden – den Jahreshften beizulegen; die erste Lieferung wäre Ihnen also – nach der ursprünglichen Planung – zusammen mit dem Jahreshft 1977 zugegangen. Da wir uns nun jedoch aus redaktionellen Gründen bewegen

sehen, das nächstjährige Heft ausnahmsweise einmal bereits im Winter in Druck zu geben und im Frühjahr auszuliefern, wird Ihnen die erste Lieferung der Bibliographie voraussichtlich zusammen mit der Einladung zur Jahrestagung 1977 als Sondergabe übersandt werden.

Dies, meine Damen und Herren, ist es, was ich Ihnen über die publizistischen Aktivitäten des Vereins im Laufe der letzten zwölf Monate berichten kann.

Aber mit der Publikation der neuesten Ergebnisse historischer, kunsthistorischer und naturwissenschaftlicher Erforschung des Bodenseegebiets hat die Arbeit unserer Vereinigung keineswegs ihr Bewenden. Es ist stets unser Ziel gewesen und wird auch stets unser Ziel sein, unseren Mitgliedern und Gästen einen un-mittelbaren Zugang zu den historischen Stätten, zu den kunstgeschichtlichen Denkmälern und zu den naturkundlichen Besonderheiten unserer Landschaft zu eröffnen. Stehen auf unseren Jahresversammlungen eher Geschichte und Kunstgeschichte als Naturkunde unseres Raumes im Mittelpunkt der Vorträge und Exkursionen, so kommt demgegenüber die Naturwissenschaft ganz zu ihrem Recht bei der jährlichen naturwissenschaftlichen Exkursion, die diesmal am 22. Mai, ausgezeichnet organisiert durch unseren Vorstandskollegen, Herrn Dr. Hubert Lehn, unter Führung des Konstanzer Vogelexperten Jakobi, ins Wollmatinger Ried führte. 35 Mitglieder und Freunde unseres Vereins nahmen an der überaus instruktiven Führung durch dieses bedeutende Naturschutzgebiet teil.

Dann aber haben wir in den allerletzten Jahren auch damit begonnen, vor allem da, wo uns noch ein gewisses Reservoir für die Gewinnung neuer Mitglieder zu bestehen scheint, nämlich im Linzgau und in Oberschwaben, durch Einzelvorträge auf unsere Tätigkeit hinzuweisen. Wir haben auch diese Vorträge im Berichtszeitraum wiederum fortgesetzt.

Und so konnten wir – dank der ausgezeichneten Vorbereitung durch unser Mitglied, den ehemaligen Meersburger Stadtarchivar Lic. Guntram Brummer, am 21. November 1975 in Meersburg neuerlich einen Vortragsabend veranstalten. Diesmal gab im Spiegelsaal des Meersburger Schlosses unser Mitglied, der Ravensburger Stadtarchivar Dr. Peter Eitel, eine eindrucksvolle Einführung in Geschichte und Kultur seiner Stadt Ravensburg.

Und nicht zuletzt der Initiative Dr. Eitels verdankten wir andererseits die Möglichkeit, einen ähnlichen Vortragsabend auch in Ravensburg durchführen zu können.

Hier gab am 23. April unser Vorstandskollege, der St. Galler Stadtarchivar Dr. Ernst Ziegler, anhand von ganz ausgezeichneten Lichtbildern einen Einblick in Wesen und Eigenart des St. Galler Leinwandgewerbes, eines einstmals für unseren Raum geradezu charakteristischen Gewerbe-zweiges. Beide Vorträge hatten – wie erhofft – die Folge, daß sowohl in Meersburg als auch in Ravensburg eine ganze Reihe neuer Mitglieder zu uns stieß.

Hatten uns schon diese Vorträge neue Mitglieder zugeführt, so wurde dieser Trend, wenn ich mich einmal dieses Ausdrucks bedienen darf, noch flankierend unterstützt durch den gezielten Versand unseres im Frühjahr erschienenen Werbeblatts, dessen Text noch von unserem verstorbenen Vorstandsmitglied Dr. Wolfgang Bühler gestaltet worden war und für dessen Bebilderung und endgültige Aufmachung die Vorstandskollegen Eduard Hindelang und Dr. Ernst Ziegler Sorge getragen haben. Dieses Werbeblatt, von dem wir bereits eine zweite Auf-

lage haben herstellen müssen, hat – zusammen mit der werbenden Wirkung der beiden Vorträge – dazu geführt, daß die Zahl unserer Mitglieder in Liechtenstein, in der Schweiz, in Österreich und in Deutschland von 729 im März dieses Jahres um über 100 auf 837 am heutigen Tag angestiegen ist, auf eine Zahl also, die uns hoffen läßt, daß wir – wenn unsere Werbung weiter so erfolgreich sein sollte – doch einmal wieder die 1000er Grenze überschreiten können, die unser Verein vor mehr als 50 Jahren schon einmal überschritten hatte, als er 1926 noch 1592 Mitglieder zählte.

Und in diesem Zusammenhang habe ich eine herzliche Bitte an Sie alle, meine Damen und Herren. Nennen Sie unseren Geschäftsstellen Namen von Persönlichkeiten, von denen Sie annehmen können, daß sie sich für unsere Tätigkeit interessieren: Wir werden dann gerne durch die Zusendung unseres Werbeblattes tätig werden.

Am Schluß dieses meines Jahresberichtes, den ich Ihnen heute habe erstatten dürfen, ist es mir aber ein echtes Anliegen, Dank zu sagen. Dank zu sagen einmal den Mitgliedern für ihre Treue, Dank zu sagen allen Vorstandskollegen für die vertrauensvolle Zusammenarbeit, Dank zu sagen aber auch an Herrn Messerschmid für die unermüdliche Betreuung unseres Friedrichshafener Schriftenlagers und Herrn Kramer für die Betreuung der Bodensee-Bibliothek. Dank zu sagen aber auch meinen eigenen Mitarbeitern, ohne deren dauernde Hilfe unsere Arbeit nur sehr schwer zu bewältigen gewesen wäre.

DR. HELMUT MAURER



## Bericht über die 89. Hauptversammlung in Stein am Rhein am 11./12. September 1976

Bei der Begrüßungsansprache der Mitglieder und Freunde unseres Vereins sagte u. a. Präsident *Dr. Helmut Maurer*, es sei eigentlich unverstündlich und durch nichts gerechtfertigt, daß die letzte Mitgliederversammlung des Bodensee-Geschichtsvereins in dieser Stadt mit dem vielleicht schönsten und besterhaltensten mittelalterlichen Ortsbild im Umkreis des Sees vor 71 Jahren stattgefunden habe, nämlich 1883 und 1905. Vielleicht ist neben dem sehr ansprechenden Programm gerade darauf der ausgezeichnete Besuch zurückzuführen, eine Reverenz vor der anschaulich-lebendigen Geschichtlichkeit und der bekannten Gastlichkeit des kleinen Städtchens am Rheinausfluß. Auf den Bericht über die Tagung im Jahre 1883 hinweisend, bemerkte der Präsident, daß sich in diesen hundert Jahren ein Wandel in der Stellung von Heimat- und Landesgeschichte im öffentlichen Bewußtsein vollzogen habe. Man pflege zu sagen, das historische Bewußtsein habe sich entscheidend verändert, ja sogar verflüchtigt. Dem stehe allerdings die Tatsache entgegen, daß der Verein für Geschichte des Bodensees in den zurückliegenden drei bis vier Monaten über hundert neue Mitglieder habe gewinnen können. Diese, sowie andere Beobachtungen und Erfahrungen ließen daran zweifeln, ob es um das Geschichtsbewußtsein wirklich so schlecht bestellt sei, wie man allenthalben hören könne. Die Geschichtsvereine hätten auch heute die nicht zu übersehende Aufgabe und Verpflichtung, das Interesse an der Geschichte – zumindest auf der Ebene der Landes- und Heimatgeschichte – zu wecken und anzusprechen. Hierzu möge auch diese Tagung mit ihren Führungen, Exkursionen und Vorträgen das Ihre beitragen.

Der Steiner Stadtpräsident *Dr. Arnold Bächtold* ließ es sich trotz der am 12. September stattfindenden Wahl des Stadtpräsidenten durch die Einwohnerschaft nicht nehmen, den Vorstand in den stilvollen historischen Räumen des Steiner Rathauses (erbaut 1539/42, renoviert 1898/1900) zu empfangen und an fast allen unseren Veranstaltungen mitzuwirken und anwesend zu sein. *Dr. Bächtold* gab einen kurzen trefflichen Überblick über die Geschichte Steins, das in vorgeschichtlicher Zeit im Zusammenhang mit dem Rheinübergang und der späteren Rheinbrücke entstanden ist. Die Römer errichteten hier um die Mitte des 1. Jahrhunderts eine 440 Meter lange Jochbrücke über den Rhein (im Bereich der Insel *Werd*) und erbauten im 3. Jh. ein Steinkastell auf dem Hügel von *Burg*. Um das Jahr 1005 wurde das *St. Georgen*kloster vom *Hohentwiel* hierher verlegt. Auf dem *Berg Hohenklingen* entstand im 12. Jh. eine *Schutzburg* für das Kloster, dessen *Schutzvogtei* seit 1218 die edelfreien Herren von *Klingen* (seit 1327 von *Hohenklingen*) innehatten. 1457 erwarb die Stadt die *klingenbergische Herrschaft* und wurde damit für kurze Zeit reichsfrei. Im Jahre 1484 jedoch mußte sich *Stein*

unter den Schutz und Schirm von Zürich begeben; nach rund 300 Jahren – 1798 – kam Stein zum Kanton Schaffhausen. – In der großen Ratsstube (1542) und der danebenliegenden kleinen Ratsstube (um 1766) sind in der Art eines kleinen Museums, das besichtigt werden kann, besonders wertvolle und schöne geschichtliche, kunstgeschichtliche und handwerkliche Gegenstände ausgestellt. Am schönsten sind wohl die um 1542 in leuchtenden Farben geschaffenen Wappenscheiben, nämlich 13 sogenannte Standesscheiben des damals berühmtesten schweizerischen Glasmalers Karl von Egeri (Aegeri) (gest. 1562) sowie 13 Städtescheiben, zum größten Teil von Caspar Stilhart (gest. 1547) und 4 spätere Scheiben von Schaffhausen und Stein von Andreas Schmucker (1575–1650) und Jakob Weber (1637–1685) von Winterthur. Die einzigartige Bedeutung dieser Scheiben beruht nicht zuletzt in der Tatsache ihrer vollzähligen Überlieferung. Die beiden alten Steiner Stadtfahnen aus dem 15. und 16. Jh. wurden gerade in Zürich restauriert. Eindrucksvoll die Sammlung von Ritterrüstungen und Feuerwaffen, darunter eine in einem Stück gegossene Feldschlange von 1526. Danach machte der mit einheimischem Rotwein gefüllte Pokal des Steiner Bürgersohnes und nachmaligen kaiserlichen Residenten an der Hohen Pforte in Konstantinopel Freiherr Rudolf Schmid von Schwarzenhorn (1590–1667) nach dem vom Stifter vorgeschriebenen Ritual die Runde. Eine jüngst erschienene Monographie von Peter Meisenberger ist „Johann Rudolf Schmid zum Schwarzenhorn als kaiserlicher Resident in Konstantinopel 1629–1643“, Bern/Frankfurt 1973, gewidmet.

#### *Besuch des Museums von St. Georgen und Stadtführung*

Da an die hundert Mitglieder bereits zu den Führungen am Samstagnachmittag erschienen, wurden drei Gruppen gebildet: im Museum von St. Georgen führten der schaffhauserische kantonale Denkmalpfleger *Dr. Urs Ganter* und unser Ehrenpräsident *Dr. Bruno Meyer*, die Stadtführung übernahm *Dr. Arnold Bächtold*.

Im stimmungsvollen Museum in den Räumen des ehemaligen, 1525 im Zuge der Reformation aufgehobenen Benediktinerklosters (Baubestand 12.–16. Jh.) mit der zu Beginn des 12. Jh. erbauten frühromanischen dreischiffigen Basilika, die heute als reformierte Stadtkirche dient, beeindruckten vor allem die Räume der ehemaligen Prälatur (Abtswohnungen) am Rheinufer. Der ältere Bau (1481) des Abtes Jodokus Krum (1460–1490) hat noch ganz den gotischen Charakter bewahrt, während die 1515/16 entstandenen Räume des letzten weltgewandten und kunstsinnigen Abtes David von Winkelsheim (1499–1525) im Stil der Frührenaissance gestaltet sind, eines Stiles, der in dieser Zeit nur Eingang bei der gesellschaftlichen Oberschicht fand und sich in Stein und Umgebung sonst nicht durchgesetzt hat. Fast unversehrt und in originalgetreuer Farbenfrische erhielten sich die großen, in Grisaillemalerei gefertigten Wandbilder der Zurzacher Messe und der 6 Bilder mit Themen der karthagischen und römischen Geschichte (die Städte Rom und Karthago gleichen den damaligen Städten Dießenhofen oder Eglisau, die handelnden Personen tragen die damals hierzulande übliche Kleidung) sowie den großartigen Darstellungen etwa des hl. Sebastians, der Lautenspielerin. Als Maler wirkten u. a. der Schaffhauser Thomas Schmid (um 1510 bis 1527) und Ambrosius Holbein (um 1493–1518). Nach Heinrich Bächtold war

der kunsthistorische Wert dieses Raumes dafür ausschlaggebend, um das ganze Klosterareal als geschütztes Baudenkmal 1926 in den Besitz der Gottfried-Keller-Stiftung zu überführen. Dankbar sei an dieser Stelle erinnert an Prof. Ferdinand Vetter (1847–1924), der das 1875 in den Besitz seiner Familie gelangte Baudenkmal vor Verfall und Umwidmung in eine Fabrik bewahrt hat. Auch die übrigen um den stillen Kreuzgang aus der 2. Hälfte des 15. Jh. gruppierten Räume des Klosters wurden im Laufe der letzten Jahre restauriert, insbesondere die ehemalige Kapelle, das Sommer- und das Winterrefektorium; von den 1892 rekonstruierten Mönchszellen ist nur eine noch im ursprünglichen Zustand des 15. Jh.

Bei der Stadtführung konnte man zahlreiche interessante und schöne Hausrestaurierungen bewundern. Ohne die vorbildliche Mitwirkung und den großen Opfersinn der Bürger und Hauseigentümer wäre die Erhaltung des einzigartig schönen mittelalterlichen Stadtbildes trotz namhafter Zuschüsse von Stadt, Kanton und Bund nicht möglich gewesen. Die einmalige Situation dieses nur 2700 Einwohner zählenden Städtchens mit 26 registrierten Gaststätten und ohne nennenswerte Industrie wird deutlich durch den hohen Stellenwert des Fremdenverkehrs: pro Jahr besuchen 400 000 bis 500 000 Menschen Stein am Rhein. – Interessant zu sehen waren die kleinen, für gesellige Zusammenkünfte und Feste geeigneten Plätze der um den Brückenkopf der Rheinbrücke im ovalen Halbkreis angelegten Stadt; von ehemals drei Stadttoren sind noch zwei erhalten, das Öhninger Tor wurde 1856 abgebrochen. Für den bürgerschaftlichen Geist und Zusammenhalt wichtig sind die jährlichen Stadtfeste und die Vorführung eines Heimatspiels; man hofft, daß bis 1980 die Brücke bei Hemishofen gebaut sein wird (entsprechende Beschlüsse liegen inzwischen vor), deren Hauptaufgabe es ist, den lästigen Durchgangsverkehr aus der Stadt fernzuhalten. Den Abschluß der Stadtführung bildete die Besichtigung des Rathausplatzes mit den malerischen Fresken an den gotischen und Renaissancehäusern. Die meisten Teilnehmer waren überrascht zu hören, daß vor dem Jahre 1900 nur drei Häuser Wandmalereien besaßen, nämlich die „Vordere Krone“ (Fresken um 1734), der „Rote Ochsen“ (1615, Andreas Schmucker 1575–1650 mit nachfolgenden Restaurierungen) und der „Weiße Adler“ mit seinen um 1520 entstandenen berühmten Fresken, die dem Renaissance-Maler Thomas Schmid (gest. zwischen 1550–1560) zugeschrieben werden. Die Rathausfassaden bemalte 1900 der Stuttgarter Historienmaler Carl von Haerberlin (1832–1911) mit Themen aus der Steiner Geschichte (u. a. die Mordnachtsage „No e Wili“). Dies gab wiederum den Anstoß zur stilvollen Bemalung der übrigen Häuser (z. T. erst 1924 und in den letzten 15–20 Jahren); bei den Themen dominieren solche biblischen Charakters oder aus der antiken Mythologie, so daß eine große und einheitliche Wirkung zustande kommt.

#### *Vortrag „Restaurierungen in Stein am Rhein“*

Nach dem gemeinsamen Abendessen im Hotel „Adler“ hielt im gleichen Hause der Obmann des Schaffhauser Heimatschutzes und stellvertretende Vorsitzende des schweizerischen Heimatschutzes, Dr. Hans-Peter Böhni, einen höchst instruktiven Farblichbildervortrag über „Restaurierungen in Stein am Rhein“, der die im Laufe des Nachmittags gewonnenen Eindrücke vertiefte und erweiterte. In

Form einer sympathischen Plauderei berichtete der Referent von den speziellen Steiner Vorhaben und Lösungen im Bereich der Erhaltung und Pflege von Bau- und Denkmälern im Laufe der letzten 15 Jahre. Dr. Böhni führte die Erhaltung des Steiner Ortsbildes darauf zurück, daß einmal die Bürgerschaft durchaus dessen europäische Bedeutung kenne und schätze und daß zum anderen die Rettung des St.-Georgen-Klosters (Gegenbeispiel: Kloster Feldbach bei Steckborn, heute Textilbetrieb) und die Restaurierung des Rathauses wichtige Impulse gegeben hätten. Daraus sei nach deutschem Vorbild der „Heimatschutz“ entstanden. 1924 erhielten weitere Häuser am Rathausplatz Fassadenmalereien (u. a. der „Schwarze Adler“) und in neuerer Zeit das Gebäude der Schaffhauser Kantonalbank, bemalt von Carl Roesch, Dießenhofen, der sich von Teppichen bei einer Corrida in Spanien anregen ließ. Gegenwärtig bereitet die Verkehrslage die größte Sorge; man hoffe, daß man nach dem Bau einer Hemishofer Brücke den Rathausplatz einigermaßen verkehrsfrei halten könne. – Für die Verwirklichung der denkmalpflegerischen Aufgaben war es ausschlaggebend, daß der Steiner Zimmermann Karl Huber in der Lage war, die alten Holzbautechniken nachzuvollziehen; den Geschäftsleuten sei zu danken, daß sie bisher auf große Schaufenster verzichtet hätten. Auch die mit freiwilligen Spenden immer wieder aufgefüllte Kasse der Altstadtstiftung sei eine große Hilfe. In Stein gebe es in fast lückenloser Abfolge alle Typen von Fachwerkbauten: von den ältesten Bohlen-Ständerbauten aus der spätgotischen Zeit im 15./16. Jh. (z. B. Haus „Kupferberg“) über die klassischen Riegelbauten des Barock („zum Hirzli“) im 17./18. Jh. bis zu den reinen späten Konstruktionsriegelbauten des 19. Jh. („Zum Schild“). An einigen Beispielen zeigte nun Dr. Böhni im Detail durchgeführte Restaurierungen. – Präsident Dr. Maurer dankte herzlich für den schönen, zum Nachdenken und denkmalpflegerischen Tun in der eigenen Gemeinde oder Stadt anregenden Vortrag.

### Mitgliederversammlung

Am Sonntagvormittag begann bei Sonnenschein die 89. Mitgliederversammlung in den hellen Räumen der 1965 fertiggestellten Hopfengartenschule in Stein am Rhein, deren Aula sich vorzüglich für die Lichtbildervorträge eignete. Der Präsident konnte begrüßen die Ehrenmitglieder *Prof. Dr. Kiefer*, *Dr. Grabherr*, *Prof. Dr. Duft* und den Ehrenvorsitzenden *Dr. Bruno Meyer*. Die Tagesordnung wurde zügig abgewickelt (Jahresbericht des Präsidenten und Kassenbericht des Schatzmeisters Eduard Hindelang). Den Prüfungsbericht erstattete Hubertus Bürgel aus Friedrichshafen, der unter anderem auf die erfreuliche Tatsache hinwies, daß die Rechnungsführung des Vereins kostenlos vom Büro Eggert in Friedrichshafen auf die EDV-Anlage genommen sei. Die Entlastung von Vorstand und Schatzmeister erfolgte einstimmig. Der Schatzmeister wünschte, daß die Mitglieder mehr von dem Abbuchungsverfahren Gebrauch machen sollten, das bis jetzt nur von 89 Mitgliedern bei 539 deutschen Mitgliedern geübt werde. Allein in diesem Jahre seien 187 Mahnungen erforderlich gewesen. Es läge im Interesse des Vereins, fällige Rechnungen wegen des Skontos umgehend zu bezahlen, aber dazu müsse man flüssig sein. Er bittet deshalb, daß man nicht nur DM 20,-, sondern möglichst mehr überweisen solle; wer eine Spendenbescheinigung wünsche (diese ist



identisch mit der vom Postamt gestempelten Einzahlungskarte), sollte seine Einzahlung über die Stadtkasse Friedrichshafen leisten. – Die Zuwahl von *Prof. Dr. Peter Faessler* aus Trogen-Appenzell/Außerrhoden und des Überlinger Stadtarchivars *Lic. Guntram Brummer* in den Vorstand erfolgte einstimmig. Nächster Tagungsort wird Bregenz sein.

Präsident Maurer eröffnete die öffentliche Versammlung mit einem Grußwort an den Ehrenvorsitzenden, die Ehrenmitglieder sowie insbesondere an Stadtpräsident Dr. Arnold Bächtold, dem er noch einmal für seine Mühe besonders dankte. Ferner begrüßte er den Regierungsrat Alfred Abegg aus Frauenfeld (Thurgau) und den Schaffhauser Stadtarchivar Dr. Hans Lieb. Für Stadt und Kanton Schaffhausen entbot Dr. Arnold Bächtold ein herzliches Grußwort und entschuldigte den Regierungspräsidenten Ernst Neukomm. Er meinte, Stein am Rhein liege im Zentrum der Wirkungsbereiche vom Bodensee-Geschichtsverein, Hegau-Geschichtsverein und den historischen Vereinen der Kantone Schaffhausen und Thurgau. Er beschloß seine humorvollen kurzen Ausführungen mit dem Wunsche, daß es nicht wieder 71 Jahre bis zur nächsten Mitgliederversammlung dauere.

#### *Die Vorträge*

Der erste Vortrag von *Jost Bürgi*, dem Kantonsarchäologen des Kantons Thurgau aus Frauenfeld galt dem Thema „Die Besiedlung des Klettgaus und von Schleithheim zu römischer Zeit“. Einleitend gab er einen kurzen Überblick über Schwerpunkte der spätrömischen Forschungen in Arbon, Pfyn und Burg bei Stein am Rhein. Dabei bezeichnete er scherzhaft die Archäologie als eine Methode der Weiterführung der Geschichtsforschung mit Brachialgewalt. Die Zeit der „Lustgrabungen“ sei vorbei; heute gehe es darum, all das noch aufzuzeichnen und zu retten, was durch andere zerstört werde (Feuerwehreinätze). Plangrabungen seien selten geworden, Zufallsfunde ebenfalls. – Die genannten drei Kastelle seien besonders interessant und auch gefährdet gewesen. In Arbon habe man beim Umbau des Schlosses einige wichtige Befunde noch feststellen können. In Pfyn werde im Augenblick gegraben und in Burg stehe eine Grabung bevor, wenn in der Johanniskirche eine Fußbodenheizung eingebaut wird. Die Ausgrabungen in Pfyn waren recht ergiebig, unter anderem hat man über 200 spätrömische Münzen gefunden, sehr viel Keramik und insbesondere über 100 Haarnadeln. In Burg hat sich im Kastell eine christliche Gemeinde festgesetzt (ca. 5. Jh.). Man hat jedoch innerhalb des Kastells bisher keine weiteren Funde gemacht, fand dagegen auf dem nahegelegenen Friedhof in Eschenz eine großartige Jagdschale (bisher ein Unikum); ferner habe man festgestellt, daß die Beisetzungen auf dem Eschenzer Friedhof entweder in Nordsüd- oder in Ostwest-Richtung erfolgten: bei diesen haben die Toten in der Regel die Hände gefaltet, während bei den Nordsüd-Gräbern die Bestattungen älter zu sein scheinen. Unter anderem gab es wertvolle Glasfunde aus dem frühen 4. Jh. (Schlangenfärbegläser). – Die Ausgrabungen in Schleithheim mußten erfolgen, weil in dem Bereich des spätrömischen Vicus eine Industriezone ausgewiesen wird und weil im speziellen Fall ein Landwirt einen Schweinestall im Bereich einer Therme erbauen wollte. Von

Schleitheim war früher schon verhältnismäßig viel bekannt, u. a. etwa seit 1860 die Lage eines römischen Tempels. Die Siedlung hatte etwa 2000–3000 Einwohner. Es handelt sich also um eine „Feuerwehrgrabung“, für die der Kanton Schaffhausen 150 000.– Franken zusätzlich bewilligte. Die Bevölkerung nahm an den Ausgrabungen lebhaften Anteil: bei Führungen kamen bis zu 1000 Personen. Die Ausgrabung lohnte sich auch deshalb, weil dieser Vicus bis jetzt weder überbaut noch gestört war, so daß man das Leben in einer spätrömischen Kleinstadt in einer besonders schönen Weise erforschen könne. So wurden in Schleitheim die neuesten und wichtigsten Erkenntnisse der provinzialrömischen Forschung gewonnen.

Der zweite naturwissenschaftliche Vortrag von *Dr. Franz Hofmann* aus Neuhausen am Rheinfall behandelte das Thema „Neue Aspekte der eiszeitlichen Landschaftsgeschichte im Bodensee- und Hochrheingebiet“. Der gehaltvolle Vortrag ist in diesem Jahresheft abgedruckt.

Dr. Maurer dankte den beiden Referenten für ihre vorzüglichen Ausführungen sehr herzlich und wies noch auf das im Entstehen begriffene Bodenseefischerei-Museum in Ermatingen hin, das Dr. Wepfer einrichtete und leitet.

### *Fußwanderung am Rhein entlang*

Nach dem gemeinsamen Mittagessen im Hotel „Rheinfels“, bei dem der Tettlinger Vereinspfleger *Dr. Alex Frick* in Versform eine meisterliche Damenrede hielt, traf man sich vor der Kirche in Stein/Burg und besichtigte in drei Gruppen das Kastell mit der bereits 799 erwähnten jetzigen reformierten Pfarrkirche St. Johannis Ev. (Frau *Dr. Hildegard Urner-Astholz*), die Insel Werd (*Jost Bürgi*) und das ehemalige Kloster Wagenhausen (*Dr. Bruno Meyer*). Der Weg zu den einzelnen Orten führte jeweils am Rhein entlang; die Teilnehmer der Tagung begrüßten lebhaft die originelle Idee, statt einer Omnibusfahrt einmal eine kleine Fußwanderung zu machen. – In der um 1083 errichteten ehemaligen Benediktinerabtei St. Maria zu Wagenhausen am Südufer des Hochrheins, seit 1427 Propstei von Allerheiligen-Schaffhausen, stellte Dr. Meyer die Einmaligkeit der aus dem 11. Jh. stammenden Anlage heraus, die infolge geringer Mittel des Konvents in den späteren Jahrhunderten nicht verändert wurde. Der sogenannte Kapitelsaal belegte eindrucklich den „Wohnkomfort“ jener Zeit und man fragte sich, wo und wie die 39 Mönche in der Blütezeit des Klosters hier Platz gefunden haben. Die Klosterkirche war 1087 im Rohbau fertig und stellt sich dar als eine frühromanische, einst dreischiffige Basilika, der das nördliche Seitenschiff fehlt. Frau Dr. Urner-Astholz gab in einer überaus anregenden Art eine großartige Einführung in die Welt der spätgotischen Fresken, die in ihrer Art ebenfalls für die Schweiz ein einmaliges Ensemble darstellen. Die Kirche besitzt 33 Darstellungen aus der Heilsgeschichte etwa aus der Zeit von 1466–1469. – Herr Bürgi gab eine sehr schöne Darstellung der ur- und frühgeschichtlichen Besiedlung der Insel Werd seit dem 3. vorchristlichen Jahrtausend. Die einzelnen Kulturschichten sind in einer kleinen Ausstellung im Gebäude der Propstei auf der Insel ausgestellt. Besonderes Interesse fand die St.-Otmar-Kapelle auf der Insel, wo der Heilige bis zu seinem Tode 759 gefangengehalten wurde und zehn Jahre lang beigesetzt war;

danach brachten die St. Galler Mönche den Leichnam ihres Abtes wieder in sein Kloster zurück.

Die vorzüglich vorbereitete Steiner Hauptversammlung war in allen Teilen wohl gelungen und mehr als sonst ausschließlich vom Genius loci geprägt. Den für das Zustandekommen der Tagung Verantwortlichen sowie allen Referenten, die neueste Erkenntnisse und Ergebnisse der Wissenschaft und eigener Forschungen anregend und eindringlich vermittelten, gebühren Dank und Anerkennung.

HERBERT BERNER

# Die Krypta im Münster Unserer Lieben Frau zu Konstanz

*Ergebnisse des Bauuntersuches von 1975*

VON PETER EGGENBERGER UND WERNER STÖCKLI

## VORWORT

Das Münster Unserer Lieben Frau zu Konstanz nimmt in der reichen kunsthistorischen Topographie des Bodenseeraumes einen wichtigen Platz ein. Als Zentrum des Bistums, dessen Ursprung eng mit der Christianisierung und der politischen Gestaltung des nördlichen Voralpenraumes verknüpft ist, kommt dem Münster eine Stellung zu, der – zusammen mit derjenigen benachbarter Klöster – für die frühmittelalterliche Monumenten- und Geschichtsforschung in diesem Raum höchste Bedeutung zuzumessen ist.

Während die historische Forschung sich der Entwicklung des Bistums und damit der Stadt Konstanz als Sitz des Bischofs schon früh mit aller Intensität annahm, blieb die kunstgeschichtliche Bearbeitung der Bischofskirche vernachlässigt und kam nie über begrenzte archäologische Untersuchungen am Bau hinaus. Ausgedehnte, flächige Grabungen, die einzig über die Vorgängerkirchen des heutigen Münsters Klarheit schaffen könnten, unterblieben bis heute. Somit ist die Erforschung der Baugeschichte des bestehenden Münsters fast ausschließlich auf Beobachtungen am sichtbaren Bestand und auf die spärlichen historischen Bau- nachrichten angewiesen. In jüngster Zeit ging die archäologische Fragestellung sogar vorwiegend von der rein historischen Forschung aus.

Die Krypta, in der vor allem die Reliquien des hl. Pelagius verehrt wurden, nimmt in der Baugeschichte des Münsters zu Konstanz einen zentralen Platz ein. Man vermutet in ihr den ältesten Teil des heute erhaltenen Baues. Die Restaurierung der Krypta von 1974/75 gab den verantwortlichen Behörden Gelegenheit, eingehende Untersuchungen am größtenteils freigelegten Mauerwerk zu veranlassen. Diese wurden vom 14. April bis 13. Mai 1975 von den Verfassern dieses Aufsatzes im Auftrage des Staatlichen Hochbauamtes Konstanz und des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg durchgeführt. Beiden Ämtern war es ein Anliegen, die Arbeit in jeder erdenklichen Art zu fördern und damit einen Bauuntersuch der Krypta im modernen Sinne zu ermöglichen, der für die künftige Erforschung der Oberkirche wegleitend sein möge. Die zeichnerische Dokumentation der Befunde konnte indessen nicht auf das Wünschbare ausgedehnt werden.

Es bleibt uns die angenehme Pflicht, allen Behörden und Personen, die einerseits den Bauuntersuch und andererseits diese Publikation ermöglichten, zu danken, insbesondere Herrn Baudirektor Franz Hitzel vom Staatlichen Hochbau-

amt Konstanz, der Außenstelle Freiburg des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg, dem Erzbischöflichen Ordinariat Freiburg i. Br., Herrn Dr. Helmut Maurer, Stadtarchivar in Konstanz und dem Redakteur der Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung, Herrn Dr. Ulrich Leiner. Dank gebührt ebenfalls unseren Mitarbeitern, dem Zeichner Franz Wadsack und den Photographen Suzanne und Daniel Fibbi-Aeppli.

Wir legen im folgenden die Ergebnisse unserer Untersuchungen vor. Sie schaffen einerseits Klarheit, andererseits werfen sie neue Fragen auf, die – wenn überhaupt je vollständig – erst durch Bauanalysen und Grabungen in der Oberkirche beantwortet werden können.

## STAND DER FORSCHUNG

Im heutigen Zustand bildet die Konstanzer Anlage eine rechtwinklige Gangkrypta, deren Stollen seitlich auf der Mittelachse in eine zentrale, gewölbte Halle münden; diese ist durch drei Stützenpaare in drei Schiffe zu je vier Jochen unterteilt. Wir können drei Stützentypen unterscheiden: im Osten ruht das Gewölbe auf vier gleichartigen Säulen mit Akanthuskapiteln, im Westen auf einem Stützenpaar unterschiedlicher Gestaltung. Auf der Südseite folgt über einem Säulenschaft ein Figurenkapitell, auf der Nordseite über einem Tuffpfeiler ein Polsterkapitell. In der östlichen Stirnmauer öffnen sich drei rundbogige Fenster, westlich der Halle liegt die viereckige *confessio* mit dem *sepulcrum* in Form eines sarkophagähnlichen Reliquiars. Der südliche Zugangsstollen weitet sich am Gelenk zu einer quadratischen, niederen Kapelle, im Norden liegt an analoger Stelle die große Vorhalle zur Konradikapelle. Die ursprünglichen Zugänge aus den Seitenschiffen der Oberkirche sind durch das Lager der Chortreppe vermauert und werden als Keller und Heizungskanal benutzt. Der Zugang erfolgt heute durch die Vorhalle im Norden.

Wie bei der Erforschung der Oberkirche mußten sich die bisherigen Sachbearbeiter auf die Befunde am sichtbaren Bestand stützen. Es ist daher nicht erstaunlich, daß aus den Untersuchungen stark voneinander abweichende Hypothesen resultierten. Angelpunkt der Diskussion bildete die zentrale Halle, deren verschiedenartige Stützentypen Anlaß zu unterschiedlichen Meinungen gaben. Als „Aufhänger“ für eine Datierung benützte die Forschung die früheste, in der Chronik Hermann d. Lahmen überlieferten Baunachricht, wonach Bischof Lampert 995 mit dem Umbau der bestehenden Kirche begonnen habe.

Die bisherigen Hypothesen können in zwei Gruppen zusammengefaßt werden. Josef Hecht, Albert Knoepfli, Friedrich Oswald u. a. plädieren für Einheitlichkeit von Krypta und Chor der Oberkirche und weisen die Entstehung der gesamten heute bestehenden Anlage mit Ausnahme der Vorhalle zur Konradikapelle in die genannte Bauperiode um 1000. Heribert Reiners, Emil Reisser u. a. vermuten hingegen im östlichen Teil mit den vier gleichartigen Säulen die ursprünglich kleinere Halle einer Krypta aus merowingischer oder karolingischer Zeit. Sie sei erst unter Bischof Lampert um das westliche Stützenpaar und die seitlichen Nebenräume an den Stollengelenken erweitert worden. Die quadratische Kapelle im Süden soll noch im originalen Zustand erhalten sein.



Auf rein historischer Basis befaßte sich Helmut Maurer mit der Entwicklung der Pelagius-Verehrung. Er schreibt die Überführung der Gebeine nach Konstanz Bischof Salomo III. (890–919) zu und regt an, die Baugeschichte der Krypta aufgrund dieser neuen Ergebnisse zu überprüfen, die das Bestehen einer derartigen Anlage schon um 900 nahelegten.

#### DIE ARCHÄOLOGISCHEN UNTERSUCHUNGEN VON 1975

Als wichtigstes Ergebnis darf festgehalten werden, daß die Konstanzer Krypta nicht in einem Zuge erbaut worden ist, sondern ihre heutige Form in der Hauptsache in vier Bauetappen gefunden hat, zwischen welchen noch kleinere bauliche Eingriffe ohne Änderung des Grundrisses erfolgten.

Da die Baugeschichte der Krypta sich nicht von derjenigen der Oberkirche trennen läßt, von dieser aber keine fundierte Chronologie vorliegt, erscheint vorläufig jegliche Datierung unter Benutzung der bekannten Baunachrichten problematisch. Diese wird nach wie vor auf kunsthistorischen Kriterien beruhen müssen. Wir geben daher nur Möglichkeiten einer absoluten Chronologie, die sich durch den Vergleich mit besser datierbaren Anlagen ergeben. Auf die stark

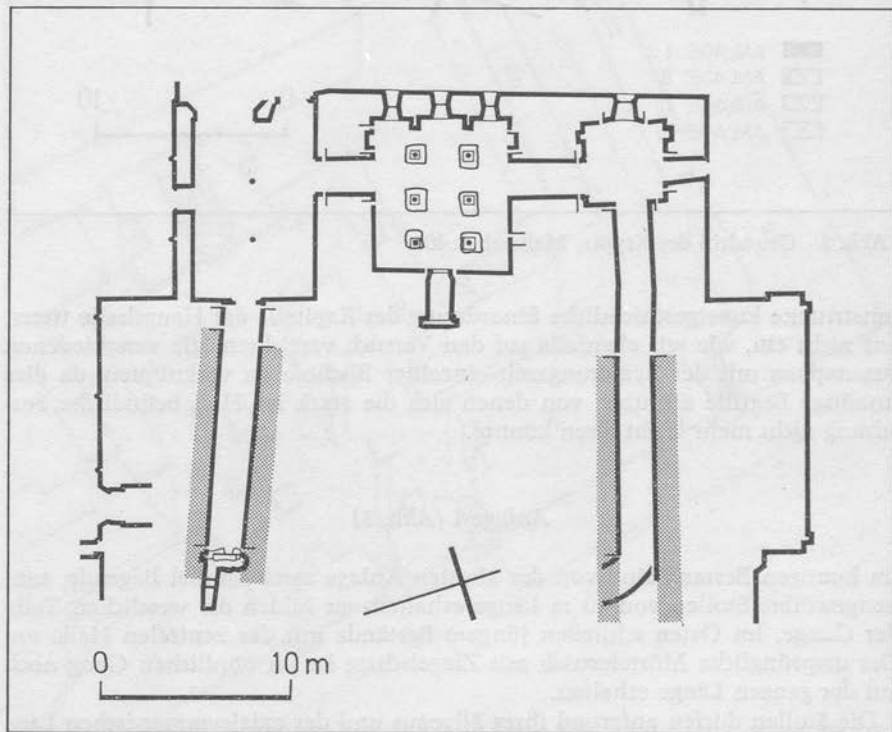


Abb. 1 Grundriß der Krypta I, Maßstab 1:400.

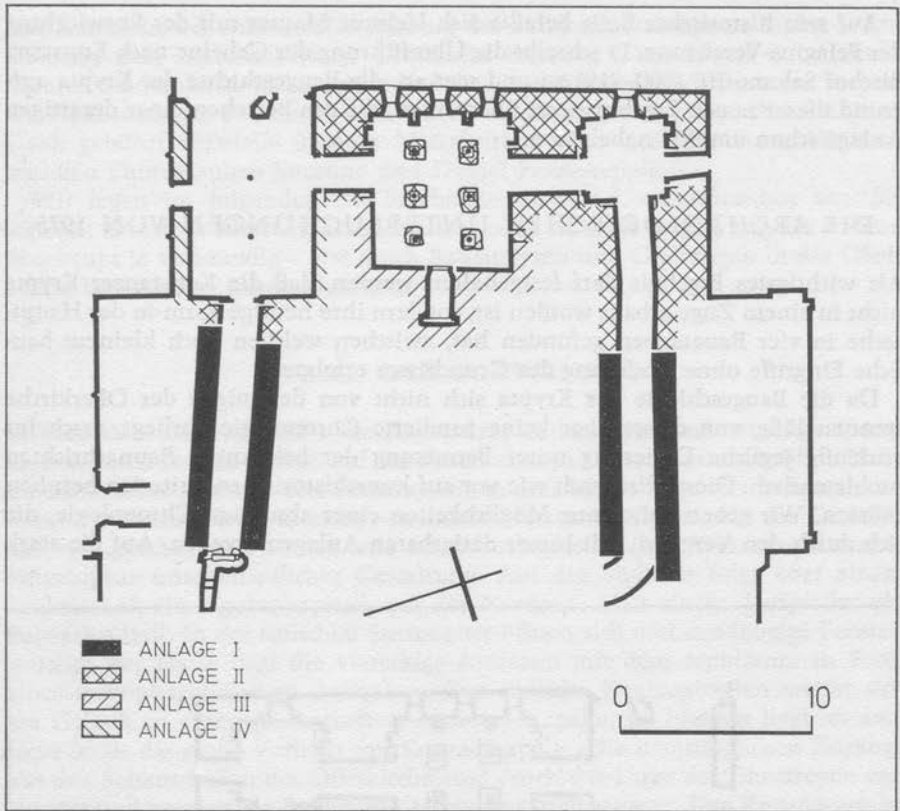


Abb. 2 Grundriß der Krypta, Maßstab 1:400.

umstrittene kunstgeschichtliche Einordnung der Kapitelle der Haupthalle treten wir nicht ein, wie wir ebenfalls auf den Versuch verzichten, die verschiedenen Bauetappen mit der Regierungszeit einzelner Bischöfe zu verknüpfen, da dies unnötige Begriffe einführt, von denen sich die stark im Fluß befindliche Forschung nicht mehr leicht lösen könnte.

#### *Anlage I (Abb. 1)*

Im heutigen Bestand sind von der ältesten Anlage zwei parallel liegende, tonnengewölbte Stollen von 13 m Länge erhalten, sie bilden die westlichen Teile der Gänge. Im Osten schließen jüngere Bestände mit der zentralen Halle an. Der ursprüngliche Mörtelstrich mit Ziegelschrot ist im nördlichen Gang noch auf der ganzen Länge erhalten.

Die Stollen dürfen aufgrund ihres Niveaus und der axialsymmetrischen Lage bezüglich der Oberkirche einer ersten Krypta zugeordnet werden. Ob der vielen

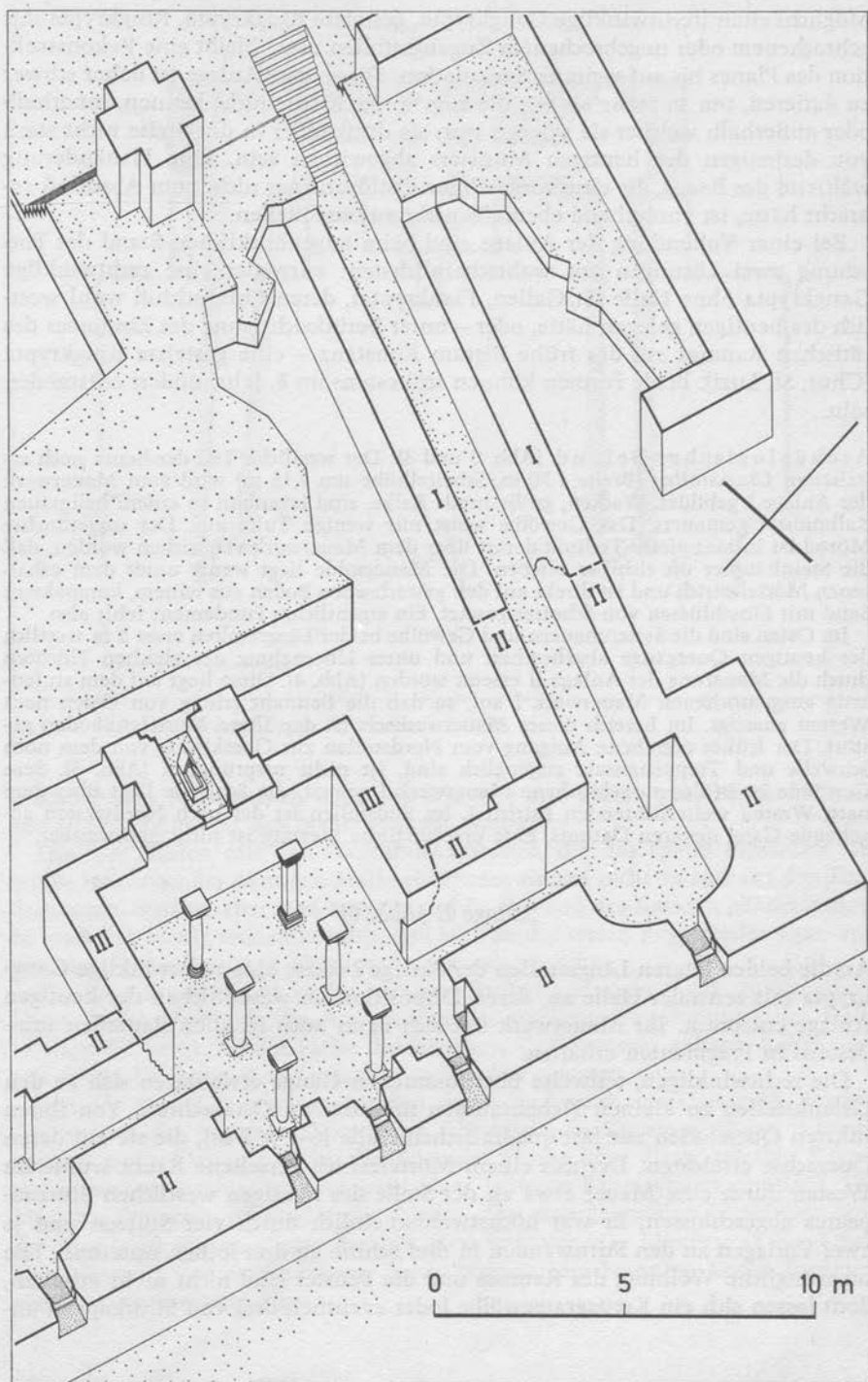


Abb. 3 Isometrische Rekonstruktion der Krypta III mit den wiederverwendeten Teilen der Krypten I und II, Maßstab 1:200.

Möglichkeiten (rechtwinklige Gangkrypta, gestelzte Ringkrypta, Ringkrypta mit gebrochenem oder ungebrochenem Zugangsstollen usw.) bleibt eine Rekonstruktion des Planes bis auf weiteres Spekulation. Diese erste Anlage ist daher schwer zu datieren, um so mehr als wir die zugehörige Kirche nicht kennen, innerhalb oder außerhalb welcher sie gelegen war, sie dürfte aber in der Breite nicht stark von derjenigen des heutigen Münsters abgewichen sein. Eine Planänderung während des Baues, die eine vorgesehene Ostlösung gar nicht zum Abschluß gebracht hätte, ist vorderhand ebenfalls nicht auszuschließen.

Bei einer Vollendung der Anlage sind beim augenblicklichen Stand der Forschung zwei Lösungen am wahrscheinlichsten: entweder eine rechtwinklige Gangkrypta ohne Halle (St. Gallen, Plankrypta), deren Ostabschluß wohl westlich des heutigen gelegen hätte, oder – unter Berücksichtigung des Einflusses des rätischen Raumes auf das frühe Bistum Konstanz – eine gestelzte Ringkrypta (Chur, St. Luzi). Beide Formen können frühestens im 8. Jahrhundert entstanden sein.

Archäologischer Befund (Abb. 2 und 3): Der westliche Teil der heute noch erhaltenen *Längsstollen* (Breite 1,70 m, Scheitelhöhe um 2,15 m) wird vom Mauerwerk der Anlage I gebildet. Wacken, größtenteils Kalke, sind lagenhaft in einem hellgrauen Kalkmörtel gemauert. Das Gewölbe weist nur wenige Tuffe auf. Der ungetünchte Mörtel ist in *rasa-pietra*-Technik derart über dem Mauerwerk verstrichen worden, daß die Steinhäupter oft sichtbar blieben. Die Mauersohle liegt wenig unter dem erhaltenen Mörtelstrich und ist direkt auf den gewachsenen Boden aus feinem, kompaktem Sand mit Einschlüssen von Schotter gesetzt. Ein eigentliches Fundament fehlt also.

Im Osten sind die Seitenmauern und Gewölbe beider *Längsstollen* etwa 8 m westlich der heutigen Quergänge abgebrochen und unter Übernahme der gleichen Fluchten durch die Mauerung der Anlage II ersetzt worden (Abb. 4). Diese liegt auf dem stufenartig ausgebrochenen Mauerwerk I auf, so daß die Baunaht schräg von Osten nach Westen ansteigt. Im Bereich dieses Mauerwechsels ist der ältere Mörtelgußboden gestört. Der früher ergrabene Aufgang vom Nordstollen zur Oberkirche, von dem noch Schwelle und Treppenansatz zugänglich sind, ist nicht ursprünglich (Abb. 5). Sein Gewände ist in das ausgebrochene Mauerwerk I gesetzt, die Schwelle liegt über dem nach Westen weiterführenden Estrich I. Im Südstollen ist der nach Nordwesten abgehende Gang neueren Datums. Eine ursprüngliche Biegung ist nicht nachweisbar.

### Anlage II (Abb. 6)

An die beiden älteren *Längsstollen* der Anlage I setzte eine rechtwinklige Gangkrypta mit zentraler Halle an, deren Disposition im wesentlichen der heutigen Anlage entsprach. Ihr Mauerwerk hat sich denn auch in allen Bauteilen mindestens in Fragmenten erhalten.

Die rechtwinkligen, teilweise übernommenen Gänge erweiterten sich an den Gelenkstellen zu kleinen Nebenräumen mit rundem Ostabschluß. Von ihnen führten Querstollen zur fast quadratischen Halle (6–7 × 7 m), die sie auf deren Querachse erreichten. Der mit einem Mörtelstrich versehene Raum wurde im Westen durch eine Mauer etwa an der Stelle des heutigen westlichen Stützenpaares abgeschlossen. Er war höchstwahrscheinlich durch vier Stützen und je zwei Vorlagen an den Stirnwänden in drei Schiffe zu drei Jochen unterteilt. Die ursprüngliche Wölbung des Raumes und die Fenster sind nicht mehr erhalten, doch lassen sich ein Kreuzgratgewölbe (oder eventuell drei von Stichkappen an-

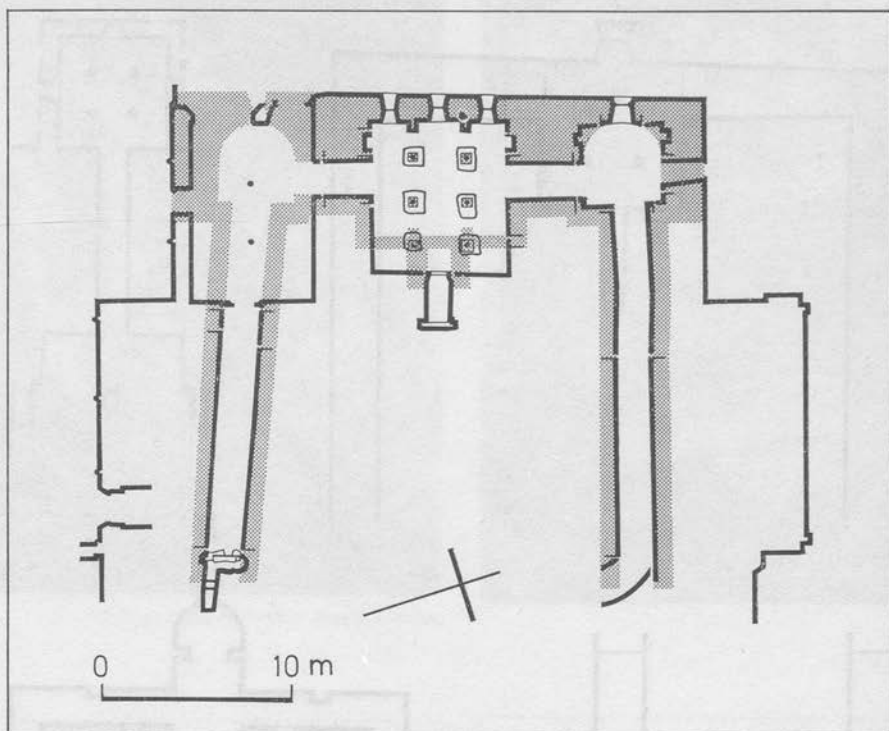


Abb. 6 Grundriß der Krypta II, Maßstab 1:400.

geschnittenen Rundtonnen über den Schiffen) und kleine, rundbogige Öffnungen in der Halle und den Nebenräumen vermuten.

Die vier Säulen mit den Akanthuskapitellen, die das später erneuerte Gewölbe im Osten der heutigen Halle abstützen, stehen nicht *in situ* auf den Fundamenten, dürften aber zum ursprünglichen Bestand des Raumes gehört haben. Es erscheint wenig wahrscheinlich, daß sie von der ersten Krypta oder sogar von einem anderen Bauwerk übernommen worden wären.

Die Lage der *confessio* ist im heutigen Baubestand nicht mehr auszumachen. Diese dürfte aber, wie die Ausführung der späteren Vergrößerung der Halle (Anlage III) zeigt, an der Stelle der heutigen Grabkammer gelegen haben und mit der Halle durch eine *fenestella* verbunden gewesen sein.

Mit der Krypta II erhalten wir den ersten nachweisbaren Grundriß, der mit demjenigen des heutigen Chores der Oberkirche in Zusammenhang gebracht werden kann. Das mit leicht abweichender Flucht über dieser zweiten Krypta errichtete *sanctuarium* ist aber wohl einer späteren Bauetappe zuzuweisen. Die Mauerwerke sind vollständig verschieden. Die unregelmäßige Kieselmauerung der Krypta ist in *rasa-pietra*-Technik glatt verputzt, das Mauerwerk des Oberbaues besteht aus regelmäßigen, durch Fugenstriche betonten Lagen hammergerecht zugeschnittener Steine.



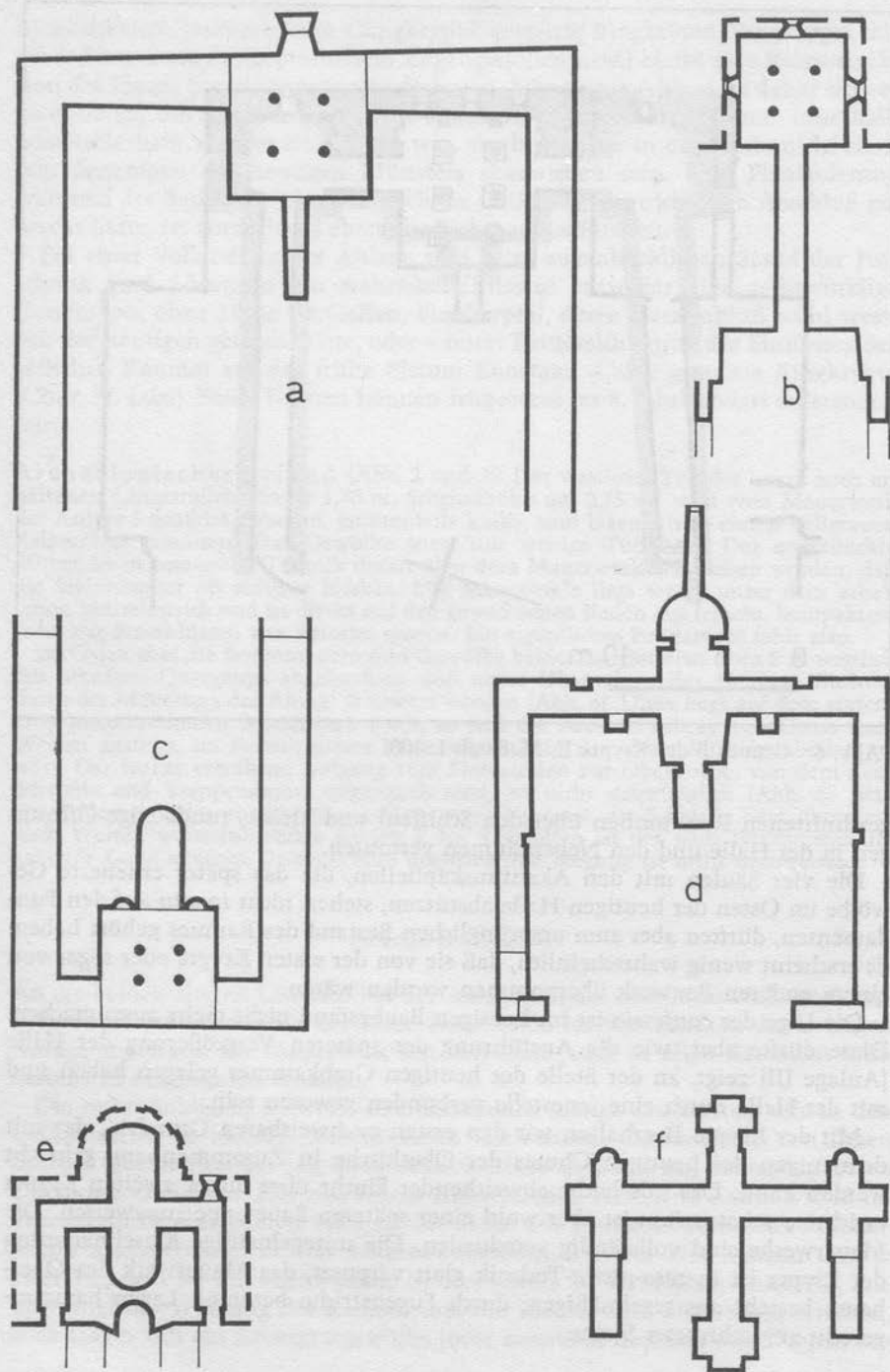


Abb. 7 Karolingische Krypten, Maßstab 1:400.

a=St. Gallen, Galluskrypta; b=Reichenau-Mittelzell; c=St. Gallen, Othmarskrypta; d=Säckingen; e=Zürich, Fraumünster; f=Steinbach.



Alle Aufnahmen Photo Fibbi-Aeppli, Moudon

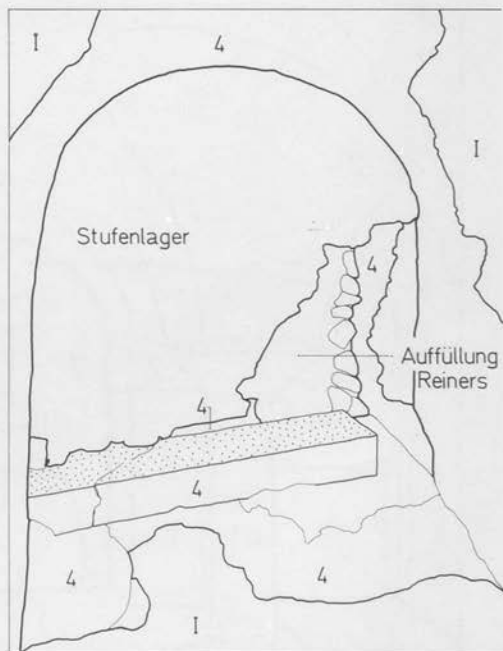
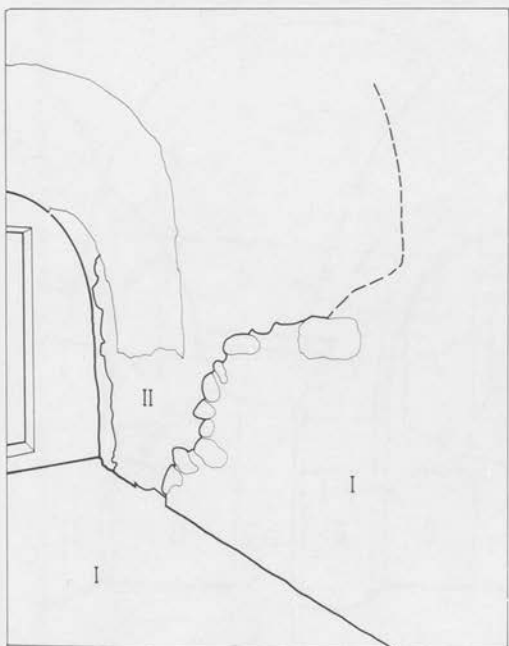


Abb.4 Südseite des nördlichen Längsstollens mit der Baunaht zwischen Anlagen I und II.

Abb.5 Westliches Ende des nördlichen Längsstollens.

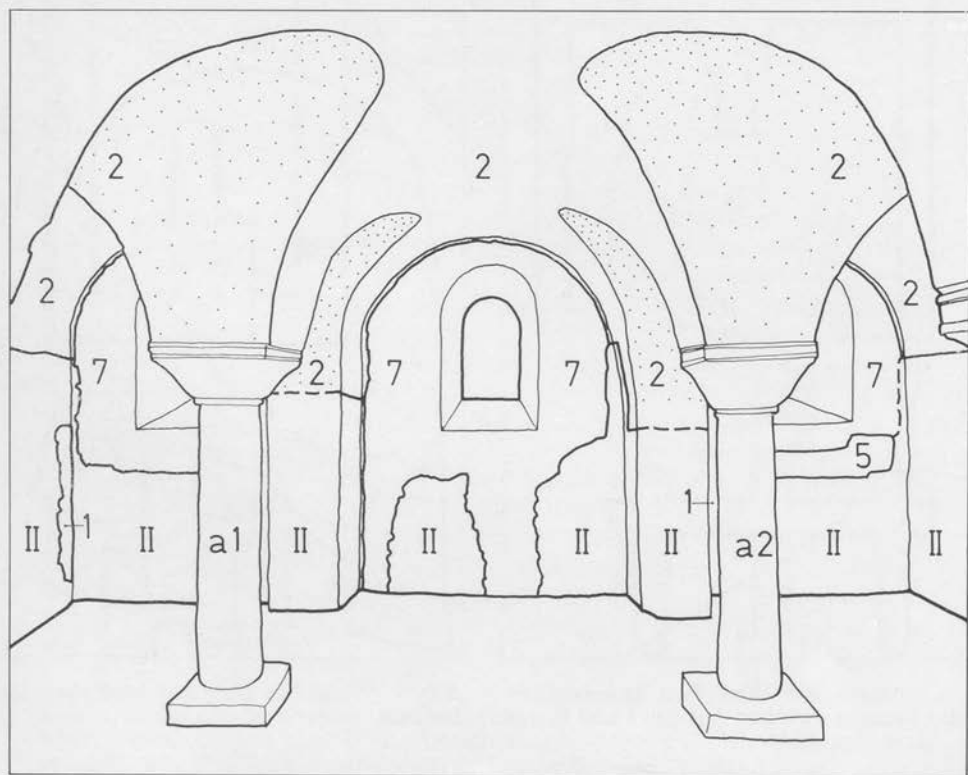


Abb. 8 Ostmauer der Halle.

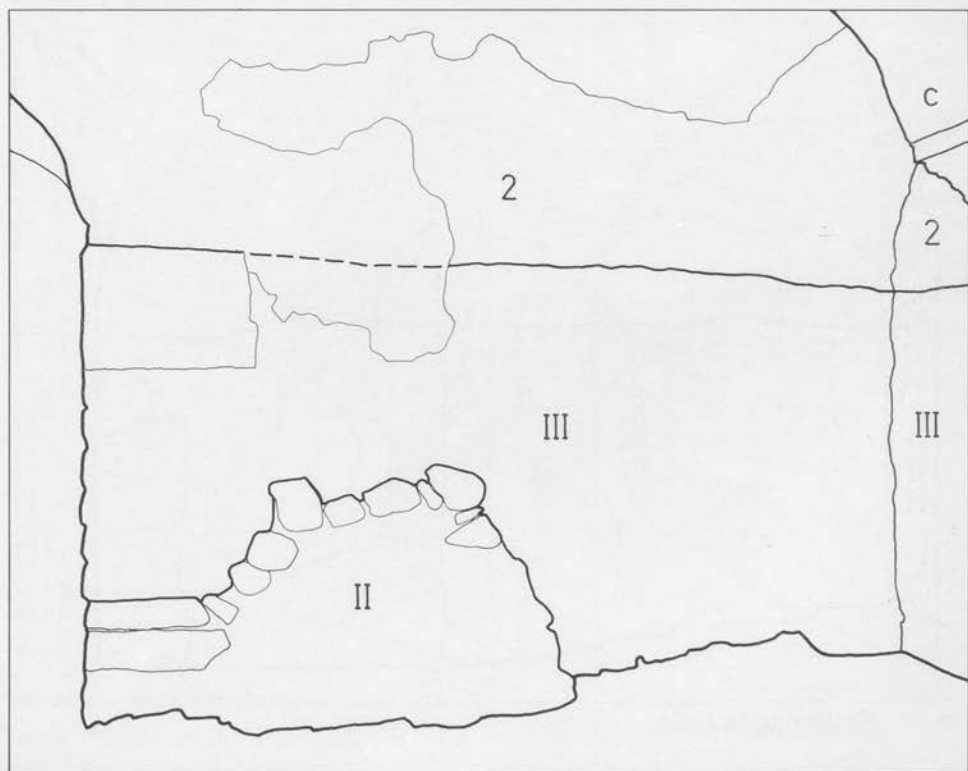
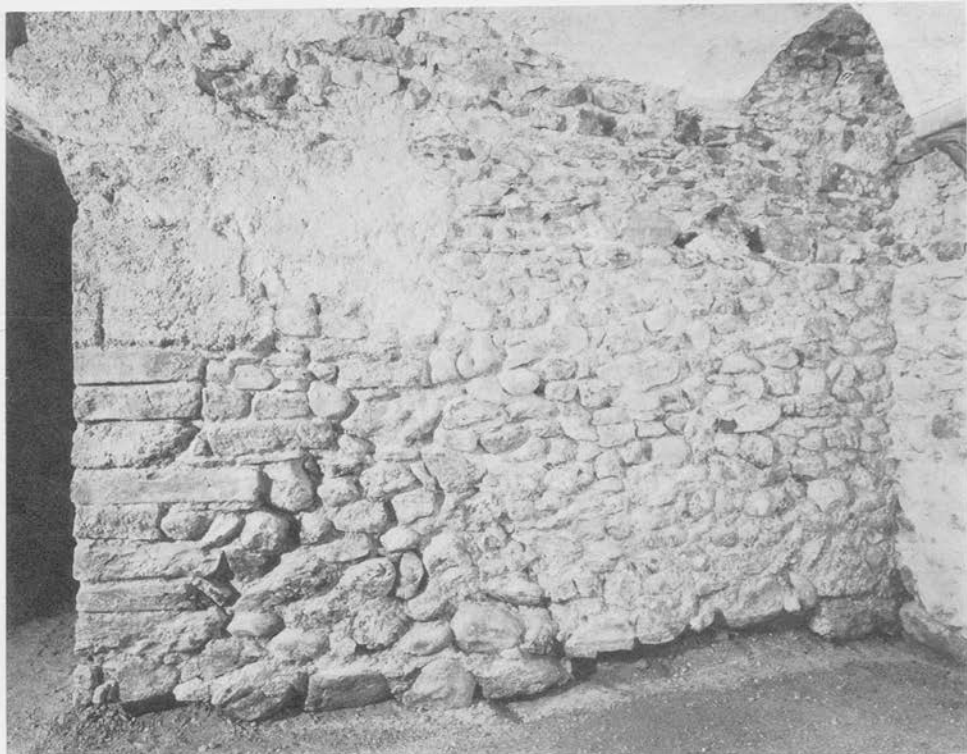


Abb. 9 Südmauer der Halle.

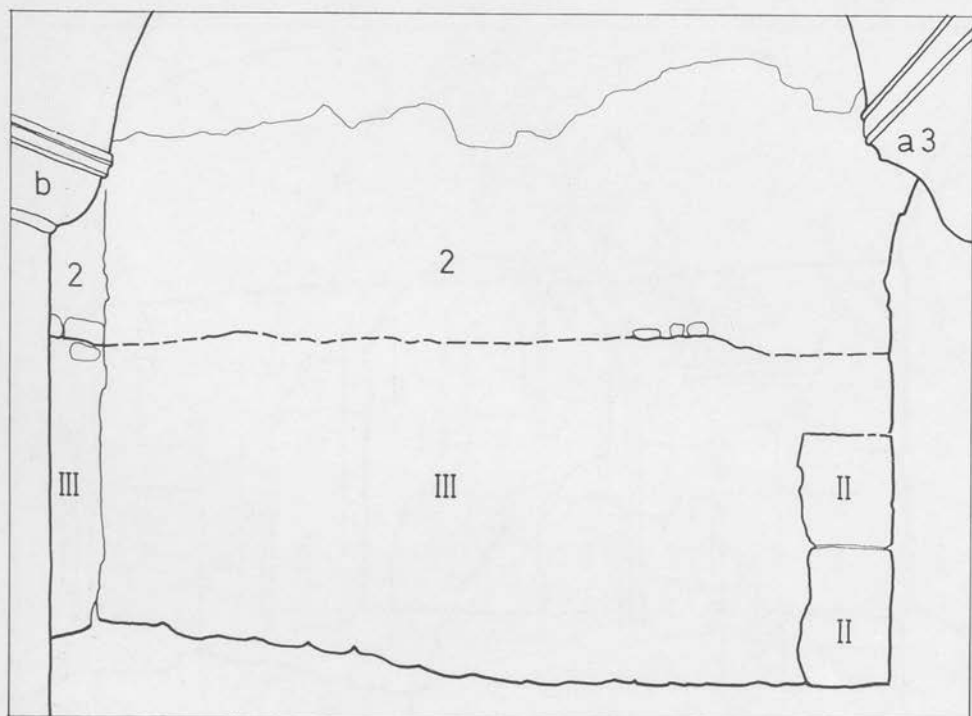


Abb. 10 Nordmauer der Halle.



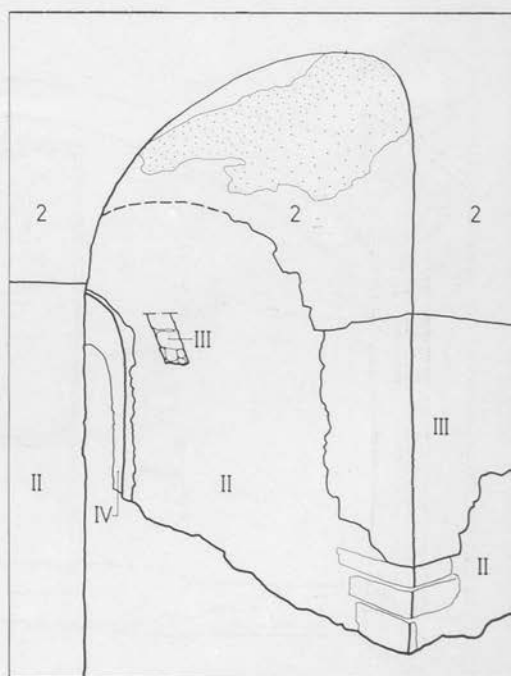
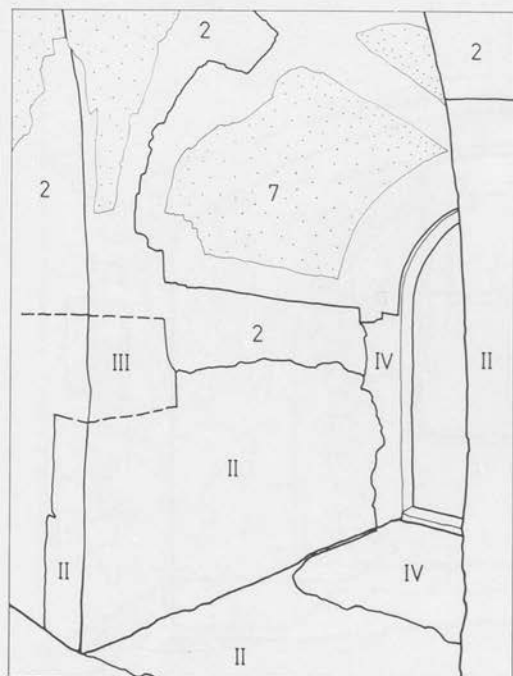


Abb. 11 Nördlicher Querstollen

Abb. 12 Südlicher Querstollen

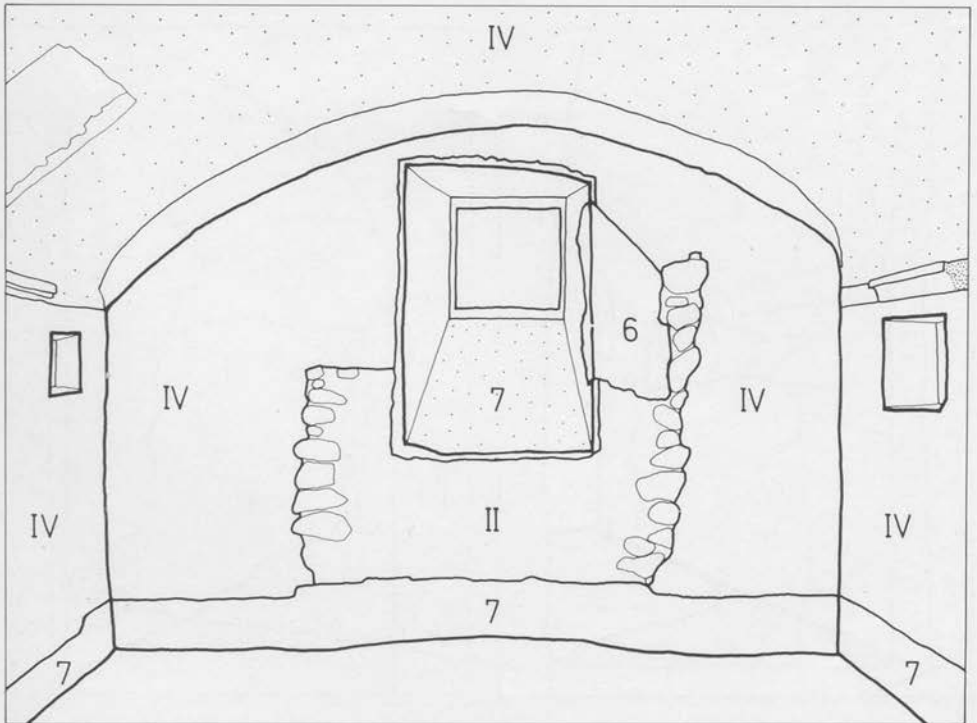
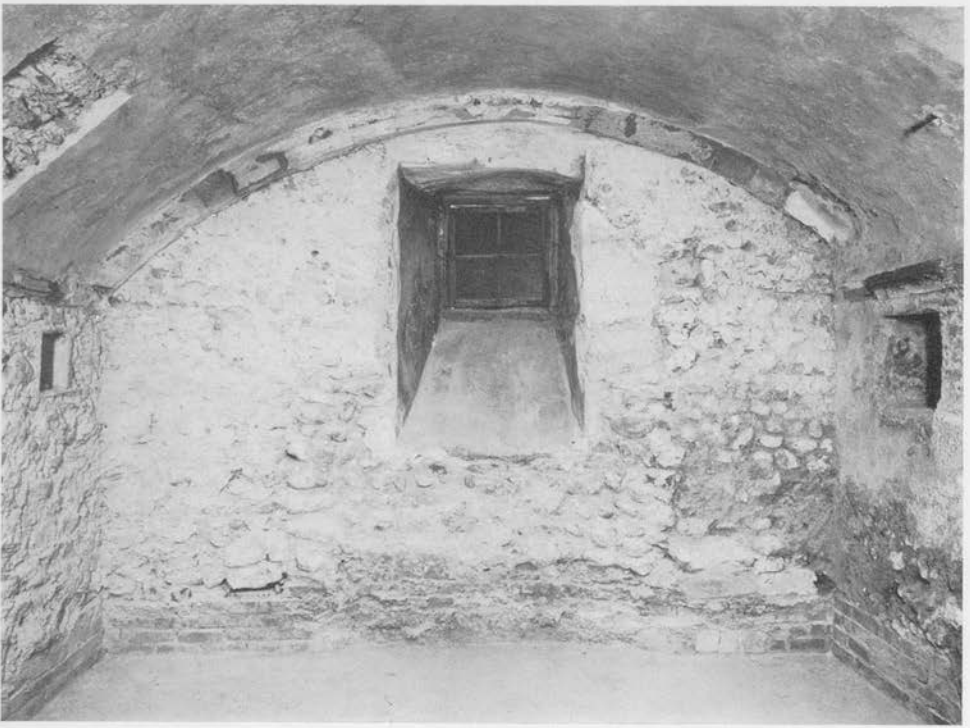


Abb. 13 Ostmauer der südlichen Nebenkapelle.

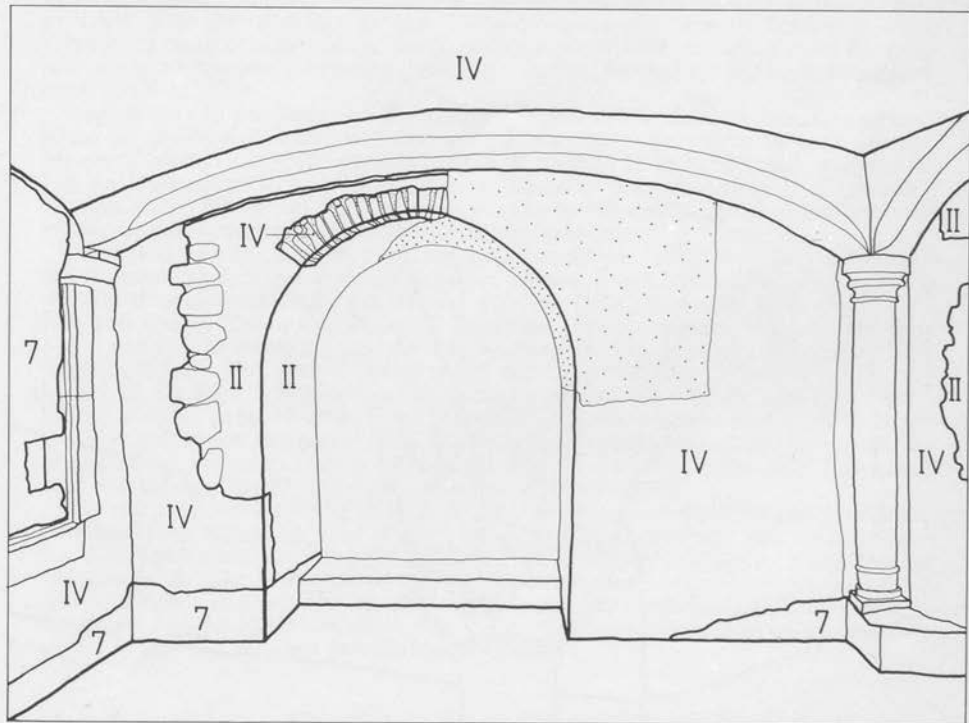
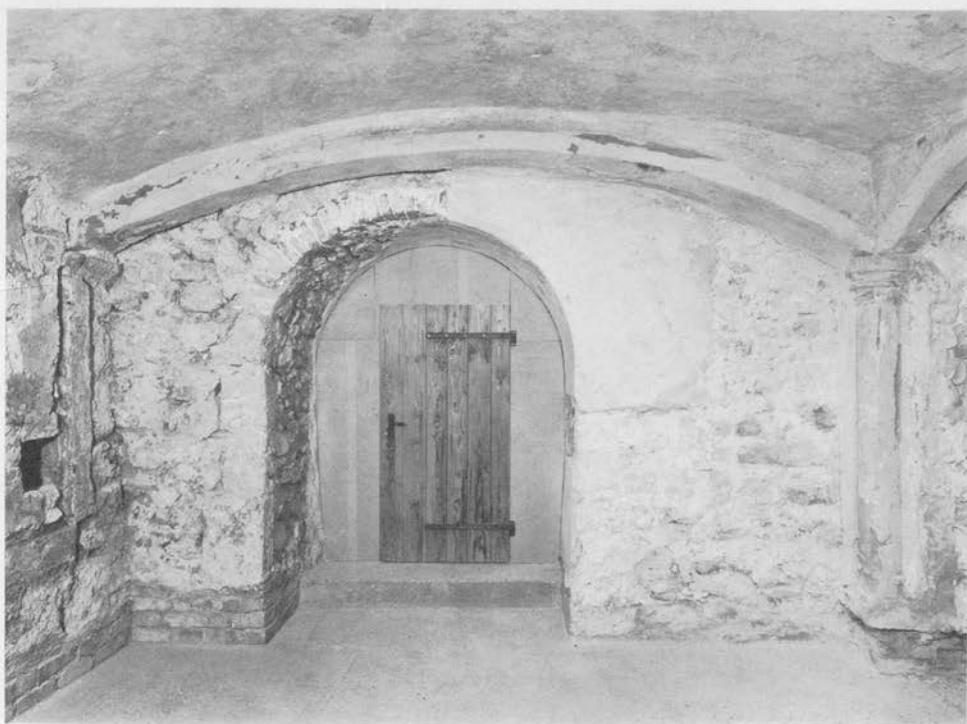


Abb. 14 Westmauer der südlichen Nebenkapelle.

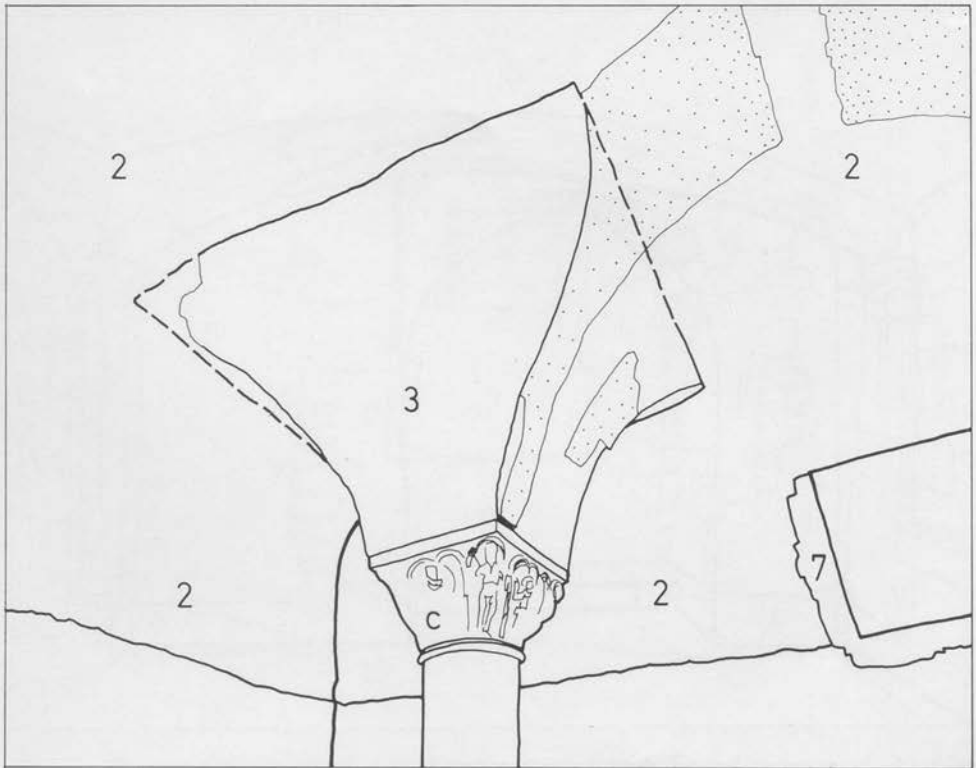


Abb. 18 Südwestliche Stütze der Haupthalle mit erneuertem Gewölbefuß.

Ähnlich organisierte Hallen wie diejenige der Anlage II in Konstanz finden wir in der näheren Umgebung in St. Gallen (St. Gallus- und St. Othmar-Krypta) und in Reichenau-Oberzell, jedoch münden die rechtwinkligen Zugangsstollen entlang der Ostflucht oder in der Längsachse. In Säckingen und Zürich (Fraumünster) hingegen erreichen die Gänge den zentralen Raum wie in Konstanz auf dessen Querachse, doch ist dieser nicht als Halle, sondern als rund geschlossener Axialstollen ausgebildet. Für die Nebenräume in den Stollengelenken ist im süddeutschen Raum nur in der Krypta der Klosterkirche zu Steinbach ein entferntes Vergleichsbeispiel zu finden (Abb. 7).

Aufgrund dieser Beispiele ähnlicher Konzeption aus dem 9. Jahrhundert darf die zweite Bauetappe der Konstanzer Krypta in karolingische Zeit datiert werden.

Archäologischer Befund (Abb. 2 und 3): Das Mauerwerk der Anlage II unterscheidet sich deutlich von demjenigen der Krypta I. Wacken liegen in unregelmäßigen Lagen in einem braunen Mörtel, der über den Fugen in *rasa-pietra*-Technik verstrichen ist und den ursprünglichen, ungetünchten Verputz bildete. Auffallend ist die Wiederverwendung von Abbruchmaterial wie Mörtelstücken, Kieseln mit Mörtel, plattigen Sandsteinen. Wie bei der Anlage I liegt die Mauersohle II wenig unter dem Innenniveau der Halle, das durch einen Mörtelstrich mit Beigabe von Ziegelschrot nachgewiesen ist. Fragmente davon fanden sich im nördlichen Quergang und unter dem 1975 entfernten Altar der Halle.

Das Mauerwerk II ist in allen Teilen der heute östlich der Stollen I erhaltenen Räume der Krypta nachweisbar. In der *Haupthalle* ist es auf der Südseite von der Ostmauer bis zum westlichen Stützenpaar zu finden. Es bildet auch die Ostmauer. Die darin eingebundenen Vorlagen bestehen wie die Eckverbände und teilweise die Gewölbe aus Tuffquadern. Die Fenster in der Ostmauer sind jüngeren Datums. Zwei Nischen konnten nachgewiesen werden, die sich im ursprünglichen Mauerverband zwischen Ostmauer und Quergängen in den Seitenmauern öffneten. Eindeutig ließen sich die jüngeren Mauerteile der Verlängerung nach Westen (Anlage III) und des möglicherweise noch später erneuerten Gewölbes von dem Bestand der Krypta II unterscheiden (Abb. 8–12).

Eingemauert in der Ostmauer der Halle II finden sich in der Nordostecke und zwischen der südlichen Vorlage und dem südlichen Fenster zwei *ältere Mauerfragmente*, die gegen Westen ausgebrochen sind (Abb. 8, Mauerung 1). Es handelt sich wahrscheinlich um Mauerzüge in Ost-West-Richtung, die beim Bau der Anlage II abgebrochen worden waren. Ob sie zur älteren Krypta oder zu östlich davon anschließenden Bauten gehört hatten, kann vorläufig nicht entschieden werden.

Die Gestaltung der *Zugänge* zur Haupthalle der Krypta II läßt sich aufgrund der auf der Südseite erhaltenen Bauelemente rekonstruieren. Der Längsstollen, die Fragmente des *Nebenraumes* am Stollengelenk und der Quergang können im heutigen Bestand klar von älteren Teilen und jüngeren Eingriffen getrennt werden (Abb. 12–14). Hier haben nur die Umwandlung des rund geschlossenen Nebenraumes in eine quadratische Kapelle und der Bau des Heizungskanales den ursprünglichen Plan geringfügig verändert. In der Kapelle haben sich der Apsisscheitel und die südliche Ecke zum Längsstollen erhalten (Abb. 13 und 14). Im Norden dagegen ist mit dem Einbau der Vorhalle zur Konradikapelle der größte Teil der Anlage II verschwunden. Ein Fragment des Längsstollens, der an den Gang I anschließt, und die unteren Partien des Querstollens sind von diesem Eingriff verschont geblieben (Abb. 4 und 11).

*Die vier östlichen Säulen a)* (Abb. 8, 15 und 16) stehen auf gleichartigen Fundamenten: um einen Steinblock sind Wacken unregelmäßig angeordnet. Die Sohlen liegen um 0,50 m tiefer als diejenigen der Mauern. Ihre Einheitlichkeit, die sie gegenüber der vollständig anderen Bauweise der beiden westlichen Stützen b) und c) unterscheidet, läßt uns, zusammen mit dem nur bis zu diesen Stützen nachweisbaren Mauerwerk II, vermuten, daß die Halle nur durch vier Säulen unterteilt gewesen war und die Westmauer östlich der heutigen gelegen haben mußte.



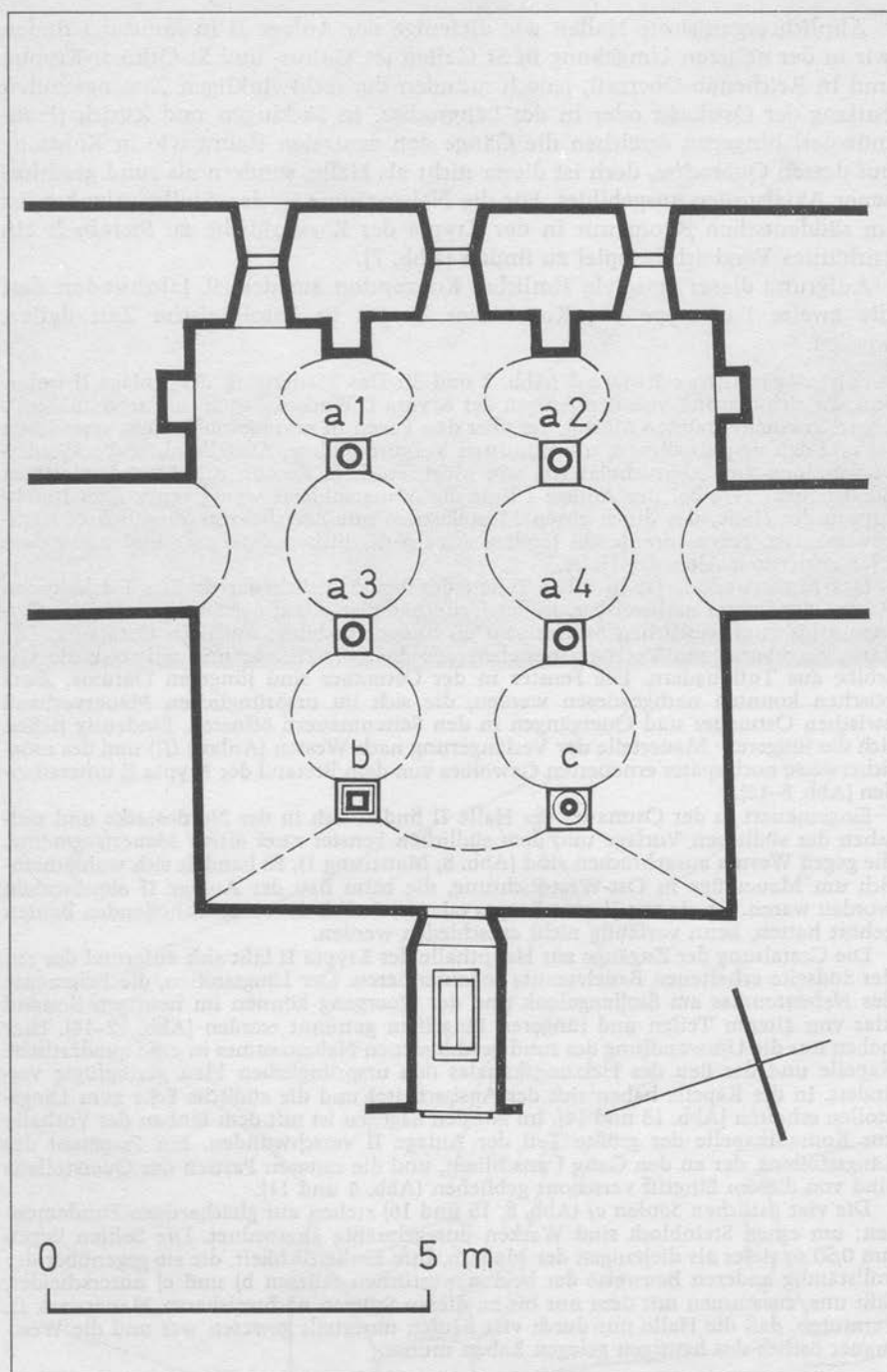


Abb. 15 Grundriß der Haupthalle mit Gewölbem, Maßstab 1:100.

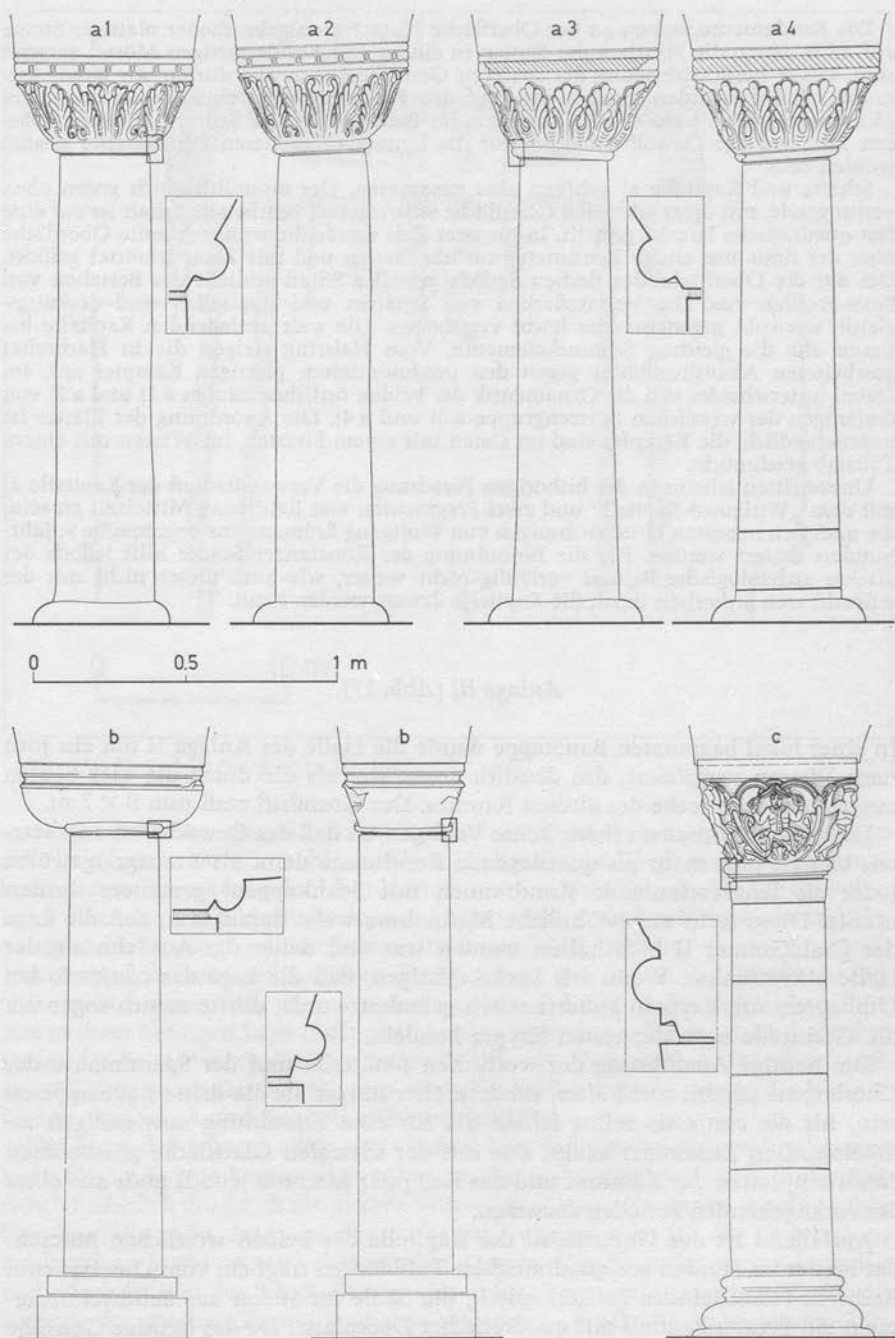


Abb. 16 Die Stützen der Haupthalle, Maßstab 1:25 (Profile 1:5).

Die Fundamente weisen an der Oberfläche Negative ausgebrochener plattiger Steine auf, über denen die Plinthen der Säulen in einem völlig andersartigen Mörtel versetzt sind. Unter Berücksichtigung der späteren Gewölbeerneuerung dürfen wir daher vermuten, daß die Säulen nicht in situ auf den Fundamenten stehen, es sei denn, der Mörtelunterschied habe seinen Ursprung im Bauvorgang. Die Stützen könnten dabei erst kurz vor der Gewölbeschalung auf die längst vorbereiteten Fundamente gesetzt worden sein.

Schäfte und Kapitelle a) gehören aber zusammen. Der monolithische, sich gegen oben verjüngende, mit einer schmalen Glattfläche schwungvoll bearbeitete Schaft ist auf eine fast quadratische Plinthe gestellt. In jüngster Zeit wurde die wohl verfaulte Oberfläche über der Basis um einige Zentimeter zurückgehauen und mit Zementmörtel geflickt. Der auf die Oberfläche des flachen Sockels gestellte Schaft schließt das Bestehen von Basis-Profilen aus. Die Versatzflächen von Schäften und Kapitellen sind deckungsgleich, wiewohl gegeneinander leicht verschoben. Die weit ausladenden Kapitelle besitzen alle die gleichen Schmuckelemente. Vom Halsring steigen die in Flachrelief gearbeiteten Akanthusblätter gegen den ornamentierten plattigen Kämpfer auf. Im Detail unterscheidet sich die Ornamentik der beiden östlichen Säulen a 1) und a 2) von derjenigen der westlichen Stützengruppe a 3) und a 4). Die Anordnung der Blätter ist unterschiedlich, die Kämpfer sind im Osten mit einem Eierstab, im Westen mit einem Taustab geschmückt.

Unbestritten scheint in der bisherigen Forschung die Verwandtschaft der Kapitelle a) mit dem „Witigowo-Kapitell“ und zwei Fragmenten von Reichenau-Mittelzell zu sein, die nach den neuesten Untersuchungen von Wolfgang Erdmann ins beginnende 9. Jahrhundert datiert werden. Für die Einordnung der Konstanzer Stücke hilft jedoch der direkte archäologische Befund vorläufig nicht weiter, wie auch dieser nicht mit der wünschbaren Sicherheit durch die Kapitelle datiert werden kann.

### Anlage III (Abb. 17)

In einer lokal begrenzten Bauetappe wurde die Halle der Anlage II um ein Joch nach Westen vergrößert, das deutlich enger war als die durch die vier Säulen ausgedehnten Joche des älteren Raumes. Der Grundriß maß nun  $8 \times 7$  m.

Die neue Stirnmauer erhielt keine Vorlagen, so daß das Gewölbe im angesetzten vierten Joch mehr als querliegende Rundtonne denn als Kreuzgratgewölbe (oder als längsverlaufende Rundtonnen mit Stichkappen) gemauert werden mußte. Diese recht ungewöhnliche Maßnahme weist darauf hin, daß die Lage der Grabkammer II beibehalten worden war und daher die Ausdehnung der Halle einschränkte. Wenn wir berücksichtigen, daß die Lage der *confessio* bei Umbauten von Krypten äußerst selten geändert wurde, dürfte es sich sogar um die Grabstelle noch der ersten Krypta handeln.

Die heutige Ausführung der westlichen *fenestella* und der Spannmauer des Chorbogens scheint nicht älter, sondern eher jünger als die dritte Bauetappe zu sein, für die *confessio* selbst fehlen die für eine Zuordnung notwendigen archäologischen Zusammenhänge. Die mit der schmalen Glattfläche gearbeiteten Sandsteinplatten der Kammer und das Reliquiar könnten jedoch noch aus einer der vorangehenden Perioden stammen.

Auffallend ist der Unterschied der Kapitelle der beiden westlichen Stützen: der Pfeiler im Norden aus quadratischen Tuffblöcken trägt ein vom Quadrat zum Rechteck vermittelndes Polsterkapitell, die Säule im Süden aus Sandsteintrommeln ein Figurenkapitell mit quadratischer Deckplatte. Da das heutige Gewölbe des Hauptraumes einer späteren Bauperiode angehört, kann keines der Stücke

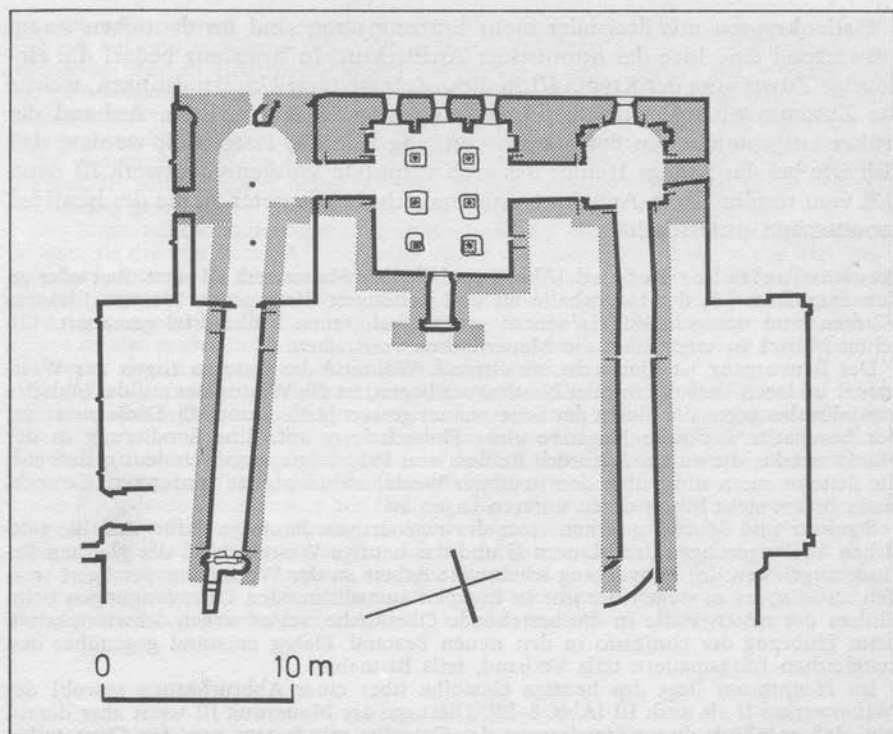


Abb. 17 Grundriß der Krypta III, Maßstab 1:400.

mit Sicherheit zum ursprünglichen Bestand der vierjochigen Halle gezählt werden. Jede Stütze kann sowohl anlässlich der Bauetappe III als auch der eventuellen späteren Erneuerung der Überdeckung versetzt worden sein. Da der Gewölbekelch über der Säule im Südwesten aus einer noch späteren Etappe stammt, besteht für die Errichtung dieser Stütze eine weitere Möglichkeit.

Aufgrund der unterschiedlichen Fundamente, auf denen die Schäfte *in situ* stehen, darf zumindest angenommen werden, daß die beiden westlichen Stützen in ihrer heutigen Lage nicht gleichzeitig errichtet worden sind. Auch dürften weder das Polster- noch das Figurenkapitell für die Verwendung über den heutigen Schäften gearbeitet worden sein, denn bei beiden Stützen passen die Versatzflächen von Schaft und Kapitell nicht aufeinander.

Die Form des Polsters weist sogar darauf hin, daß dieses Stück wahrscheinlich nicht für die Krypta hergestellt worden ist. Die rechteckige Auflagefläche berücksichtigt nämlich die durch die älteren Stützen im Osten gegebenen quadratischen Gewölbefüße nicht. Auch das Figurenkapitell scheint nicht für die Verwendung am heutigen Standort gearbeitet worden zu sein. Sein Kämpfer ist wohl quadratisch, doch ist hier der Schaft, dessen vier untere Trommeln ursprünglich für die Auflage des zweiten Kapitells vorgesehen waren, durch ein unpassendes Zwischenstück der Höhe der älteren östlichen Kryptastützen angeglichen worden.

Hallenkrypten mit drei oder mehr Stützenpaaren sind im deutschen Raum vorwiegend eine Idee der ottonischen Architektur. In Konstanz bedarf die eindeutige Zuweisung der Krypta III in diese Zeit weiterer Untersuchungen, welche die Zusammenhänge zur Oberkirche eindeutiger klären sollten. Anhand der früher aufgenommenen Fotos kann vorläufig lediglich festgestellt werden, daß sich wie bei der Anlage II auch das grob verputzte Wackenmauerwerk III deutlich vom regelmäßigen Apparat hammergerecht bearbeiteter Steine des heutigen *sanctuarium* unterscheidet.

Archäologischer Befund (Abb. 2 und 3): Das Mauerwerk III setzt über oder an den Fragmenten II der Haupthalle an und verlängert diese gegen Westen. Kleinere Wacken sind unregelmäßig in einem groben hellgrauen Kalkmörtel gemauert. Ein feiner Mörtel ist teigig über die Mauerflächen verstrichen.

Der Bauvorgang ist hier recht verwirrend. Während die unteren Lagen der Westmauer im losen Verband mit der Nordmauer liegen, ist die Westmauer auf der Südseite ausnahmslos gegen die Flucht der Seitenmauer gesetzt (Abb. 9 und 10). Diese weist auf der Innenseite deutliche Negative einer Holzschalung auf. Eine Sondierung in der Nordwestecke, die einem Ausbruch Reißers von 1923 folgte, ergab eindeutig, daß sich die Seitenmauern nicht über den heutigen Westabschluß hinaus fortsetzten. Gewachsener Boden steht hinter deren unteren Lagen an.

Struktur und Mörtel sprechen trotz der eigenartigen Baufolge dafür, daß die seitlichen Verlängerungen der Mauern II und der heutige Westabschluß der gleichen Periode angehören. Im Bauvorgang scheint die Arbeit an der Westmauer verzögert worden zu sein, sei es wegen der nur in Etappen auszuführenden Unterfangungen beim Einbau der neuen Halle in die bestehende Oberkirche, sei es wegen Schwierigkeiten beim Einbezug der *confessio* in den neuen Bestand. Daher entstand gegenüber den zeitgleichen Längsmauern teils Verband, teils Baunaht.

Im *Hauptraum* liegt das heutige Gewölbe über einer Abbruchkronen sowohl des Mauerwerkes II als auch III (Abb. 8–12). Die Lage der Mauerung III weist aber darauf hin, daß anlässlich dieser Erweiterung das Gewölbe mindestens von den Querstellen an gegen Westen erneuert worden sein mußte. Wie bei den vier Säulen im Osten kann auch das Stützenpaar im Westen wegen der möglichen jüngsten Erneuerung des ganzen Gewölbes nicht ohne weiteres dem entsprechenden Plan der Krypta zugeordnet werden.

Der *nordwestliche Pfeiler b)* (Abb. 10, 15 und 16): Das längliche Polsterkapitell mit Kämpfer (Kehle zwischen Fälzen) ist mit einer schmalen Glatzfläche schwungvoll behauen. Es sitzt auf einem sich verjüngenden Pfeiler aus Tuffquadern, dessen Oberfläche ursprünglich wie diejenige des abgetreppten Tuffsockels mit einem weißen Kalkmörtel geglättet war. Das Fundament wird durch trocken in die Grube gelegte Wacken gebildet, nur die obere Lage ist mit einem weißen Mörtel gemauert, in der auch die Basis versetzt ist. Fundament, Sockel und Pfeiler entstammen der gleichen Bauetappe. Die Struktur unterscheidet sich jedoch klar von den Fundamenten der Stützen a) und c). Gleichzeitigkeit ist daher nicht anzunehmen.

Weiter stellen wir fest, daß das Polster nicht auf den quadratischen Pfeiler paßt. Dieser steht rund 2 cm über die quadratische Standfläche des Kapitelles vor, das somit als ein Stück in Zweitverwendung zu qualifizieren ist. Aus dem gleichen Grund ist auch die Gleichzeitigkeit von Pfeiler und Kapitell nicht nachweisbar. Da das Polster eine rechteckige Auflagefläche besitzt, dürfte es überhaupt nicht für die Krypta gearbeitet worden sein, wo die älteren Stützen Gewölbefüße mit quadratischem Grundriß voraussetzen.

Die *südwestliche Säule c)* (Abb. 15, 16 und 18): Über einer attischen Basis ist der Schaft aus fünf verschiedenen Trommeln aufgebaut. Behauspuren sind nicht zu erkennen, der Stein scheint geglättet worden zu sein. Auf dem Schaft sitzt ein Figurenkapitell mit Halsring und quadratischem, plattigem Kämpfer. Die Basis ist im weißgelben Kalkmörtel des Wackenfundamentes versetzt. Das Fundament unterscheidet sich stark von der Struktur der Lager a), jedoch auch vom Fundament der Stütze b) und dürfte daher nicht gleichzeitig mit diesen entstanden sein.

Wir stellen auch hier fest, daß das Kapitell nicht auf die heutige Ausführung des



Schaftes paßt. Dessen vier untere Trommeln weisen eine Höhe zwischen 25,5 und 33,5 cm auf und verjüngen sich nach oben (Durchmesser 32,5 resp. 30,5 cm). Ein nur aus diesen Stücken zusammengesetzter Schaft würde dem Kapitell mit zweifach abgetreppter Versatzfläche eine korrekte Auflage bieten. Die fünfte, 7,5 cm hohe Trommel indessen weitet den Durchmesser des Schaftes von 30,5 cm auf die 33 cm der heute verwendeten Standfläche, die somit über die Auflage des Kapitells vorsteht und mit deren oberen Abtreppung fluchtet. Die niedrige Trommel kann nicht zum originalen Bestand der Säule gehören, sondern wurde für deren Zweitverwendung in der heutigen Versetzung gearbeitet.

Die ursprüngliche Stütze scheint ebenfalls nicht für die Krypta III hergestellt worden zu sein, da die vier unteren Trommeln, die in der originalen Verwendung den Schaft gebildet hatten, beim Einbau in die Halle um ein Zwischenglied der Höhe der älteren Stützen angepaßt werden mußten. Bei der Säule c) kommt zur zeitlichen Einordnung noch erschwerend hinzu, daß der Gewölbefuß über dem Kapitell erneuert worden ist. Dieser ist also noch jünger als das Gewölbe, welches möglicherweise aus einer späteren Bauetappe als die Anlagen II und III stammt (Abb. 18).

Die *Grabkammer* (etwa 2,30×1,09×1,06 m) wird im Norden von einer, im Süden von zwei Sandsteinplatten begrenzt, die den schwungvollen Behau einer schmalen Glatzfläche aufweisen. Auch die erhaltene Bank der *fenestella* im Westen, die auf der Innenseite einen Anschlag besitzt, und der in einer mit Mörtel ausgestrichenen Grube stehende Sarkophag (Reliquiar) sind ähnlich bearbeitet.

Die Anschlüsse der Kammer zur Halle der Krypta sind durch die jüngste Umgestaltung des Fensters gestört worden. Auch auf der Westseite sind die Anschlüsse zur Spannmauer des Chorbogens, in der sich die *fenestella* gegen das Schiff öffnete, durch eine frühere Sondierung entfernt worden. Aufgrund des grauen Mörtels darf aber geschlossen werden, daß diese Mauer nicht zur Bauetappe II der Krypta zu zählen ist, die sich durchwegs durch die Verwendung eines braunen Mörtels auszeichnet.

#### Anlage IV (Abb. 19)

Mit dem Umbau der beiden Nebenräume der Krypta II in den Gelenken der Zugangsstollen wurde der Grundriß der Konstanzer Krypta nochmals verändert und der heute bestehende Plan erreicht. Die beiden erhaltenen Räume bilden vorläufig die ältesten, archäologisch nachweisbaren Änderungen an diesen Stellen.

Im Norden wurde im 15. Jahrhundert der Nebenraum durch eine große Vorhalle zur Konradikapelle ersetzt. Im Quadermauerwerk sind keine älteren Strukturen mehr erkennbar. Damit wäre das Grab des hl. Konrad in die Krypta einbezogen worden, wenn nicht schon seit dem 10. Jahrhundert eine ältere Verbindung bestanden hat, die jedoch vorderhand nicht zu belegen ist.

Im Süden wurde im 16./17. Jahrhundert der Nebenraum in eine quadratische Kapelle umgewandelt, indem die Mauerung des runden Ostabschlusses abgeschrotet und teilweise neu überblendet wurde. Eine später ausgemauerte große, verschließbare Nische, die sich anstelle des heutigen Fensters in der Südmauer öffnete, wurde von uns neu aufgedeckt (Abb. 13 und 14).

Diese recht späten Einbauten können jedoch noch im Zusammenhang der ursprünglichen Disposition der zweiten Krypta gesehen werden. Eine Verwendung der Anlage in späterer Zeit, möglicherweise noch durch die Stollen von der Oberkirche her zugänglich, ist anzunehmen, auch wenn der ursprünglich damit verbundene Kult andere Formen angenommen hatte und die meisten Reliquien auf den Altären der Kirche aufbewahrt wurden. Die Krypta diente wohl vor-

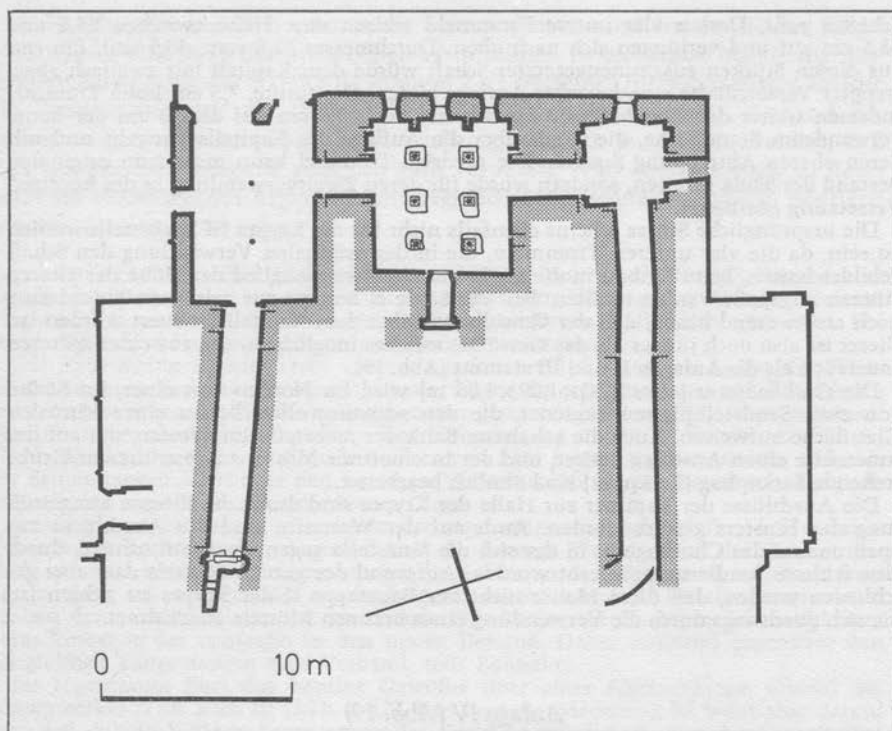


Abb. 19 Grundriß der Krypta IV, Maßstab 1:400.

wiegend der Verehrung des hl. Konrads. Der Zeitpunkt, in dem die Zugänge durch die Lager der Chortreppe geschlossen wurden, läßt sich erst aufgrund einer vollständigen Bauchronologie des Münsters festlegen.

#### *Lokale Änderungen*

Wir führen in diesem letzten Kapitel lokale Änderungen am Baubestand der Krypta an, die nicht eindeutig einer der genannten Bauperioden zugeordnet werden können.

*Die Erneuerung des Gewölbes der Halle:* (Abb. 8–12): Mauerung 2): Das Tuffgewölbe der Haupthalle ist auf die *Abbruchkronen* der Mauern II und III gesetzt und deshalb möglicherweise jünger als diese Bautappen. Die in den drei Schiffen in Ost-West-Richtung orientierten Rundtonnen werden in den drei östlichen Jochen von querliegenden Stichkappen derart angeschnitten, daß beinahe der Eindruck eines Kreuzgratgewölbes entsteht. Die Gräte kreuzen sich jedoch im Scheitel nicht. Im vierten, gedrückten Joch gelang diese Konstruktion nur unvollkommen.

Diese Erneuerung mußte in einer Epoche erfolgt sein, als der Reliquienkult in Krypten noch stark verbreitet war. Es dürfte sich dabei um das 11. oder 12. Jahrhundert han-

deln, sei es im Zusammenhang mit Änderungen der Oberkirche, sei es als Folge von Einstürzen des Münsters, die für die genannte Zeitspanne durch Quellen belegt sind.

*Die Ausbesserung des Gewölbes über der südwestlichen Säule:* (Abb. 18: Mauerung 3) Der Gewölbefuß über der südwestlichen Stütze c) ist später unter das bestehende Gewölbe gesetzt worden. Er ist mit ausgeprägten Schalungsnegativen in einem gelben Kalkmörtel versehen und gegen die älteren Strukturen gesetzt.

Hier ist als Grund für die Erneuerung wohl äußerliche, gewaltsame Einwirkung anzunehmen. Wie oben dargestellt, kann das Kapitell nicht zur Datierung beigezogen werden.

*Die Änderung des nördlichen Zuganges zur Krypta:* (Abb. 5: Mauerung 4) Die Fragmente des von Reiners (S. 142 ff.) festgestellten Einganges zum nördlichen Längsstollen, von dem eine Treppe zur Kirche hinaufführte, sind jünger als der Gang der Krypta I. Die Leibungen sind in dessen Mauern und Gewölbe eingebrochen, die Schwelle liegt auf dem abgeschauerten Mörtelstrich I, der auch unter das Lager der Treppe nach Westen weiterführt.

Der Brandschutt in der Auffüllung hinter den Treppenwangen und unter der Schwelle könnte auf eine Entstehung des Einganges nach dem frühesten verbürgten Brand des Münsters von 1299 hindeuten.

*Die jüngeren Fenster in der Ostmauer der Halle:* (Abb. 8: Mauerung 5) Beim südlichen Fenster der Halle haben sich trotz der jüngeren Backsteinmauerung Fragmente einer in der Mauer II gebrochenen Fenster niche erhalten. Diese ist in weißem Kalkmörtel gemauert und mit Bruchsteinen und grün glasierten Ziegeln verstärkt. Die Nische mit schräg ansteigender Bank muß um 1,30 m breit gewesen sein. Diese Öffnungen dürften wohl ältere, kleinere Fenster der ursprünglichen Halle II ersetzt haben.

*Das jüngere Fenster im Apsisscheitel des südlichen Nebenraumes:* (Abb. 13: Mauerung 6) In den Scheitel und die Kalotte des Nebenraumes im Süden ist eine jüngere Öffnung gebrochen worden, deren Nische aber im Gegensatz zu derjenigen in der Halle mit einem bräunlichen Mörtel gemauert ist. Das aufgedeckte südliche Gewände war verputzt und mit unbeholfenen schwarzblauen Quaderfugen bemalt. Eine ältere, kleinere Öffnung ist nicht nachgewiesen, wurde jedoch bei den Rekonstruktionen angenommen.

*Jüngste Änderungen unter Verwendung von Backsteinen:* (Abb. 8, 11, 13, 14 und 18: Mauerung 7) Diese Eingriffe können aus verschiedenen jüngeren Bautappen stammen. Eine Chronologie wurde von uns nicht erstellt, sondern wir zählen diese Änderungen in zufälliger Reihenfolge auf: Fenster im Hauptraum, Änderung der älteren Nischen im Hauptraum, Fenster zur Grabkammer in der Westmauer der Halle, Fenster in der Kapelle im Süden, Rundtonnengewölbe im nördlichen Querstollen, Heizungs- und Lüftungskanal in der Verlängerung des südlichen Längsstollens, Unterfangungen der Mauern.

## NACHWORT

Die archäologische Untersuchung der Konstanzer Krypta hat gezeigt, daß nur eine vollständige Analyse des bis auf die älteren Verputzschichten freigelegten Mauerwerkes ein einigermaßen gesichertes Ergebnis der Bauchronologie erbringen kann. Eindeutige Antworten konnten unsere Untersuchungen auf die Fragen der baulichen Entwicklung und der Einordnungsmöglichkeit der Kapelle geben, Fragen, die in der bisherigen kunsthistorischen Literatur stark umstritten waren. Die Bauanalyse hat auch dargetan, daß durch die kunsthistorische Einordnung von Architekturelementen (Säulen, Kapelle etc.) über die Baugeschichte nur wenig ausgesagt werden kann. Erst in Kenntnis der Zusammenhänge zwischen den einzelnen Architekturelementen und dem Gesamtbauwerk ist es möglich, durch Stilanalyse von Werkstücken die relative Chronologie absolut zu datieren.

In Konstanz hat ein vergleichsweise einfacher archäologischer Bauuntersuch die kunsthistorische Fragestellung wesentlich differenziert. Arbeitshypothesen sind formuliert, und sie müssen von der künftigen Forschung diskutiert werden.

## LITERATURVERZEICHNIS

- JOSEF BRAUN, *Der christliche Altar in seiner geschichtlichen Entwicklung*, I. Bd., München 1924.
- HANS BUSCHOW, *Studien über die Entwicklung der Krypta im deutschen Sprachgebiet*, Diss. Stuttgart, Würzburg 1934.
- HILDE CLAUSSEN, *Heiligengräber in Frankreich*, Diss. Marburg 1950 [Manuskript].
- WOLFGANG ERDMANN, *Neue Befunde zur Baugeschichte und Wandmalerei in St. Georg zu Reichenau-Oberzell*, in: *Die Abtei Reichenau, neue Beiträge zur Geschichte und Kultur des Inselklosters, Sigmaringen 1974*, S. 577–590.
- WOLFGANG ERDMANN und ALFONS ZETTLER, *Zur karolingischen und ottonischen Baugeschichte des Marienmünsters zu Reichenau-Mittelzell*, in: *Die Abtei Reichenau, neue Beiträge zur Geschichte und Kultur des Inselklosters, Sigmaringen 1974*, S. 481–522.
- LOUIS GRODECKI, *L'architecture ottonienne*, Paris 1958.
- JOSEF HECHT, *Der romanische Kirchenbau des Bodenseegebietes von seinen Anfängen bis zum Ausklingen*, Bd. I: *Analysen der Bauten*, Basel 1928.
- LOUIS HERTIG, *Entwicklungsgeschichte der Krypta in der Schweiz*, Diss. Zürich, Biel 1958.
- ALBERT KNOEPFLI, *Kunstgeschichte des Bodenseeraumes*, Bd. I: *Von der Karolingerzeit bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts*, Konstanz und Lindau 1961.
- E. LICHT, *Ottomische und frühromanische Kapitelle in Deutschland*, Diss. Marburg 1935 (Stuttgart 1936).
- FRANÇOIS MAURER-KUHN, *Romanische Kapitellplastik in der Schweiz*, *Basler Studien zur Kunstgeschichte*, N. F., Bd. XI, Bern 1971.
- HELMUT MAURER, *Konstanz als ottonischer Bischofssitz, Zum Selbstverständnis geistlichen Fürstentums im 10. Jahrhundert*, Göttingen 1973, S. 32 ff.
- FRIEDRICH OSWALD, LEO SCHÄFER, HANS RUDOLF SENNHAUSER, *Vorromanische Kirchenbauten, Katalog der Denkmäler bis zum Ausgang der Ottonen*, München 1966, 1968 und 1971.
- HERIBERT REINERS, *Das Münster Unserer Lieben Frau zu Konstanz, die Kunstdenkmäler Südbadens*, Bd. I, Lindau und Konstanz 1955 [mit weiterer ausführlicher Literaturangabe].
- EMIL REISSER, *Die frühe Baugeschichte des Münsters zu Reichenau*, Berlin 1960, S. 55 f.
- ROLF WALLRATH, *Zur Entwicklungsgeschichte der Krypta*, in: *Jahrbuch des Kölnischen Geschichtsvereins*, 22, 1940, S. 273–292.
- ROLF WALLRATH, *Zur Bedeutung der mittelalterlichen Krypta (Chorumgang und Marienkapelle)*, in: *Beiträge zur Kunst des Mittelalters*, Berlin 1950, S. 54–69.

Anschrift der Verfasser:

Werner Stöckli und Peter Eggenberger, Archäologen,  
Chemin de la Colline 14, CH-1510 Moudon

# Zur Archäologie des Konstanzer Münsterhügels

VON WOLFGANG ERDMANN UND ALFONS ZETTLER

## INHALT

### *Römische Besiedlung und mittelalterliche Bischofspfalz*

Forschungslage . . . . .	20
Untersuchung 1974 . . . . .	24
Der gewachsene Boden – Die ältesten Befunde – Die frühmittelalterlichen Befunde – Befunde vor und nach dem Abbruch des frühmittelalterlichen Gebäudes	
Zusammenfassung und geschichtliche Deutung . . . . .	29

### *Die Stiftskirche St. Mauritius und das Grab des hl. Bischofs Konrad von Konstanz*

Forschungslage . . . . .	31
St. Mauritius – Die Befunde . . . . .	37
Das Konradsgrab – Die Befunde . . . . .	49
Rekonstruktionen . . . . .	61
Die Stiftung von St. Mauritius durch Bischof Konrad um 940 . . . . .	66
St. Mauritius als Anastasis-Kopie . . . . .	76
Die Anastasis-Kopie als Architekturtopos und dessen frühmittelalterliche Rezeption in Architektur, Zeichnung und Literatur . . . . .	84
Ulrich von Augsburg und Konrad von Konstanz als Bauherren . . . . .	101
Ergebnis und Nachfolgebauten . . . . .	105
Das Stiftergrab und dessen weitere architektonische Gestaltung . . . . .	106

### *Zur Baugeschichte des Münsters*

Vorkarolingische Dombauten . . . . .	110
Die karolingische Krypta und die darüberstehende Domkirche . . . . .	117
Ottونية Umbauten des Münsters . . . . .	130

Nachwort . . . . .	133
--------------------	-----



## RÖMISCHE BESIEDLUNG UND MITTELALTERLICHE BISCHOFSPFALZ

### *Forschungslage*

Seit 1882, als L. Leiner die römischen Bodenbefunde in Konstanz nach seinen Beobachtungen zusammenfassend veröffentlichte<sup>1</sup>, stand die archäologische Erforschung der römischen und frühmittelalterlichen „Constantia“<sup>2</sup> unter einem unglücklichen Stern. Zwei wissenschaftliche Ausgrabungen wurden in der Zwischenzeit im Gelände um das Münster vorgenommen, auf dem von L. Leiner die römische Besiedlung nachgewiesen worden war<sup>3</sup>. 1931 wurde die Erneuerung der vom Einsturz bedrohten Stützmauer des südlichen Münsterhügels („Pfalzgarten“) gegen die Hofhalde hin notwendig. Diese Gelegenheit nahm A. Beck zu einer Ausgrabung wahr, zu der später noch P. Revellio hinzugezogen wurde. Die dabei zutagegetretenen römischen und frühmittelalterlichen Befunde maß P. Motz auf. Diese Pläne wurden mit den Grabungsergebnissen von P. Revellio veröffentlicht<sup>4</sup>. Die Erkenntnisse dieser Untersuchung für die frühe Geschichte von Konstanz blieben jedoch vage<sup>5</sup>. Auf der Nordseite des Münsterhügels untersuchte G. Bersu 1957 einen erheblich größeren Bereich. Sein Vorbericht läßt annehmen, er habe klarere und weiterreichende Aufschlüsse als Beck und Revellio gewinnen können<sup>6</sup>. Allein, es fehlt bis heute eine wissenschaftliche Veröffentlichung seiner

- 
- 1 L. LEINER, Die Entwicklung von Konstanz, in: Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung 11 (1882), S. 73–92. (Im folgenden zitiert als L. LEINER, Entwicklung.) Als Ergänzung dazu: C. BEYERLE, Zur Geschichte des römischen Konstanz, ebenda 19 (1890) 130 f.
  - 2 Zum Namen vgl. H. LIEB, Constantia, in: Lexicon topographicum der römischen und frühmittelalterlichen Schweiz (Antiquitas, Abhandlungen zur alten Geschichte Reihe 1, 15) Bd. I: Römische Zeit, Süd- und Ost-Schweiz, 1967, S. 37 f. (im folgenden als H. LIEB, Constantia) und H. v. PETRIKOVITS, Möglichkeiten der archäologischen Untersuchung des römischen Konstanz, masch. Gutachten (o. J.) im Stadtarchiv Konstanz, S. 1 und 14 (im folgenden als H. v. PETRIKOVITS, Möglichkeiten).
  - 3 H. v. PETRIKOVITS, Möglichkeiten, wie Anm. 2, S. 1. – Vorher wurde die römische Constantia vor allem auf der Dominikanerinsel vermutet, vgl. dazu J. MARMOR, Geschichtliche Topographie der Stadt Konstanz (1860) S. 1 ff. und F. X. KRAUS, Die Kunstdenkmäler des Kreises Konstanz I (1887), S. 75.
  - 4 P. REVELLIO, Die Grabungen auf dem Münsterhügel zu Konstanz, in: Badische Fundberichte 2 (1932) S. 353–7 (im folgenden als P. REVELLIO, Grabungen). Ein zusätzlicher Bericht von P. MOTZ mit seinen Plänen findet sich in: H. MAURER, Konstanz als ottonischer Bischofsitz. Zum Selbstverständnis geistlichen Fürstentums im 10. Jahrhundert (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, Bd. 39, Studien zur Germania Sacra 12) Göttingen 1973, S. 82–5 (Anhang II), und Abb. 8–9 (im folgenden als H. MAURER, Konstanz).
  - 5 Die Grabung wurde zwar wissenschaftlich veröffentlicht (vgl. Anm. 4), doch wurde nicht mit der stratigraphischen Methode gegraben. Dadurch entziehen sich die Kleinfunde der Möglichkeit einer chronologisch aussagekräftigen Auswertung für die Bodenbefunde wie Schichten, Mauern, Gruben und Gräben. Die Planaufnahmen von P. MOTZ, von denen sich ein Plansatz im Maßstab 1:100 (Grundriß) bzw. 1:50 (Profile) im Stadtarchiv Konstanz befindet, sind auch nach heutigen Kriterien als gut und brauchbar zu bezeichnen. Vgl. H. v. PETRIKOVITS, Möglichkeiten, S. 2.
  - 6 G. BERSU, Das spätrömische Kastell in Konstanz, in: Limes-Studien (Schriften des Instituts für Ur- und Frühgeschichte der Schweiz 14) 1959, S. 34–8 (im folgenden als G. BERSU, Kastell).

Untersuchung<sup>7</sup>! In seiner langjährigen Eigenschaft als ehrenamtlicher Kreisbodendenkmalpfleger hat A. Beck<sup>8</sup> in Konstanz bei zahlreichen Baumaßnahmen die dabei aufgewühlten Bodenbefunde besichtigt und aufgezeichnet<sup>9</sup>. Seine Erkenntnisse veröffentlichte er in einer Fülle von Aufsätzen an meist sehr entlegenen Stellen<sup>10</sup> und oft ohne genügende Pläne und Nachweise<sup>11</sup>. Deshalb blieben auch trotz seinen Bemühungen gesicherte Ergebnisse aus. Zusammenfassungen der älteren Bodenbefunde am Münsterplatz gaben L. Leiner<sup>12</sup>, E. Wagner<sup>13</sup> und K. Schumacher<sup>14</sup>. Ausgewertet für die frühe Geschichte von Konstanz wurden die Bodenbefunde vor allem von P. Revellio<sup>15</sup>, H. v. Petrikovits<sup>16</sup>, G. Bersu<sup>17</sup>,

- 
- 7 Die Grabungsunterlagen befinden sich im Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Abt. Bodendenkmalpflege, Außenstelle Freiburg (freundlicher Hinweis Dr. G. Fingerlin).
  - 8 Ein die Verdienste A. Beck's würdiger Nachruf in: *Fundberichte aus Baden-Württemberg* 1 (1974), S. 697 f.
  - 9 Sein Nachlaß (vor allem Kleinfunde) befindet sich im Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Abt. Bodendenkmalpflege, Außenstelle Freiburg (freundlicher Hinweis Dr. G. Fingerlin).
  - 10 Das Stadtarchiv Konstanz besitzt eine von A. Beck angelegte Sammlung eines Großteils seiner Veröffentlichung, die durchgesehen wurde. In der vorliegenden Form sind seine Schriften, die vor allem als kurze Aufsätze in Konstanzer Zeitungen erschienen, sehr schwierig auszuwerten, da ihnen die Basis einer Beurteilungsmöglichkeit, die Nachprüfbarkeit durch Pläne und Belege usw. fehlt. Deshalb sind nur einige ausführlichere Aufsätze, in denen A. Beck seine Kenntnisse zusammenfaßt, und wichtige Notizen herangezogen: A. Beck in: *Badische Fundberichte* 3 (1936), S. 163 (zu „Konstanz“); Ders., Neues vom römischen Konstanz, in: *Heimatkundliche Mitteilungen des Bodenseegeschichtsvereins* 3 (1939), S. 35–40; Ders., Erlebtes Altertum. Ein Querschnitt durch die Funde und Grabungen der letzten Jahre in Konstanz, in: *Konstanzer Almanach* (1958), S. 56–71; Ders., Mauerring und Wohntürme der Stadt Konstanz, in: *Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees* 78 (1960), S. 133–156; Ders. Das römische Kastell in Konstanz, in: *Vorzeit am Bodensee* (1961/62), S. 27–40 (im folgenden werden die Aufsätze als A. Beck mit erstem Hauptwort des Titels zitiert).
  - 11 Für die Art der Aufzeichnungen A. Beck's möchten wir hier nur ein Beispiel im Zusammenhang dieses Aufsatzes erwähnen. A. Beck, Kastell, wie Anm. 10, 1961, S. 2. Hier fehlen genaues Aufmaß, Detailpläne, Photos und Beschreibungen zu dem angeblich entdeckten Spitzgraben im Osten der Pfalzgebäude. Aufgrund dessen konnten wir ohne Maßgrundlage den angeblich römischen Befestigungsgraben nicht als gesichert in unsere Pläne eintragen. – W. Schmidle hat die angebliche Entdeckung einer Mauer des römischen Hafens im Zusammenhang mit den geologischen Gegebenheiten und den verschiedenen Seespiegelhöhen behandelt (Über das Alter des heutigen Oberseespiegels, in: *Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft Schaffhausen* 20 (1945), S. 14–24).
  - 12 Wie Anm. 1.
  - 13 E. Wagner, *Fundstätten und Funde aus vorgeschichtlicher, römischer und alemannisch-fränkischer Zeit im Großherzogtum Baden, I. Das badische Oberland* (1908), S. 24–7.
  - 14 K. Schumacher, *Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande* 2 (1923).
  - 15 P. Revellio, Die Besetzung des Bodensee- und Oberrheingebietes durch die Römer (Konstanz und Hüfingen), in: *Badische Fundberichte* 2 (1932), S. 340–53 (im folgenden als P. Revellio, Besetzung).
  - 16 H. v. Petrikovits, *Möglichkeiten, wie Anm. 2.*
  - 17 G. Bersu, *Kastell*, 1959, wie Anm. 6.

A. Beck<sup>18</sup> und H. Lieb<sup>19</sup>. Demnach gründet sich unser Wissen um das römische Konstanz vor allem auf die nie insgesamt systematisch bearbeiteten zahlreichen Kleinfunde, besonders auf die Keramik, die von den ersten Jahrzehnten des ersten nachchristlichen Jahrhunderts bis in die spätrömische Zeit reicht<sup>20</sup>, was eine – vielleicht kontinuierliche – Besiedlung des Münsterhügels im entsprechenden Zeitraum annehmen läßt. Die frühesten Terrasigillata-Scherben legen aufgrund der im Rheinland gewonnenen Erfahrungen nahe, es habe sich bei der ersten römischen Besiedlung, die im Bereich von St. Johann zu suchen ist, um einen Militärposten gehandelt<sup>21</sup>. Diese Annahme kann allerdings bisher durch Bodenbefunde nicht unterstützt werden. Keramik des ausgehenden 1. bis 3. Jahrhunderts fand sich sowohl bei den Grabungen auf dem Münsterhügel als auch bei St. Johann, so daß H. v. Petrikovits auf eine unbefestigte Zivilsiedlung, einen vicus, des 1. bis 3. Jahrhunderts auf der gesamten Fläche des Münsterhügels schloß<sup>22</sup>. Durch die Grabungen auf dem nördlichen Münsterplatz ist eine fast 2 m starke römische Kulturschicht aufgedeckt worden<sup>23</sup>, die eine lange, allerdings zeitlich nicht näher begrenzte Besiedlungsdauer des Platzes bestätigt. Im übrigen scheinen auch Teile eines Terrazzobodens und ein „Kalkbrennofen“ angetroffen worden zu sein<sup>24</sup>. Daher haben die Grabungen die Annahme der Existenz eines vicus weiter erhärtet.

Sehr schwierig ist es, eine Antwort auf die Frage nach einer spätrömischen Befestigung zu geben, die aufgrund des Namens „Constantia“ erschlossen wurde<sup>25</sup>, aber nach wie vor nicht mit archäologischen Befunden belegbar ist<sup>26</sup>. Die topographische Situation des Münsterhügels wäre sicherlich einer Befestigung günstig gewesen. Ein Teil der in die spätrömische Zeit weisenden Kleinfunde, die Rädchensigillata, ist bereits von W. Hübener bearbeitet worden<sup>27</sup>. Sie stammt aus Lavoye<sup>28</sup> und ist in der Zeit von etwa 330–360 n. Chr. hergestellt worden<sup>29</sup>. Diese späte Art der Terra sigillata weist auf römische militärische Präsenz auf dem Konstanzer Münsterhügel in diesem Zeitraum<sup>30</sup>. So geben Ortsname, topographische

18 A. BECK, Kastell, 1961, wie Anm. 10.

19 H. LIEB, Constantia, 1967, wie Anm. 2.

20 H. LIEB, Constantia, 1967, wie Anm. 2, 35 f.; H. v. PETRIKOVITS, Möglichkeiten, wie Anm. 2, S. 9–15.

21 H. v. PETRIKOVITS, Möglichkeiten, wie Anm. 2, S. 9 f.; P. REVELLIO, Besetzung, 1932, wie Anm. 15, S. 342. Auch sonst wird ein römisches Kastell aufgrund der Funde vermutet, vgl. z. B. PH. FILTZINGER, Kastell Tuttlingen, in: Fundberichte aus Baden-Württemberg 1 (1974), S. 417–36, hier S. 421.

22 H. v. PETRIKOVITS, Möglichkeiten, wie Anm. 2, S. 10 f.

23 G. BERSU, Kastell, 1959, wie Anm. 6, S. 36 f.

24 Wenn man A. BECK, Kastell, 1961, wie Anm. 10, S. 9, und Abb. 9–10, glauben darf. Was das Problem des vicus angeht, fehlt eine Veröffentlichung der Grabungen von G. BERSU sehr.

25 H. LIEB, Constantia, 1967, wie Anm. 2, S. 37 f.

26 H. v. PETRIKOVITS, Möglichkeiten, wie Anm. 2, S. 13 f.

27 W. HÜBENER, Eine Studie zur spätrömischen Rädchensigillata (Argonnensigillata), in: Bonner Jahrbücher 168 (1968), S. 241–98.

28 Ebenda, S. 244, 247.

29 Ebenda, S. 260 (Gruppenzugehörigkeit) und 281 (Datierung).

30 Vgl. ebenda, S. 282 f.

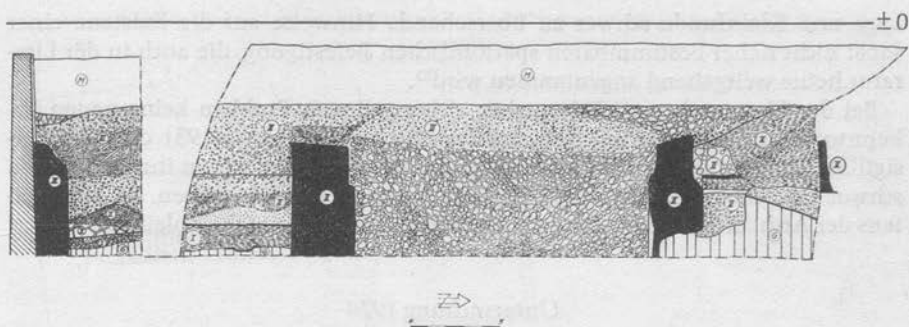


Abb. 1 Konstanz, Münsterhügel (Pfalzgarten) Nord-Süd-Profil 1974.

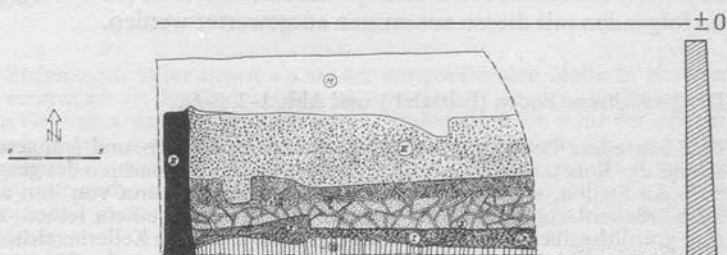
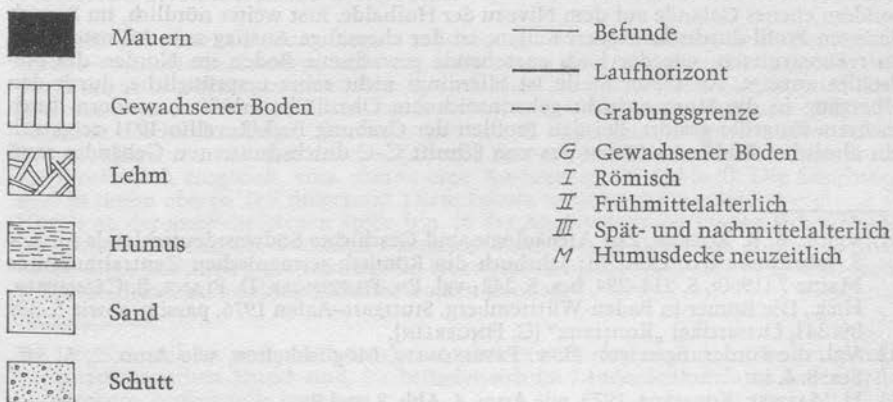


Abb. 2 Konstanz, Münsterhügel (Pfalzgarten) Ost-West-Profil 1974.



Lage und Kleinfunde schwer zu übersehende Hinweise auf die Existenz einer sonst nicht näher bestimmbareren spätrömischen Befestigung, die auch in der Literatur heute weitgehend angenommen wird<sup>31</sup>.

Bei der Untersuchung 1974 ergaben sich zu diesem Problem keine neuen Erkenntnisse. Gerade hier am Südrand des Münsterhügels, wo 1931 die Rädchen-sigillata aufgefunden wurde, fehlen jegliche Überreste der wegen ihrer Ausmaße schwer erkennbar spätrömischen Befestigungsmauern und -gräben. So muß seitens der Archäologie das bisherige Fragezeichen weiterhin stehen bleiben.

### Untersuchung 1974

Als im Herbst 1974 infolge eines Brandes des Anwesens Hofhalde Nr. 8 die Stützmauer an der Südostecke des Pfalzgartens, des südlichen Münsterhügels, abgebrochen und erneuert werden mußte, ergab sich die Gelegenheit, am 2. und 3. September die Profile der in dem Münsterhügel hineingebaggerten Baugrube aufzunehmen. Die Stützmauer wurde auf einer Länge von 14 m entlang der Hofhalde und 23,50 m entlang der Ostseite des Münsterhügels entfernt. Um den Arbeitsraum zum Neubau zu gewinnen, mußte das von der Mauer gestützte Gelände des Pfalzgartens in einer Breite von 4–6 m 5,50 m auf das Niveau der Hofhalde abgetieft werden. Die dadurch entstandenen Profile sind eine Ergänzung zu den Aufschlüssen der Grabung Beck/Revellio 1931 (siehe oben S. 20) und sollen im folgenden mit diesen zusammen ausgewertet werden.

#### *Der gewachsene Boden (Faltdafel 1 und Abb. 1–2, 5–6).*

Eine besondere Bedeutung bei der Bestimmung des vor- und frühgeschichtlichen Aussehens des Konstanzer Münsterhügels kommt dem Beobachten des gewachsenen Bodens zu<sup>32</sup>. An Stellen, wo dieser ungestört vorhanden ist, kann von ihm auf die ursprüngliche Erdoberfläche geschlossen werden. Er besteht aus einem feinen, ein wenig lehmigen, grünlichgelben Sand und wurde mit Ausnahme des Kellerbereiches und der Mauerunterkanten überall angeschnitten. Am tiefsten steht er an der Südostecke der Baugrube an, wo er auch in die ursprüngliche Humusdecke übergeht, also ungestört ist. Hier befand sich deshalb mit Sicherheit vor der Besiedelung nicht die Südostecke des Münsterhügels, sondern ebenes Gelände auf dem Niveau der Hofhalde. Erst weiter nördlich, im Bereich des vom Profil durchschnittenen Kellers, ist der ehemalige Anstieg zum Münsterhügel zu rekonstruieren, wie der hoch anstehende gewachsene Boden im Norden des NS-Profiles anzeigt. An dieser Stelle ist allerdings nicht seine ursprüngliche, durch den Übergang in die Humusschicht gekennzeichnete Oberfläche erhalten, sondern durch mehrere Eingriffe gestört. Bei den Profilen der Grabung Beck/Revellio 1931 zeigt sich ein ähnliches Bild<sup>33</sup>. Im Süden des von Schnitt C–C durchschnittenen Gebäudes muß

31 Vgl. z. B. R. ROEREN, Zur Archäologie und Geschichte Südwestdeutschlands im 3. – 5. Jahrhundert n. Chr., in: Jahrbuch des Römisch-germanischen Zentralmuseums Mainz 7 (1960), S. 214–294, bes. S. 242; vgl. PH. FILTZINGER, D. PLANK, B. CÄMMERER, Hrsg., Die Römer in Baden-Württemberg, Stuttgart–Aalen 1976, passim, sowie S. 339 bis 341, Ortsartikel „Konstanz“ (G. FINGERLIN).

32 Vgl. die Forderungen von H. v. PETRIKOVITS, Möglichkeiten, wie Anm. 2, S. 3 ff., bes. S. 4.

33 H. MAURER, Konstanz, 1973, wie Anm. 4, Abb. 8 und 9.



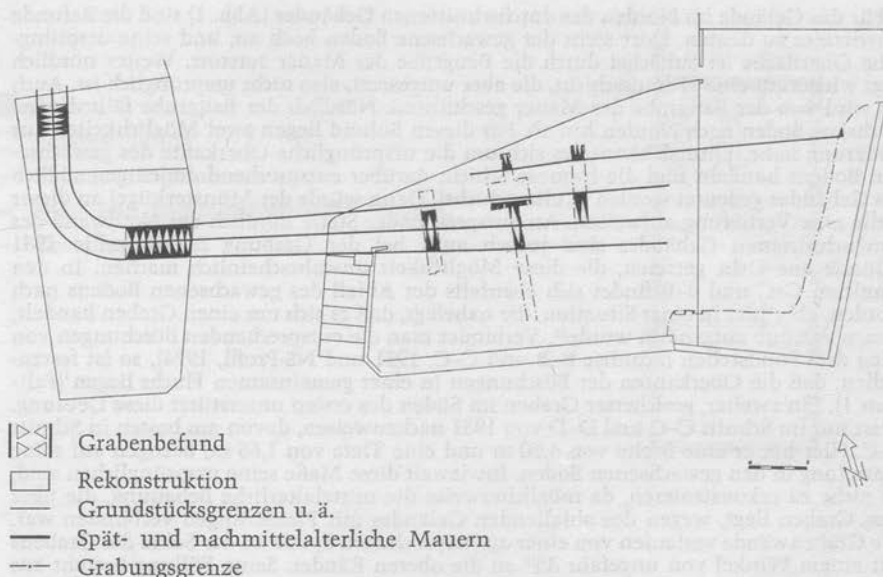


Abb. 3 Konstanz, Münsterhügel, Rekonstruktion der römischen Gräben aufgrund der Befunde 1887–1974.

der gewachsene Boden noch tiefer liegen als an der entsprechenden Stelle in unserem NS-Profil, er ist vermutlich an der Grabungsunterkante erreicht worden. Im Innern des durchschnittenen Gebäudes, das an dieser Stelle nicht unterkellert ist, steht der gewachsene Boden so hoch an, daß man sich im Bereich der Südwand des Gebäudes einen ehemals steilen Anstieg vorzustellen hat. Weiter nach Norden jedoch steigt die ehemalige Geländeoberfläche nur noch wenig an. Damit ist, wenn auch nur in groben Zügen, die ursprüngliche Geländeform des Südrandes und der Südostecke des Münsterhügels bestimmt (Faltnafel 1).

#### Die ältesten Befunde (Faltnafel 1, Abb. 1–3, 5–6)

Auf dem gewachsenen Boden liegt – außer an der oben genannten gestörten Stelle – eine 20–75 cm starke, humose Schicht auf, die an der Ecke der beiden Hauptprofile noch durch einen Lauffhorizont untergliedert wird. Die Oberkante dieser Schicht wird ebenfalls durch einen sehr deutlichen Lauffhorizont gegen die darüberliegenden Schichten abgesetzt. Diese ehemalige Oberfläche bildete, im Gegensatz zu der des gewachsenen Bodens, eine nur leicht nach Osten abfallende Ebene. Vom unteren Lauffhorizont aus ist ein Pfostenloch eingetieft, vom oberen eine Ausbruchsgrube (Abb. 2). Die Schichten I sind in ihrem oberen Teil umgesetzt. Diese Fakten weisen auf die erste Besiedelung des Hügels an der angeschnittenen Stelle hin. In der Ausbruchsgrube fanden sich wie auch im obersten Bereich der Schichten I römische Scherben, so daß auch durch die Kleinfunde diese Schichten I als vermutliche Überreste römischer und eventuell noch merowingischer Besiedelung gedeutet werden können.<sup>34</sup>

34 Die Keramik ist noch nicht bearbeitet, aber es steht fest, daß darunter keine nachmerowingischen Stücke sind. Sie befindet sich im Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Außenstelle Freiburg.

Für das Gelände im Norden des durchschnittenen Gebäudes (Abb. 1) sind die Befunde schwieriger zu deuten. Dort steht der gewachsene Boden hoch an, und seine ursprüngliche Oberfläche ist zunächst durch die Baugrube der Mauer zerstört. Weiter nördlich liegt wiederum eine Humusschicht, die aber umgesetzt, also nicht ursprünglich ist. Auch sie wird von der Baugrube der Mauer geschnitten. Nördlich der Baugrube fällt der gewachsene Boden nach Norden hin ab. Für diesen Befund liegen zwei Möglichkeiten zur Erklärung nahe. Einmal könnte es sich um die ursprüngliche Oberkante des gewachsenen Bodens handeln und die humose Schicht darüber entsprechend derjenigen südlich des Gebäudes gedeutet werden (Kulturschicht). Dann würde der Münsterhügel an dieser Stelle eine Vertiefung aufweisen. An entsprechender Stelle nördlich der Nordwand des durchschnittenen Gebäudes sind jedoch auch bei der Grabung Beck/Revellio 1931 Befunde ans Licht getreten, die diese Möglichkeit unwahrscheinlich machen. In den Schnitten C-C und B-B findet sich ebenfalls der Abfall des gewachsenen Bodens nach Norden, aber hier in einer Situation, die nahelegt, daß es sich um einen Graben handelt, dessen Aushub aufgehäuft wurde<sup>35</sup>. Verbindet man die entsprechenden Böschungen von allen drei Fundstellen (Schnitte B-B und C-C, 1931 und NS-Profil, 1974), so ist festzustellen, daß die Oberkanten der Böschungen in einer gemeinsamen Flucht liegen (Faltblatt 1). Ein zweiter, gesicherter Graben im Süden des ersten unterstützt diese Deutung. Er ist nur im Schnitt C-C und D-D von 1931 nachzuweisen, davon am besten in Schnitt C-C. Hier hat er eine Breite von 4,50 m und eine Tiefe von 1,65 m, bezogen auf seine Eintiefung in den gewachsenen Boden. Inwieweit diese Maße seine ursprünglichen sind, ist nicht zu rekonstruieren, da möglicherweise die mittelalterliche Bebauung, die über dem Graben liegt, wegen des abfallenden Geländes mit Planierungen verbunden war. Die Grabenwände verlaufen von einer ausgesprochenen Spitze an der Sohle des Grabens mit einem Winkel von ungefähr 35° an die oberen Ränder. Seine Füllung besteht aus Humus. Der südliche Grabenrand weist eine Entfernung von 4–5 m zum südlichen Münsterhügelanstieg auf. Der Abstand zwischen den beiden ausgehobenen Gräben wurde mit dem Aushubmaterial aufgefüllt und damit die Grabenabstiege noch vergrößert. Ähnliches, einer späteren Abplanierung zum Opfer gefallen, kann für den Raum zwischen südlichem Graben und Münsterhügelabstieg vermutet werden. Damit würden sich eine Grabenbreite von ungefähr 9 m und eine Tiefe von 2,50 m ergeben. In Schnitt D-D ist der Befund unklar, zwei Einzelheiten sollen aber festgehalten werden. Einmal scheint der Graben auch hier die Spitze an der Sohle aufzuweisen und zum anderen wird er wiederum von der mittelalterlichen Mauer überlagert. In Schnitt B-B ist der Graben durch eine spätere Grube zerstört worden. Hier ist aber die Situation zwischen den Gräben und dem Abstieg zum nördlichen Graben bemerkenswert, denn – entsprechend der selben Stelle in Schnitt C-C wurde der Grabenaushub offenbar zur Auffüllung des Zwischenraumes zwischen den Gräben benutzt. 1897 zeichnete F. Hirsch zwei Schenkel eines ähnlichen Spitzgrabens an der Südwestecke des Münsterhügels (auf dem Grundstück des Hauses Hofhalde 12) auf<sup>36</sup>. Ein Schenkel verläuft Ost-West in der Flucht unseres südlichen Grabens, ist also mit diesem identisch, der andere Schenkel verläuft Nord-Süd und zeigt damit ein Umknicken des Grabens im Bereich der Südwestecke des Oberen Hofes an. Auch der ursprüngliche Abstieg des südlichen Münsterhügels an seiner Südwestecke zur Hofhalde hin wurde damals im Plan festgehalten. Er findet sich hier 7 m südlich des Grabens. Leider ist es in unserem NS-Profil (Abb. 1) 1974 nicht gelungen, den südlichen Spitzgraben erneut anzuschneiden, da das mittelalterliche Gebäude an der Stelle unterkellert und die ursprüngliche Geländeform dadurch zerstört getroffen wurde.

#### *Frühmittelalterliche Befunde (Falttafel 1, Abb. 1–2, 4–12)*

Über den ältesten Befunden wurde ein langgestrecktes Gebäude im stumpfen Winkel zum eigentlichen Pfalzgebäude errichtet. Es ist in seinen östlichen Teilen vom NS-Profil

35 Wie Anm. 33.

36 Vgl. den Plan „Beitrag zum römischen Castell in Konstanz. April 1897“, Stadtarchiv Konstanz.

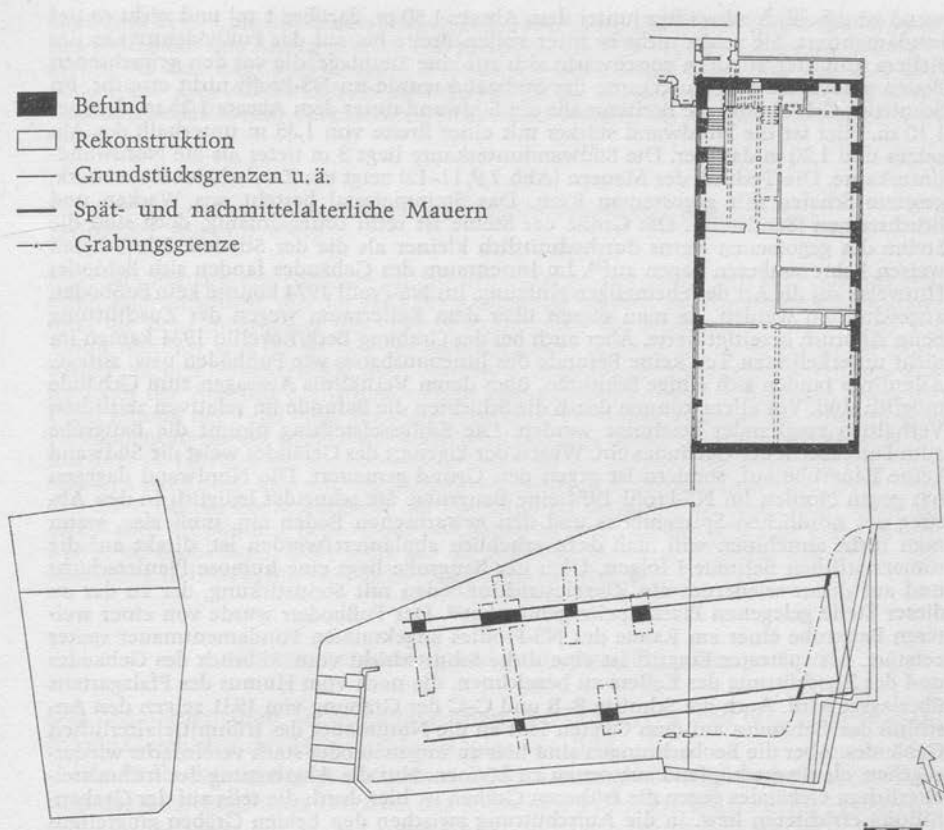


Abb. 4 Konstanz, Münsterhügel, Grundrißrekonstruktion der frühmittelalterlichen Bauten auf dem Münsterhügel aufgrund der Befunde 1830–1974.

[Abb. 1] durchschnitten und weist hier einen Kellerraum auf. Weiter westlich war der Bau nach den Ergebnissen der Grabung Beck/Revellio 1931 nicht unterkellert<sup>37</sup>. Seine Ostwand ist mit Sicherheit rekonstruierbar, da 1974 beim Anlegen der Baugrube die Nordostecke angetroffen wurde (Abb. 7), während über seine Begrenzung nach Westen Genaues nicht bekannt ist. Schnitt C–C von 1931 zeigt, daß das Gebäude über dem ehemaligen südlichen Abstieg des Münsterhügels erbaut wurde. Die lichte Breite des Gebäudes beträgt im Keller (NS-Profil 1974) 8,12 m, darüber 8,55 m. Im Schnitt C–C ist ein entsprechendes Maß, 8,30 m, abzulesen. Die Länge des Gebäudes ist wegen der fehlenden Westwand nur soweit zu verfolgen, wie sie durch die Grabungen freigelegt wurde, nämlich etwa 37 m. Unterteilungen dieses langen Raumes wurden bisher nicht festgestellt. Zumindest eine Querwand am westlichen Ende des Kellers ist zu vermuten. Wegen der Böschung des Münsterhügels sind Süd- und Nordwand (Schnitt C–C 1931, NS-Profil Abb. 1) in der Fundamentierung verschieden. Im Kellerbereich hat das Fundament der Südwand eine Stärke von 1,75 m unterhalb des Absatzes und 1,55 m darüber. Die Nord-

<sup>37</sup> Wie Anm. 33.

wand ist erheblich schwächer (unter dem Absatz 1,50 m, darüber 1 m) und nicht so tief fundamentiert. Sie reicht nicht in ihrer vollen Breite bis auf das Fußbodenniveau des Kellers hinunter, sondern verschwächt sich auf eine Steinlage, die vor den gewachsenen Boden gesetzt ist. Die Unterkannte der Südwand wurde im NS-Profil nicht erreicht. Im Schnitt C-C 1931 sind die Breitenmaße der Südwand unter dem Absatz 1,25 m, darüber 1,10 m. Hier ist die Nordwand stärker mit einer Breite von 1,35 m unterhalb des Absatzes und 1,20 m darüber. Die Südwandunterkannte liegt 3 m tiefer als die Nordwandunterkannte. Die Technik der Mauern (Abb. 7,9, 11–12) zeigt ein Zweischalenmauerwerk, gesetzte Schalen mit gegossenem Kern. Das Steinmaterial besteht aus Wacken und Bruchsteinen (Sandstein). Die Größe der Steine ist recht unregelmäßig, doch sind die Steine des gegossenen Kerns durchschnittlich kleiner als die der Schalen. Die Schalen weisen keine sauberen Lagen auf<sup>38</sup>. Im Innenraum des Gebäudes fanden sich keinerlei Hinweise auf die Art der ehemaligen Nutzung. Im NS-Profil 1974 konnte kein Fußboden angeschnitten werden, da man diesen über dem Kellerraum wegen der Zuschüttung beim Abbruch beseitigt hatte. Aber auch bei der Grabung Beck/Revellio 1931 kamen im nicht unterkellerten Teil keine Befunde des Innenausbauens wie Fußböden usw. zutage. Allerdings fanden sich einige Schichten, über deren Verhältnis Aussagen zum Gebäude möglich sind. Vor allem können durch die Schichten die Befunde im relativen zeitlichen Verhältnis zueinander bestimmt werden. Die Schlüsselstellung nimmt die Baugrube zum Fundament des Gebäudes ein. Wegen der Eigenart des Geländes weist die Südwand keine Baugrube auf, sondern ist gegen den Grund gemauert. Die Nordwand dagegen hat gegen Norden im NS-Profil 1974 eine Baugrube. Sie schneidet lediglich in den Abstieg des nördlichen Spitzgrabens und den gewachsenen Boden ein, muß also, wenn man nicht annehmen will, daß dazu erheblich abplaniert worden ist, direkt auf die römischen Befunde I folgen. Über der Baugrube liegt eine humose Planierschicht und auf dieser wiederum ein Ziegelestrichfußboden mit Steinstickung, der zu der an dieser Stelle gelegenen Pfalzkapelle gehört hat<sup>39</sup>. Der Fußboden wurde von einer weiteren Baugrube einer am Rande des NS-Profiles angekratzten Fundamentmauer später zerstört. Als spätester Eingriff ist eine dicke Schuttschicht vom Abbruch des Gebäudes und der Zuschüttung des Kellers zu bezeichnen, die noch vom Humus des Pfalzgartens überlagert wird. Auch die Schnitte B-B und C-C der Grabung von 1931 zeigen den Anschluß des Gebäudes auf dem Oberen Hof an die Nordmauer des frühmittelalterlichen Gebäudes. Aber die Beobachtungen sind hier zu ungenau oder stark vereinfacht wiedergegeben, als sie erschöpfend auswerten zu können. Nur die Abgrenzung des frühmittelalterlichen Gebäudes gegen die früheren Gräben ist hier durch die teils auf der Grabenfüllung errichteten bzw. in die Aufschüttung zwischen den beiden Gräben eingreifenden Mauern gesichert. Schwerer fällt die Deutung südlich des Gebäudes. Dort sind die auf den römischen Laufhorizont folgenden Schichten, die nach oben wiederum durch einen Laufhorizont gegen die darüberliegenden Schuttbänder abgesetzt sind, nur unscharf voneinander zu trennen. Im unteren Teil bestehen sie aus einem lehmigen Sand, im oberen aus einem humosen Lehm. Vermutlich sind die unteren Teile beim Bau des Gebäudes als Planierung angefallen und die oberen Teile während der Nutzungszeit desselben aufgetragen worden; jedenfalls gehören sie zum Gebäude, denn sie können weder früher sein, da die Mauern nicht in sie eingetieft worden sind, noch können sie später sein, weil die Schuttschicht vom Abbruch des Gebäudes darüberliegt.

In die beschriebene Schichtenfolge schneidet im OW-Profil eine Ausbruchgrube ein und ebenso eine nord-südlich verlaufende Mauer. Da es sich bei der Untersuchung 1974 nur um die Aufnahme der Profile handelte, können diese Befunde nicht in einen Grundrißzusammenhang gestellt werden. Über ihre Zeitstellung jedoch läßt sich sagen, daß die Ausbruchgrube, weil sie unter der Abbruchschicht des frühmittelalterlichen

38 Dazu auch W. ERDMANN, Zur archäologischen Erforschung der Pfalz Bodman, in: Bodman, Dorf-Kaiserpfalz-Adel, hrsg. v. H. BERNER, Bd. I, Sigmaringen 1977, S. 69 bis 144.

39 H. MAURER, Palatium Constantiense. Bischofspfalz und Königspfalz im hochmittelalterlichen Konstanz, in: Adel und Kirche, Festschrift Gerd Tellenbach (1968), S. 379 f.

Gebäudes liegt, während dessen Nutzung zu datieren ist. Die Mauer (Breite 0,65–0,90 m, aus Bruchstein mit Anzug gesetzt) am Westrand des OW-Profiles gehört auf alle Fälle erst in die Zeit nach dem Abbruch des frühmittelalterlichen Gebäudes, weil ihre Bauschicht auf dem Abbruchschutt aufliegt. Sie ist im Zusammenhang mit den bei der Grabung Beck/Revellio aufgedeckten Kellern im Norden der Hofhalde-Stützmauer zu sehen.

*Befunde vor und nach dem Abbruch des frühmittelalterlichen Gebäudes*  
(Faltable 1, Abb. 1–2, 4, 10)

Über die Mauern des frühmittelalterlichen Gebäudes erstreckt sich im NS-Profil eine dicke Abbruchschicht, mit der auch der Kellerraum verfüllt ist. Gleichzeitig oder später muß die neue Stützmauer des Oberen Hofes gegen die Hofhalde hin sein, denn der Raum nördlich von ihr ist mit der Abbruchschicht aufgefüllt. Durch die an ihr angebauten, in den Münsterhügel nach Norden einschneidenden spätmittelalterlichen Keller kann der Abbruch des frühmittelalterlichen Gebäudes zeitlich umrissen werden<sup>40</sup>. Dazu kommt der Fund einer renaissancezeitlichen Ofenkachel unter der umgestürzten Fundamentmauer des frühmittelalterlichen Gebäudes (siehe Schnitt A–A), die vermutlich dem 16. Jahrhundert angehört<sup>41</sup>. Die Keller lassen auf eine Bebauung mit einzelnen Häusern nach dem Abbruch des frühmittelalterlichen Gebäudes schließen. Dabei werden diese Bauten die Stützmauer der Hofhalde als Südwand benutzt haben, denn sie bildet auch die südliche Begrenzung der Keller. In den Profilen 1974 sind keine Spuren davon zu beobachten. Dort folgt auf die Schuttschicht vom Abbruch des frühmittelalterlichen Gebäudes nur eine dicke Humusschicht (Abb. 1, 2).

*Zusammenfassung und geschichtliche Deutung*

Die Zusammenschau der archäologischen Beobachtungen und ihre Deutung gibt für die Geschichte des Münsterhügels folgendes Bild:

Die Beobachtung des gewachsenen Bodens ermöglicht eine grobe Rekonstruktion der ursprünglichen Umrisse des südlichen Münsterhügels (siehe Faltable 1) vor der römischen Besiedelung, vor allem seiner ursprünglichen Böschung auf der Südseite. Bei der Böschung handelte es sich um einen steilen Abfall von mindestens 2,40 m. Die ehemalige Böschungsoberkante befand sich jeweils einige Meter weiter nördlich als heute.

Der älteste Befund im Süden des Steilabfalls ist eine von zwei Laufhorizonten untergliederte Kulturschicht, in die ein Pfostenloch und eine Ausbruchgrube einschneiden. Die in der Grube gefundenen Scherben weisen diese Befunde in die römische Zeit, die Art der Besiedelung kann nicht näher gedeutet werden.

Im Norden der Münsterhügelböschung befinden sich zwei Spitzgräben, von denen der südliche mit seinem vollen Querschnitt, der nördliche nur zur Hälfte gesichert ist. Sie verlaufen am oberen Rand der südlichen Münsterhügelböschung entlang. Ein zweiter Schenkel ist von der Westseite des Hügels bekannt, er verläuft in Nordsüd-Richtung. Dieser Befund deutet auf eine Befestigungsanlage<sup>42</sup>. Die Gräben hatten ehemals eine Breite von ca. 9,00 m und eine Tiefe von mehr

40 H. MAURER, Konstanz, 1973, wie Anm. 4, S. 83 f.

41 P. REVELLIO, Grabungen, 1932, wie Anm. 4, S. 354, und Abb. 135.

42 Vgl. auch H. MAURER, Konstanz, 1973, wie Anm. 4, S. 83 f.



als 2,50 m. Darin fand man römische Kleinfunde<sup>43</sup>. Vor einer systematischen Bearbeitung sämtlicher Funde kann die Befestigung weder nach Art noch Zeit genauer bestimmt werden. Der Schichtenabfolge nach handelt es sich bei der Kulturschicht und den Gräben um die ersten menschlichen Eingriffe in den Boden<sup>44</sup>. Daß die Befestigung mit der oben vermuteten spätrömischen Anlage identisch sei, kann nicht festgestellt werden (siehe oben S. 22<sup>45</sup>).

Die Gräben wurden verfüllt, und ein langgestrecktes Gebäude, das nach der Mauertechnik als frühmittelalterlich anzusprechen ist, folgte der Befestigung. Es hatte eine Länge von mindestens 37,00 m (sein westliches Ende ist noch nicht gefunden) und eine lichte Breite von 8,55 m, und es war in seinem östlichen Teil unterkellert. Hinsichtlich der Art seiner Nutzung fanden sich keine Hinweise im Boden. Weiter ist von den Grabungen 1931 her bekannt, daß dieses Gebäude in der frühen Neuzeit abgebrochen wurde und an seine Stelle Häuser mit Kellern nördlich entlang der heutigen Stützmauer des Pfalzgartens traten. Bis zu seinem Abbruch bildete die Südwand des Gebäudes die Begrenzung des Oberen Hofes gegen Süden, danach wurde die heutige Stützmauer errichtet und mit Abbruchschutt vornehmlich des frühmittelalterlichen Gebäudes hinterfüllt.

Es liegt daher nahe, an eine Entstehung des Gebäudes im frühen oder spätestens im hohen Mittelalter zu denken. Das Hauptgebäude der bischöflichen Pfalz (1830 abgebrochen)<sup>46</sup> stammt den romanischen Fenstern auf den Ansichten vor dem Abbruch<sup>47</sup> nach zumindest in seinem Nordteil aus romanischer Zeit und könnte so mit der Baunachricht der Konstanzer Bistumschronik aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, Bischof Hermann I. (1139–1165) habe die niedergebrannte Wohnung der Bischöfe wieder aufgebaut<sup>48</sup>, in Zusammenhang gebracht werden. Eine noch weiter zurückreichende Nachricht der ebenfalls in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts niedergeschriebenen Bistumschronik des Gebhard Dacher, daß Bischof Salomo III. (890–919) neben der Bischofskirche eine Pfalz errichten ließ<sup>49</sup>, möchte vermuten lassen, die ältesten Teile des in den Ansichten festgehaltenen Gebäudes könnten auf seine Zeit zurückgehen<sup>50</sup>. Das Hauptge-

43 Nur als Beispiel der Fund einer römischen Säule: H. MAURER, Konstanz, 1973, wie Anm. 4, S. 84, und P. REVELLIO, Grabungen, 1932, wie Anm. 4, S. 354, und Abb. 135.

44 Vgl. auch H. MAURER, Konstanz, 1973, wie Anm. 4, S. 84.

45 Wünschenswert wäre eine Bearbeitung aller in Konstanz getätigten Kleinfunde und die Auswertung der Ergebnisse nach den Vorschlägen von H. v. PETRIKOVITS, Möglichkeiten, wie Anm. 2.

46 K. BEYERLE / A. MAURER, Konstanzer Häuserbuch, Bd. II (1908), S. 191.

47 Abbildungen: H. MAURER, Konstanz, 1973, wie Anm. 4, Abb. 1, und E. REISSER, Schlösser und Burgen am Untersee, in: Badische Heimat (Der Untersee) 1926, S. 168 bis 194, bes. S. 180 ff., Abb. 20 und 21. – Die Bauaufnahmen von WEHRLE befinden sich im Rosgartenmuseum Konstanz in: Museums Bau- und Amortisationsrechnung, für die Jahre 1830–1834, Anhang.

48 E. REINERS-ERNST, Regesten zur Bau- und Kunstgeschichte des Münsters zu Konstanz (1956), S. 10, Nr. 61. – Über den Quellenwert der Überlieferung: H. MAURER, Palatium, 1968, wie Anm. 38, S. 377 f.

49 Ph. RUFFERT, Die Chroniken der Stadt Konstanz (1891), S. 17. – Obwohl die späte Überlieferung den Quellenwert in Frage stellt, würde die Bautätigkeit Salomos III. gut in die geschichtlichen Zusammenhänge passen, vgl. H. MAURER, Palatium, 1968, wie Anm. 38, S. 378.

50 Vgl. E. REISSER, Schlösser, 1926, wie Anm. 47, S. 183.

bäude der Pfalz war in seinem südlichen Teil bis zu der starken Querwand hin unterkellert. Am ehesten könnte in diesem Teil ein frühmittelalterlicher Rest stecken.

Im Zusammenhang mit den vorhergehenden Überlegungen und der Erfordernis von Verwaltungs- und Wirtschaftsgebäuden als Ergänzung des Hauptgebäudes der Pfalz kann unser ergrabener Bau mit großer Wahrscheinlichkeit in das frühe oder spätestens hohe Mittelalter datiert werden und als Verwaltungs- oder Wirtschaftsgebäude der bischöflichen Pfalz gelten. Von den beiden Nutzungsmöglichkeiten wäre die erste wegen der Qualität des Bauwerks, die letzte wegen der Unterkellerung in Betracht zu ziehen.

Den Schichtungen nördlich des ergrabenen Gebäudes zufolge war der Zwischenraum von Haupt- und Wirtschaftsgebäude der Bischofspfalz im frühmittelalterlichen Zustand nicht überbaut. Erst später wurde die ihrem Grundriß nach als Bauplatz äußerst ungünstige Lücke mit der 1225 zum erstenmal erwähnten Pfalzkapelle mit dem Patrozinium des hl. Petrus ausgefüllt<sup>51</sup>.

Bei der Untersuchung 1974 schnitt das NS-Profil auch in das Gelände der ehemaligen Pfalzkapelle ein. Dabei wurde eine Mauer (am Nordrand des Profils) angetroffen (Abb. 10), die zu dem auf alten Ansichten abgebildeten, nach Osten vorspringenden Chor der Kapelle gehört haben könnte<sup>52</sup>. Darüber hinaus wurde der Ziegelestrich der Kapelle festgestellt. Ein befriedigendes Bild geben diese Befunde noch nicht. Trotzdem muß bereits bezweifelt werden, daß es sich bei der Pfalzkapelle um eine Doppelkapelle in ihrer klassischen Gestalt gehandelt hat<sup>53</sup>. Zwar zeigen die Ansichten ein doppelgeschossiges Gebäude, aber der Bauplatz machte eben diesen quadratischen Grundriß und damit frei geplante Architektur unmöglich. Die Mauern der beiden schon bestehenden Pfalzgebäude müssen daher als Seitenwände der Kapelle verwendet worden sein. Diese stand über schiefwinkligem Grundriß und war wohl ein doppelgeschossiger Saalbau. Ob die beiden Geschosse jedoch untereinander verbunden waren, ist nicht nachprüfbar.

## DIE STIFTSKIRCHE ST. MAURITIUS UND DAS GRAB DES HL. BISCHOFS KONRAD VON KONSTANZ

### *Forschungslage*

Die Kirchenbauten auf dem Konstanzer Münsterhügel sind in hoch- und spätmittelalterlichem Zustand auf uns gekommen; ihre Frühgeschichte ist relativ

51 Das bisher Bekannte zur Pfalzkapelle bei H. MAURER, *Palatium*, 1968, wie Anm. 38, S. 376 f. und 379 f.

52 H. REINERS, *Das Münster Unserer Lieben Frau zu Konstanz (Die Kunstdenkmäler Südbadens I)*, Konstanz 1955, Abb. 4-8.

53 H. MAURER, *Palatium*, 1968, wie Anm. 38, S. 379 f. – Zu Doppelkapellen: G. BANDMANN, *Doppelkapelle, Doppelkirche*, RDK IV, Stuttgart 1958, Sp. 196-215; Ders., *Die Bischofskapelle in Hereford. Zur Nachwirkung der Aachener Pfalzkapelle*, in: *Fs. f. Herbert v. Einem*, Berlin 1965, S. 9-26; H. E. KUBACH, *Zu den romanischen Kapellen an den Domen von Mainz und Speyer*, in: *Mainzer Zs.* 67/68, 1972/73, S. 118-121.

unerforscht. Das liegt daran, daß umfangreichere archäologische Untersuchungen am Münster und seinen Nebenbauten bis in jüngste Zeit hinein nicht erfolgten und auch in absehbarer Zeit nicht vorgenommen werden können. Außerdem lassen uns die schriftlichen Quellen über die Kathedrale im frühen Mittelalter im Stich; die Quellenlage ist dürftig zu nennen.

Die frühesten Belege für eine Konstanzer Bischofskirche finden sich in der ältesten Gallus-Vita, der „*vita vetustissima*“<sup>54</sup>, die nach neuerer Meinung bereits um 680 entstand und spätere Erweiterungen erfuhr<sup>55</sup>.

Zwar sind die indirekten Erwähnungen der Konstanzer Bischofskirche angeblich für die Jahre 612/613 nicht in den überlieferten Fragmenten enthalten, sondern erst in den Reichenauer Bearbeitungen des 9. Jahrhunderts, nämlich der Reichenauer Mönche Wetti<sup>56</sup> und Walahfrid Strabo<sup>57</sup>. Es ist nachweisbar, daß sich beide Bearbeiter eng an die Vorlage anlehnten<sup>58</sup>, so daß ihre Aussagen den gleichen Quellenwert haben dürften wie die verlorengegangenen Teile der „*vita vetustissima*“. Somit wäre vielleicht für der aufgrund neuerer Forschungen erschließbaren Handlungszeit um 650<sup>58a</sup>, spätestens und sicher jedoch für die Entstehungszeit der Vita um 680 eine bischöfliche Kathedrale in Konstanz sowie die St.-Stephans-Kirche als bestehend anzunehmen. Die früheste urkundliche Erwähnung des Baues als „*ecclesia sanctae Mariae urbis Constantiae*“ ist für 780 überliefert<sup>59</sup>. Und die erste wirkliche Baunachricht zum Konstanzer Münster findet sich in der Chronik des Reichenauer Mönchsgelahrten Hermannus Contractus (1013–1054), der zum Jahr 955 berichtet, der mönchische Bischof Lambert (995–1018) habe die Marienkirche teilweise niedergelegt und erweitert: „*Lantpertus . . . templum sanctae Mariae ex parte diruens ampliavit*“<sup>60</sup>. Der gleiche Chronist berichtet als Zeitgenosse, daß 1052 die Kirche zusammenstürzte:

54 Neues Archiv 21, 1896, S. 362–368 [Ed. E. EGLI]; MGH SS rer. Mer. IV, S. 251–256 [Ed. E. KRUSCH]; Zeitschrift für Schweiz. Kirchengesch. 66, 1972, S. 212–221 [Ed. I. MÜLLER].

55 Zuletzt: W. BERSCHIN, Gallus Abbas vindicatus, in: Hist. Jb. 95, 1975, S. 257–277; Joh. DUFT, Irische Einflüsse auf St. Gallen und Alemannien, in: Mönchtum, Episkopat und Adel zur Gründungszeit des Klosters Reichenau (= Vorträge und Forschungen, Bd. XX, Sigmaringen 1974, S. 15 f.).

56 MGH SS rer. Mer. IV, S. 257–274 [Ed. E. KRUSCH]; Neue Übersetzung: S. FRANK, Frühes Mönchtum im Abendland, Bd. II: Lebensgeschichten, Zürich–München 1975, S. 237–266.

57 MGH SS II, S. 5–21 [Ed. I. v. ARX]; MVG 12, 1870, S. 1–61 [Ed. G. MEYER v. Knonau]; maßgebend: MGH SS rer. Mer. IV, S. 256–280 [Ed. E. KRUSCH].

58 W. BERSCHIN, Karolingische Viten-Überarbeitungen. Studien zu Epochenstil und Epochenbewußtsein im frühen lateinischen Mittelalter, Habil.-Schr. Freiburg 1970 (maschchr.), S. 72–130; Ders., Gallus, 1975, wie Anm. 55, passim; J. DUFT, Irische Einflüsse, 1974, wie Anm. 55, S. 14.

58a H. KELLER, Fränkische Herrschaft und alemannisches Herzogtum im 6. und 7. Jahrhundert, Protokoll Nr. 206 der Arbeitssitzung vom 12. Juni 1976 des Konstanzer Arbeitskreises für mittelalterliche Geschichte (Vervielfältigung); vgl. Ders., Spätantike und Frühmittelalter im Gebiet zwischen Genfer See und Hochrhein, FMSt 7, 1973, S. 1–26.

59 MGH DD Karol. I, S. 180, Nr. 130.

60 MGH SS V, S. 118.

„*Constantiae basilica sancti Mariae corrui*“<sup>61</sup>. Eine erste Weihe des im Neubau befindlichen Münsters ist für 1065 belegt. Die Schlußweihe nahm Bischof Gebhard III. 1089 vor<sup>62</sup>. Damit erschöpfen sich die bekannten und auch bisher diskutierten Baudaten für das Konstanzer Münster.

Für die östlich des Chores befindliche St.-Mauritius-Rotunde liegen indirekte Baudaten vor: Sie war vollendet, als ihr Bauherr, Bischof Konrad, 975 starb<sup>63</sup>. Auch über die übrigen Kirchenbauten der Bischöfe Konrad und Gebhard II. (979 bis 995) sind wir relativ gut unterrichtet<sup>64</sup>.

So ist es nur natürlich, daß der Monumentenarchäologie mit den Beobachtungen der Befunde im Boden und am aufgehenden Bauwerk eine Schlüsselrolle zukommt, wenn es darum geht, die frühe Geschichte des Konstanzer Münsters aufzuhellen. Leider haben gründliche und systematische Untersuchungen archäologischer Art im Konstanzer Münster nie stattgefunden. Nach erfolgter Restaurierung ist auch zukünftig auf nicht absehbare Zeit kaum daran zu denken, solche Untersuchungen durchführen zu können. Hingegen hat das bestehende Bauwerk vor allem wegen seiner offenkundig ältesten Bauteile im Kryptenbereich sowie der St.-Mauritius-Rotunde schon immer das Interesse der Bauhistoriker gefunden. Die erste umfassendere Darstellung in der älteren Literatur gab 1887 Franz Xaver Kraus<sup>65</sup>; Joseph Hecht veröffentlichte 1928 eine ausführliche Besprechung der damals sichtbaren Befunde<sup>66</sup>, die durch weitere, eingehende Untersuchungen Emil Reissers ergänzt oder korrigiert wurden<sup>67</sup>. Weitere Befunde stellte Heribert Reiners 1955 in seinem Inventarband vor<sup>68</sup>. Dort findet sich auch eine umfangreiche Bibliographie. Seine Deutungen und Schlüsse zur Baugeschichte sind jedoch in Teilen spekulativ und verfehlt; sie werden durch die neueren Befunde und Untersuchungsergebnisse, die in diesem Band vorliegen,

61 Ebenda, S. 131.

62 Quellenzusammenstellung für die Baumaßnahmen des 11. Jahrhunderts und die Weihen, zumeist aus späteren Quellen: E. REINERS-ERNST, Regesten zur Bau- und Kunstgeschichte des Münsters zu Konstanz, Lindau-Konstanz 1956 (= Schr. d. Ver. f. Gesch. d. Bodensees u. seiner Umgebung, Sonderheft), S. 5 ff.

63 Einzelbelege siehe unten S. 66 ff.

64 H. MAURER, Konstanz, 1973, wie Anm. 4; I. J. MISCOLI-RECKERT, Kloster Petershausen als bischöflich-konstanztisches Eigenkloster. Studien über das Verhältnis zu Bischof, Adel und Reform vom 10. bis 12. Jahrhundert (= Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen NF XVIII), Sigmaringen 1973; H. MAURER, Bischof Konrad von Konstanz in seiner ottonischen Umwelt, in: Der heilige Konrad, Bischof von Konstanz (= FDA 95, 1975), S. 41–55.

65 F. X. KRAUS, Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden, Die Kunstdenkmäler des Kreises Konstanz, Freiburg 1887, S. 103–221.

66 J. HECHT, Der romanische Kirchenbau des Bodenseegebietes, Basel 1928, S. 182 bis 208.

67 E. REISSER, Die Baugeschichte des Münsters zu Reichenau, Phil. Diss. Freiburg 1942 (Msschr.); Ders., Die frühe Baugeschichte des Münsters zu Reichenau, hrsg. v. H. E. KUBACH, Berlin 1960, S. 55 f. (Veröffentlichung posthum).

68 H. REINERS, Das Münster ULF zu Konstanz, Lindau-Konstanz 1955 (= Die Kunstdenkmäler Südbadens, Bd. I). Dort ausführliches Literaturverzeichnis S. 7–11. Die Befundbesprechungen beruhen auf Beobachtungen, detaillierten Zeichnungen und anderen Vorarbeiten vor allem von E. REISSER († 1942) und z. T. von P. MOTZ; Rezensionen und kritische Stellungnahmen s. unten S. 36, Anm. 101.



korrigiert. Eine kritische und zusammenfassende Übersicht gab 1961 Albert Knoepfli<sup>69</sup>. 1968 resümierte Friedrich Oswald knapp den Forschungsstand<sup>70</sup>. Einen wichtigen, aber leider zu wenig beachteten Beitrag zur Einordnung der Architektur des Konstanzer Münsters in die Entwicklung der Architekturgeschichte des 11. Jahrhunderts veröffentlichte 1939 bereits Lisa Schürenberg<sup>71</sup>.

Neben den genannten Monographien ist die Konstanzer Anlage in Arbeiten, die Krypten gattungs- und formengeschichtlich behandeln, einordnend besprochen worden, so vor allem durch Rolf Wallrath<sup>72</sup> und Louis Hertig<sup>73</sup> sowie im Überblick von Adolf Reinle<sup>74</sup>. Gleiches gilt von den Kapitellen der Münsterkrypta, mit denen sich außer den Bearbeitern der Baugeschichte des Münsters besonders Eva Licht<sup>75</sup> und François Maurer-Kuhn<sup>76</sup> beschäftigt haben und die wiederum von Ruth Meyer bearbeitet werden sollen<sup>77</sup>. Auch die St.-Mauritius-Rotunde fand, außer in den bereits genannten Monographien, im Zusammenhang mit allgemeinen baugeschichtlichen Erwägungen Beachtung. So nahm 1922 Gustav Dalman den Konstanzer Rundbau in seinen Katalog der Hl.-Grab-Bauten in Deutschland auf und behandelte sowohl die schriftlichen Quellen wie auch den Baubestand<sup>78</sup>. Und nachdem Joseph Hecht 1928 aufgrund seiner Beobachtung

- 
- 69 A. KNOEPFLI, *Kunstgeschichte des Bodenseeraumes*, Bd. I, Konstanz 1961, S. 219–226.
- 70 F. OSWALD, *Konstanz, Münster*, in: *Vorromanische Kirchenbauten*, Katalog der Denkmäler bis zum Ausgang der Ottonen, II. Lieferung, München 1968, S. 159, Plan S. 158.
- 71 L. SCHÜRENBERG, *Der Anteil der südwestdeutschen Baukunst an der Ausbildung des salischen Stils*, in: *Zs. f. Kunstgesch.* 8, 1939, S. 149–180; vgl.: Dies., *Die salische Baukunst am Oberrhein*, in: *Dt. Archiv f. Landes- u. Volksforsch.* 4, 1940, S. 185 bis 199. Zur Einordnung siehe auch: E. LEHMANN, *Der frühe deutsche Kirchenbau – die Entwicklung seiner Raumanordnung bis 1080*, Berlin 1938 (<sup>2</sup>1949), bes. S. 122.
- 72 R. WALLRATH, *Zur Entwicklungsgeschichte der Krypta*, in: *Jb. d. Kölnischen Geschichtsvereins* 22, 1940, S. 273–92; Ders., *Die Krypta*, *Habil.-Schr. Köln* 1944 (Msschr.).
- 73 L. HERTIG, *Entwicklungsgeschichte der Krypta in der Schweiz*, *Phil. Diss. Zürich*, Biel 1958.
- 74 A. REINLE, *Kunstgeschichte der Schweiz*, Bd. I, Frauenfeld 1968, S. 145–149, 151.
- 75 E. LICHT, *Ottomische und frühromanische Kapitelle in Deutschland*, *Phil.-Diss. Marburg* 1935 (Stuttgart 1936), bes. S. 135 f., 68 ff.
- 76 F. MAURER-KUHN, *Romanische Kapitellplastik in der Schweiz*, Bern 1971 (= *Basler Studien zur Kunstgeschichte NF*, Bd. XI), S. 11 ff.; vgl. auch den allgemeinen Überblick bei A. REINLE, *Kunstgeschichte*, wie Anm. 74, S. 200 ff., 209 ff., 422 ff.
- 77 Zukünftig: R. MEYER, *Die karolingischen Kapitelle in Deutschland*, hrsg. v. Deutschen Verein f. Kunstwiss. Berlin, in Vorbereitung für 1977/78. – Am 1. Aug. 1975 fand eine Begehung der Konstanzer Kryptenanlage statt, bei der die neuen Befunde (siehe unten S. 117–119) sowie die Kapitellplastik diskutiert wurden; neben Vertretern des Staatl. Hochbauamtes Konstanz nahmen daran Dr. E. Eggenberger, Dr. H. Maurer, Dr. R. Meyer, W. Stöckli und die Verfasser teil. Zur Bauplastik gab Frau Dr. Ruth Meyer zudem mehrere schriftliche Stellungnahmen ab, die sowohl bei der Besprechung der Kryptenbefunde durch P. Eggenberger und W. Stöckli (S. 1–18 dieses Bandes) als auch im vorliegenden Aufsatz Berücksichtigung gefunden haben. Frau Dr. Ruth Meyer sei deswegen an dieser Stelle für ihre eingehenden Bemühungen Dank gesagt.
- 78 G. DALMAN, *Das Grab Christi in Deutschland*, Leipzig 1922 (= *Studien über christliche Denkmäler*, N.F. der archäolog. Studien z. christl. Altertum u. Mittelalter, Heft 14), bes. S. 30 ff.



gen einige Korrekturen zur Baugeschichte angebracht hatte<sup>79</sup>, beschäftigte sich Richard Krautheimer 1942 eingehend mit dem Problem der Hl.-Grab-Kopien und ordnete die Konstanzer Anlage in den Gesamtzusammenhang ein<sup>80</sup>. Albert Knoepfli gab 1961 einen Überblick über die Rundbauten im Bodenseegebiet und Adolf Reinle erörterte 1968 die entsprechenden schweizerischen Denkmale<sup>81</sup>. Zusammenfassend behandelte Adelheid Heimann-Schwarzweber 1970 Hl.-Grab-Bauten und Hl.-Grab-Kopien<sup>82</sup>.

In die stattliche Reihe von Zentralbauten und Hl.-Grab-Kopien ist die Konstanzer St.-Mauritius-Rotunde immer wieder eingereiht und mit den anderen formalen Ausprägungen verglichen worden, nicht nur von Dalman<sup>83</sup> und Krautheimer, dem es nicht um eine Aufzählung aller Bauten dieses Typs ging<sup>84</sup>. So haben anhand spezieller Erscheinungsformen oder neu ins Blickfeld tretender Bauten vor allem Rudolf Wesenberg 1949<sup>85</sup>, Richard Krautheimer 1950<sup>86</sup>, Günter Bandmann 1953<sup>87</sup>, Jean Hubert 1954<sup>88</sup>, Albert Verbeek 1958<sup>89</sup>, Adolf Reinle 1968<sup>90</sup>, Günter Binding 1970<sup>91</sup>, Günter Bandmann 1974<sup>92</sup>, Wolfgang Erdmann und Alfons Zettler 1974<sup>93</sup> Bauten oder Quellenbelege zu nicht mehr vorhan-

- 
- 79 J. HECHT, *Roman. Kirchenbau*, 1928, wie Anm. 66, S. 214–417.
- 80 R. KRAUTHEIMER, Introduction to an „Iconography of Medieval Architecture“, in: *Journal of the Warburg and Courtauld Institutes V*, (London) 1942, S. 1–33, bes. S. 2–20, Konstanz S. 6.
- 81 A. KNOEPFLI, *Kunstgeschichte*, 1961, wie Anm. 69, S. 190 ff.; A. REINLE, *Kunstgeschichte*, 1968, wie Anm. 74, S. 92 ff.
- 82 A. HEIMANN-SCHWARZWEBER, Art. Grab, heiliges, in: *Lex f. christl. Ikonographie*, Bd. II, Freiburg 1970, Sp. 182–192; vgl. die bisher nicht gedruckte Arbeit: G. BAUTIER, *de Saint-Sépulcre de Jérusalem et l'Occident au Moyen Age*, Phil. Diss. École Nationale de Chartres 1971 (freundl. Hinweis P. Halfter, Tübingen).
- 83 G. DALMAN, *Grab Christi*, 1922, wie Anm. 78.
- 84 R. KRAUTHEIMER, Introduction, 1942, wie Anm. 80.
- 85 R. WESENBERG, *Wino von Helmarshausen und das kreuzförmige Oktogon*, Zs. f. Kunstgesch. 12, 1949, S. 30–40.
- 86 R. KRAUTHEIMER, *Sancta Maria Rotonda*, in: *Arte del primo millennio*, Pavia 1950, S. 21–27 (vgl. Ders., *Santo Stefano Rotondo a Roma e la Chiesa del Santo Sepolcro a Gerusalemme*, in: *Riv. di Archeol. Cristiana XII*, 1935, S. 51–102).
- 87 G. BANDMANN, *Zur Bedeutung der romanischen Apsis*, in: *Wallraf-Richartz-Jb.* 15, 1953, S. 28–46.
- 88 J. HUBERT, *Les églises à rotonde orientale*, in: *Frühmittelalterl. Kunst i. d. Alpenländern*, Akten z. III. internat. Kongreß für Frühmittelalterforsch., Olten–Lausanne 1954, S. 308–320.
- 89 A. VERBEEK, *Spuren der frühen Bischofskirchen in Tongern und Maastricht*, in: *Bonner Jbb.* 158, S. 346–371, bes. S. 355 ff.
- 90 A. REINLE, *Die Rotunde im Chorscheitel*, in: *Festschr. f. E. Bonjour*, Basel 1968, S. 727–758.
- 91 G. BINDING, *Die Ausgrabungen 1964/65*, in: *Burg und Stift Elten am Niederrhein (= Rhein. Ausgrabungen, Bd. 8)*, Düsseldorf 1970, S. 72–77.
- 92 G. BANDMANN, *Zur Bestimmung der romanischen Chorscheitelrotunde an der Peterskirche zu Löwen*, in: *Beitr. z. Rhein. Kunstgesch. u. Denkmalpflege, Bd. II (= Die Kunstdenkmäler d. Rheinlandes, Beiheft 20)*, Düsseldorf 1974, S. 69–79, bes. 70 ff., 75 f.
- 93 W. ERDMANN u. A. ZETTLER, *Zur karolingischen und ottonischen Baugeschichte des Marienmünsters zu Reichenau-Mittelzell*, in: *Die Abtei Reichenau. Neue Beiträge zur Geschichte und Kultur des Inselklosters, Sigmaringen 1974*, S. 481–522, bes. S. 513 f.

denen Monumenten dieses Typs zusammengestellt sowie in ihrer Bedeutungsstruktur oder ihrer Nutzung, Zweckbestimmung und ihren formalen Bezügen besprochen. Die frühmittelalterlichen Bauten hat der Katalog der vorromanischen Kirchenbauten für Mitteleuropa bis etwa in das erste Drittel des 11. Jahrhunderts erfaßt<sup>94</sup>. Bei diesen Zentralbauten spielen die Vorbilder als auch die Kopien und Wiederholungen der Aachener Pfalzkapelle eine besondere Rolle<sup>95</sup>. Besonderes Interesse beanspruchte die gotische Umgestaltung der Konstanzer St.-Mauritius-Rotunde (um 1300) und die darin heute noch stehende Nachbildung des jerusalemischen Hl. Grabes, die wohl um 1260 geschaffen wurde<sup>96</sup>.

Von historischer Seite hat Hans Lieb 1967 und 1971 kritisch zur Frühgeschichte des Konstanzer Bistums und des Bischofssitzes Konstanz Stellung genommen und dabei unhaltbare Hypothesen und Spekulationen von dem getrennt, was aufgrund der spärlichen Quellen für mehr oder weniger gesichert gehalten werden darf<sup>97</sup>. Für die Zeit der Bischöfe Salomo III. bis Gebhard II., für das 10. Jahrhundert also, ist die Baugeschichte der Konstanzer Kirchen von den Schriftquellen und der Geschichte her als gut aufgearbeitet zu betrachten: Helmut Maurer veröffentlichte dazu Arbeiten 1973 und 1975<sup>98</sup>. Hingegen sind die von Elisabeth Reiners-Ernst 1956 vorgelegten Regesten zur Bau- und Kunstgeschichte des Konstanzer Münsters zwar eine brauchbare Zusammenstellung der Quellen<sup>99</sup>, wie sie allerdings für die Frühgeschichte des Baues etwa Franz Xaver Kraus und Joseph Hecht schon früher gegeben hatten<sup>100</sup>. In vielen Dingen ist diese Regestensammlung jedoch recht unglücklich, wenn nicht gar ärgerlich<sup>101</sup>; was sich dann auch im Inventarband von Heribert Reiners, dem Gatten der Quellenbearbeiterin, niederschlug<sup>102</sup>.

94 Vorromanische Kirchenbauten, 1966–1971, wie Anm. 70.

95 G. BANDMANN, Die Vorbilder der Aachener Pfalzkapelle, in: Karl d. Große, Bd. III: Karolingische Kunst, Düsseldorf 1965, S. 424–462; A. VERBEEK, Die architektonische Nachfolge der Aachener Pfalzkapelle, ebenda, Bd. IV: Das Nachleben, Düsseldorf 1967, S. 113–156.

96 P. KURMANN, Zur Architektur des Konstanzer Hl. Grabes, in: Unsere Kunstdenkmäler 20, 1969, Festschr. f. Albert Knoepfli, S. 65 ff.; Ders., Das Konstanzer Hl. Grab – Sein stilistisches und zeitliches Verhältnis zu französischen Vorbildern, in: Kunstchronik 25, 1972, S. 333 f.; Ders., Zur Grabfigur des hl. Konrad und zu den hochgotischen Nebenbauten des Konstanzer Münsters, in: Der hl. Konrad – Bischof von Konstanz, Freiburg 1975 (= FDA 95, 1975), S. 321–351; Bibliographie: H. REINERS, Konstanz, 1955, wie Anm. 68, S. 499 ff.

97 H. LIEB, Constantia, 1967, wie Anm. 2; Ders., Das Bistum Windisch und die Entstehung der Bistümer Lausanne und Konstanz, Protokoll Nr. 170 der Arbeitssitzung vom 6. Nov. 1971 des Konstanzer Arbeitskreises für mittelalterl. Geschichte [Vervielfältigung].

98 H. MAURER, Konstanz, 1973, wie Anm. 4; Ders., Bischof Konrad, 1975, wie Anm. 64.

99 E. REINERS-ERNST, Regesten, 1956, wie Anm. 48.

100 F. X. KRAUS, Kunstdenkmäler, 1887, wie Anm. 65; J. HECHT, Roman. Kirchenbau, 1928, wie Anm. 66.

101 J. BAUM, Rez. v. H. REINERS, Konstanz, 1955, wie Anm. 68, ZWL 15, 1956, S. 322 bis 326; H. GINTER, Rezension H. Reiners 1955 (wie Anm. 68), FDA 77, 1957, S. 382–386; J. HECHT, Das Münster ULF zu Konstanz, Schr. VG Bodensee 74, 1956, S. 84–90; K. HECHT, Rez. v. H. Reiners, Konstanz 1955, wie Anm. 68, in: Das Münster 1956, S. 429–433; P. ZINSMAIER, Beiträge zur Kunstgeschichte des Konstanzer Münsters, FDA 77, 1957, S. 88.

102 H. REINERS, Konstanz, 1955, wie Anm. 68.

Bei dieser Lage der Quellen und Sachforschung sowie der architekturgeschichtlichen Aufarbeitung waren jene Befunde hochwillkommen, die 1974 und 1975 im Münster und in der St.-Mauritius-Rotunde aufgedeckt werden konnten. Mit ihnen ist es nämlich erstmals möglich, für diese Bereiche genauere Aussagen über die Frühgeschichte des Konstanzer Münsters, über reine Annahmen hinaus, zu wagen, Rekonstruktionsmöglichkeiten aufgrund der Befunde zu erwägen und für die zukünftige Erforschung dieses Bauwerks die Fragen und Arbeitshypothesen eindeutiger zu formulieren. Über die Befunde berichten Peter Eggenberger und Werner Stöckli in ihrem Aufsatz „Die Krypta im Münster Unserer Lieben Frau zu Konstanz – Ergebnisse der Bauuntersuchung von 1975“, S. 1 bis 18 dieses Bandes. An ihre Untersuchungsergebnisse sowie Datierungs- und Einordnungsvorschläge werden weitere Überlegungen anzuknüpfen sein<sup>103</sup>.

### *St. Mauritius – Die Befunde*

Zum Konradsmillennium 1975 wurde der Innenraum der St.-Mauritius-Rotunde wiederhergestellt und restauriert. Im Zuge dieser Arbeiten wurden Teile des Bodens erneuert und unter ihm Elektroleitungen verlegt; dazu mußte zwangsläufig der Untergrund etwas tiefer geöffnet werden. Hierbei kamen wichtige Befunde zutage<sup>104</sup>. Sowohl die Westseite der Rotunde als auch die Nordwand zeigten nach Entfernen des Bodens und weiterem Abgraben je eine rundbogige, später vermauerte Öffnung. An den betreffenden Stellen wurde der aufgefüllte Schutt soweit entfernt, daß das ursprüngliche Niveau der ottonischen Architektur erreicht wurde und anschließend der Befund sowohl seitens des Staatl. Hochbauamts Konstanz zeichnerisch aufgenommen (Falttafel 2)<sup>105</sup> als auch eine umfangreiche photographische Dokumentation der Funde und Befunde von Herrn Alfons Retlich angefertigt wurde<sup>106</sup>, von der je zwei Aufnahmen von der Westseite (Abb. 14 und 15) und der Nordseite (Abb. 16 und 17) als Beleg und Illustration widergegeben seien<sup>107</sup>. Wegen einer gemauerten und mit einer Sandsteinplatte abgedeckten Gruft, der auf der Westwand der Rotunde der Wappenstein derer Schenk

- 
- 103 Erster Vorbericht: P. EGGENBERGER und W. STÖCKLI, Die Krypta im Münster Unserer Lieben Frau zu Konstanz, in: Denkmalpflege in Baden-Württ. 5, 1976 (H. 2), S. 68 ff. Siehe unten S. 110 ff.
- 104 Erste Vorstellung und Einordnung des baugeschichtlichen Befundes: W. ERDMANN u. A. ZETTLER, Reichenau-Mittelzell, 1974, wie Anm. 93; H. MAURER, Bischof Konrad, 1975, wie Anm. 64, S. 45 f.; P. KURMANN, Grabfigur, 1975, wie Anm. 96, S. 346 f.
- 105 Nach Genehmigung durch das Staatl. Hochbauamt Konstanz (Reg.-Baudir. Franz Hitzel) wurde der von diesem Amt an der Westseite der Rotunde aufgenommene Befund umgezeichnet; die Legende der Profile Abb. 1 u. 2 gilt auch für Falttafel 2.
- 106 Photoinventar Staatl. Hochbauamt Konstanz Nr. 476/22–526/21. Es sei an dieser Stelle Herrn Reg.-Baudirektor Hitzel, Staatl. Hochbauamt Konstanz, gedankt, Aufnahmen aus der Photodokumentation veröffentlichen zu dürfen.
- 107 Abb. 14 Blick von Ost nach Entfernen des Wandputzes (Inv.-Nr. 476/34), Abb. 15 Blick von Südost nach Entfernen der Wandbank und Abtiefen des Schnittes (Inv.-Nr. 503/6), Abb. 17 Blick von Süd (Inv.-Nr. 476/24 a), Abb. 16 Blick von Ost südost nach Abtiefen des Schnittes (Inv.-Nr. 503/34).

von Castel (14. Jahrhundert) zugeordnet ist (Abb. 14, Falttafel 2)<sup>108</sup> wurde der dort abgetiefte Schnitt nach Osten verlängert und Teile des Fundamentes des heutigen Hl. Grabes freigelegt (Abb. 13)<sup>109</sup>. Die in diesem nunmehr längsrechteckigen, Ost-West-gerichteten Schnitt unregelmäßigen Ausmaßes zutagegetretenen Befunde sind in der Falttafel 2 dokumentiert. Das Aufmaß ist auf die heutige Ost-West-Achse des Gebäudes bezogen, die ebenfalls eingezeichnet ist.

Der Grundriß (Falttafel 2) verdeutlicht die Lage: Im Westen das Rund der Rotundenmauer mit der nun zugesetzten 2,16 m breiten Öffnung nach Westen in einen mutmaßlichen Vorraum. Vor die Öffnung ist im Spätmittelalter eine Gruft gemauert worden; sie ist nur teilweise aufgedeckt. Daß die Schnittgrenzen so unterschiedlich verlaufen und springen, hat seinen Grund in dem Boden aus großformatigen Sandsteinplatten. Im Abstand von genau 4 m zur Westwand der Rotunde liegt das offenbar kreisrunde Fundament des gotischen Hl.-Grab-Baues; es hat eine geschätzten Durchmesser von etwa 3,30 m, also 10 Fuß<sup>110</sup>.

Die Ansicht des östlichen Schnittendes zeigt dieses Fundament (vgl. Abb. 13). Es besteht aus unregelmäßig großem Steinmaterial, meist Sandsteinbruch und vereinzelt Lesesteine (Wacken). Der Zustand des Fugenmörtels zeigt an, daß das Fundament frei und nicht in einer Fundamentgrube aufgemauert wurde. Im Fundamentmauerwerk sind vereinzelt auch Bodenfliesen verbaut worden – in der Zeichnung schraffiert –, die vorher in einem Boden verlegt gewesen sein müssen; denn sie zeigen schwache Spuren des Belaufenseins<sup>111</sup>. Die Entstehungszeit dieser Tonfliesen wird von Sigrid von Blanckenhagen in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhundert<sup>112</sup>, von Peter Kurmann im dritten Viertel des 13. Jahrhunderts<sup>113</sup> und von Eleonore Landgraf vor 1248 angenommen<sup>114</sup>: Auf alle Fälle waren diese Platten und damit der dazugehörige Fußboden um 1300 nicht mehr in Nutzung, als sie im Fundament des Hl. Grabes verbaut wurden, das im gleichen Zeitraum neu versetzt worden sein muß, wie durch die Altarstiftungen in der St.-Mauritius-Rotunde zwischen 1299 und 1317 belegt ist<sup>115</sup>.

Das gotische Fundament hat seine Unterkante 2,30 m unter dem heutigen Fußboden, dessen Niveau jenem um 1300 entspricht. Es sitzt jedoch auf einem älteren Fundament auf, dessen Oberkante bei – 2,34 m und dessen Unterkante etwa bei – 2,64 m liegt, jeweils bezogen auf den heutigen Fußboden. Es scheint sich dabei um ein Trockenmauerwerk zu handeln; so daß zu schließen ist, man

108 H. REINERS, Konstanz, 1955, wie Anm. 68, S. 491, Abb. 436.

109 Bilddokumentation Staatl. Hochbauamt Konstanz, Inv.-Nr. 504/33.

110 Nach: F. V. ARENS, Das Werkmaß in der Baukunst des Mittelalters, Phil. Diss. Bonn, Würzburg 1938.

111 Abbildungen: Felix Mater Constantia. Die Stadt Konstanz und ihre Heiligen im 10. Jahrhundert. Ausstellung zum 1000. Todestag des hl. Bischofs Konrad von Konstanz. Katalog der Ausstellung, bearb. S. v. BLANCKENHAGEN, Konstanz 1975, S. 85, Abb. 75 (= Nr. 75); P. KURMANN, Grabfigur, 1975, wie Anm. 96, Abb. 32, 33.

112 S. v. BLANCKENHAGEN, Felix Mater Constantia, 1975, wie Anm. 111, S. 85, Nr. 75.

113 P. KURMANN, Grabfigur, 1975, wie Anm. 96, S. 346.

114 Briefliche Mitteilung Frau Dr. E. Landgraf, Duisburg, an das Staatl. Hochbauamt Konstanz vom 10. Sept. 1975.

115 H. REINERS, Konstanz, 1955, wie Anm. 68, S. 203 f.; P. KURMANN, Grabfigur, 1975, wie Anm. 96, S. 346 f.



habe mit diesem Fundamentrest nur einen unteren Bereich eines ehemals höher hinaufreichenden Mauerblockes erfaßt.

Der Grundriß zeigt, daß dieser Mauerrest 0,77 bis 0,75 m östlich der Fundamentkante des gotischen Fundamentblockes liegt und nicht senkrecht zur Achse des Baues verläuft; er steht vielmehr in einem Winkel von  $83^\circ$  zu ihr. Um an den Fundamentrest zu gelangen, hatte das Staatl. Hochbauamt Konstanz, das die Untersuchungen vornahm, das gotische Hl.-Grab-Fundament auf einer Breite von etwa 0,70 m unterhöhlt, so daß der Befund nur in dieser Breite unter schwierigen Verhältnissen zeichnerisch aufgenommen werden konnte. Photographisch war der Befund deshalb kaum zu dokumentieren, so daß die einzige Aufnahme<sup>116</sup> keinen großen Aussagewert hat und hier nicht als Abbildung wiedergegeben wird.

Der Befund wird durch seine besondere Lage in Grundriß und Schnitten interpretierbar. Im Osten ist das gotische Hl.-Grab-Fundament geschnitten. An seinem Fuße erscheint ein 0,30 m nach Westen vorspringendes und etwa 0,20 m hohes Mörteldreieck. Die Unterkante entspricht derjenigen des gotischen Fundamentes, so daß der Befund uns das Niveau angibt, auf dem es um 1300 aufgeführt wurde. Am Fuße des frei gemauerten Rundes bildete sich durch den herabfallenden Mörtel während des Bauvorganges das beschriebene, gegen den Fundamentblock anziehende Mörteldreieck und zeugt vom gotischen Bauniveau, das somit 2,34 m unter dem um 1300 geplanten und heutigen Fußboden lag. Erst nach Errichtung des Fundamentes, das sich in den oberen Bereichen zu einem Durchmesser von 3 m zurücktreppert, wurde um diese 2,34 m zum neuen und heutigen Niveau aufgefüllt. In den unteren Bereichen besteht die Auffüllung aus lockerem Erdmaterial und Kies mit Mörtelbrocken sowie abgeschlagenem Mauerputz mit Resten farbiger Bemalung. In dem oberen Bereich, etwa ab -0,60 m aufwärts, ist die Auffüllung ausschließlich ein locker eingebrachter Mörtelschutt und Mauerputz mit Malerieresten. Dies Material belegt, daß Teile der Rotunde erst abgebrochen wurden, als das neue Hl.-Grab-Fundament gemauert war und man mit dem anfallenden Schuttmaterial sogleich auf die geplante Höhe aufschüttete, um den Schutt nicht weit fortbewegen zu müssen. Bei den darin gefundenen und im Staatl. Hochbauamt Konstanz aufbewahrten Wandputzen war festzustellen, daß sie in keinem Fall sphärisch gebogen waren, also nicht aus einer Kuppel stammen können, sondern nur von Wandflächen. Die Malereien sind so kleinteilig gebrochen, daß sie sich nur schwer datieren lassen. Die wenigen größeren Stücke lassen Faltenwürfe, Füße und Schrittstellungen erkennen. Im ersten Angang, ohne versucht zu haben, sie zusammzusetzen oder zu ordnen, halten wir die Malereien aufgrund der Photos<sup>117</sup> für im dritten Viertel des 13. Jahrhunderts entstanden, also etwa zeitgleich mit der Ausstattung des ottonischen Rotundenraumes mit dem gotischen Hl. Grab<sup>118</sup>. Unter all diesen gotischen Befunden zeigt die Nordansicht des Schnittes die bereits oben besprochenen Reste eines älteren Fundamentes. Es ist im Schnitt deutlich, wie stark der ältere Mauerrest hinter die Flucht des gotischen Fundamentes zurückspringt. Nur zwei Steinlagen sind er-

116 Photodokumentation Staatl. Hochbauamt Konstanz, Inv.-Nr. 505/11.

117 Photodokumentation Staatl. Hochbauamt Konstanz, Inv.-Nr. 504/5-15.

118 P. KURMANN, Grabfigur, 1975, wie Anm. 96, S. 347.



halten; in der Schnittzeichnung sind sie schwarz ausgefüllt. Sowohl im Schnitt als auch in der Westansicht ist festgehalten, daß die Mauer auf ca. 0,40 m lockerem Kies aufsitzt. Es ist nicht mehr festzustellen, ob der Kies eine Aufschüttung vor Errichtung der Mauer ist, oder ob der gewachsene Boden Baugrund für jene Mauer war. Letzteres ist wahrscheinlicher, vergleicht man die entsprechenden Schichten in der Krypta des Münsters, wo ebensolche Kiespakete zum gewachsenen Boden gehören und Baugrund für die erste Hallenkrypta abgaben<sup>119</sup>. Etwa 3,10 m unter dem Fußboden erreichte die Sondierung mit Aufdecken des Lettenlehms unter der Kiespackung im östlichen Teil des Untersuchungsschnittes die größte Tiefe.

Im Westen konnte der Schnitt nicht so tief abgegraben werden; die aus Waken, Bruchsteinen und Kieseln im Spätmittelalter gemauerte Gruft verhinderte dies. Sie ist in die gotische Auffüllung eingetieft und gegen das Erdreich gemauert worden (Abb. 15). Der Schnitt zeigt, daß die Gruftunterkante bei etwa -1,50 m unter dem Fußboden auf der gotischen Auffüllung aufsitzt, die an dieser Stelle kiesiger ist als im Zentrum der Rotunde und auffällig wenig Mörtel und Putzstücke enthält. Die Gruft selbst, deren Oberkante bei 0,40 m liegt, ist mit einer 0,28 m starken, 2,04 m langen und 1,15 m breiten Sandsteinplatte abgedeckt, so daß der Sandsteinplattenboden über diese Abdeckung hinwegziehen kann. Die Gruft ist licht 0,90 m breit; ihre gemauerten Wände sind durchschnittlich 0,37 m stark. Der Gruftinnenraum wird im Westen durch die Wand der Rotunde begrenzt; die Gruftmauern sind mit Fuge dagegengesetzt. Die Nordansicht des Schnittes (Faltplan 2) belegt dies deutlicher als die photographische Aufnahme (Abb. 15) – In der gleichen Nordansicht ist die Westwand der Rotunde angeschnitten wiedergegeben. Es zeigt sich dort, daß der alte erhaltene Wandputz (Abb. 15, unten links) bis etwa 1,40 m unter Fußbodenniveau senkrecht herunterläuft, ehe er ab dort schräg zum Innenraum hin maximal 0,10 m weit ausweicht und bei -1,65 m Tiefe gänzlich abbricht. Dies geschieht relativ waagrecht und die photographische Aufnahme des Befundes belegt, daß hier ehemals ein Estrichfußboden mit Kehle in den Wandputz übergang, bevor er zerstört wurde. Somit stellt der Putzabbruch in der Tiefe von 1,65 m unter dem gotischen und heutigen Fußbodenniveau die ehemalige Höhe des Rotundenfußbodens dar, der als der ursprüngliche des 10. Jahrhunderts angesehen werden darf. Unterhalb des Putzabbrisses tritt das Wakenmauerwerk der Rotundenwestwand zutage. Noch tiefer, bei -2,02 bis -2,18 m, findet sich ein Kalkmörtelpaket mit estrichartig verdichteter Oberfläche, einer Kalkmilchoberfläche also. Es liegt nahe, zu vermuten, es handle sich wie beim Mörteldreieck an der Unterkante des gotischen Hl.-Grab-Fundamentes um Reste der gotischen Bauschicht. Allerdings liegt sie höher als im Zentrum des Raumes, nämlich um 0,10 m. Es kann sich ebensogut um Reste der Bauschicht des 10. Jahrhunderts handeln, die gegen die Rotundenmauer anzieht und später, gotisch nämlich, bis auf diesen Rest zerstört wurde. Stützen würde diese Annahme nicht nur die Tatsache, daß die Unterkante des Mörtels höher liegt als im Zentrum des Raumes, was durchaus auch mit dem üblichen Anziehen einer Schicht an eine Mauer zu erklären wäre, sondern auch daß die über dem Mörtel befindliche

119 Siehe unten S. 117 ff. und Abb. 18, 19.

kiesige Auffüllung die gleiche neben und unter dem Niveau des Mörtels zu sein scheint. So könnte man beim gotischen Umbau Gelände abgegraben und damit die Bauschicht größtenteils zerstört haben.

Eine entsprechende Deutung gilt auch für das Zentrum des Rotundenraumes. Entsprechend der Putzabbruchkante ist der ehemalige Rotundenfußboden bei 1,65 m unter dem gotischen Fußboden anzunehmen. Die Unterkante des gotischen Fundamentes des Hl.-Grab-Baues und auch die dazugehörige Bauschicht mit dem Mörteldreieck liegt bei -2,30 m. Demnach hätte man bei den gotischen Baumaßnahmen nicht nur einfach den alten Boden entfernt, sondern insgesamt etwa 0,65 m abgegraben, um auf diesem neuen Niveau das Fundament für das gotische Hl. Grab neu zu errichten. Bei der Gelegenheit muß man auch die oberen Bereiche des älteren Fundamentes abgetragen haben. Erschien dem gotischen Baumeister der kiesige Grund, sei er aufgeschüttet gewesen oder wirklich gewachsener Boden<sup>120</sup>, für das Fundament nicht ausreichend sicher? Warum hat er dann nicht auch die restlichen 0,78 m bis auf den Lettenlehm, einem sicher festeren Baugrund abgraben lassen? Gewiß hätte er dann weit unter die Fundamentunterkante der Rotunde abgetieft, wohl etwa 1,10 m, wenn die Untersuchung des Staatl. Hochbauamtes Konstanz wirklich die Mauerunterkante erfaßt hat. Ein solches Abgraben unter Fundamentunterkante wäre indes kaum zu verantworten gewesen, zumal bei dem kiesigen Baugrund. So beließ es der Baumeister damit, nur etwa 0,30 m unter Fundamentunterkante der Rotunde abzutiefen. Warum er dies tat, wissen wir nicht, die Frage muß beim jetzigen Stand unseres Wissens offen bleiben. Die Dokumentation des Staatl. Hochbauamtes Konstanz zeigt in der Nordansicht des Schnittes keine Schichtungen, die eine stratigraphische Klärung des Befundes ermöglichen.

Es fällt auf, daß die Abtiefung des Niveaus zum Neubau um 1300 mit etwa 0,65 m etwa 2 „gallische“ Fuß betrug<sup>121</sup>. Dieses Fußmaß begegnet uns mehrfach bei den zugehörigen Baumaßnahmen wieder, etwa, wenn der Fundamentsockel für das Hl. Grab einen Durchmesser von 3,30 m hat, was 10 Fuß entspricht, oder das Hl. Grab selbst, ohne die Gesimse und Sockelprofile, einen äußeren Durchmesser von 2,34 m hat, demnach 8 Fuß. Auch der Boden der Konradikapelle wurde um 1300 etwa 0,99 m erhöht, was einem Maß von 3 Fuß entspricht<sup>122</sup>. Über die übrigen Abmessungen der St.-Mauritius-Rotunde kann bisher nur spekuliert werden; Schnitt und Aufrisse liegen zur Zeit noch nicht vor, und der 1952 bis 1955 durch das Staatl. Hochbauamt Konstanz revidierte Grundriß des Münsters und seiner Nebenbauten ist wegen des Maßstabes 1:100 für die Umrechnung in Fußmaße und Fußmaßsysteme zu klein<sup>123</sup>.

---

120 Siehe oben S. 24 und unten S. 115.

121 Wie Anm. 110.

122 Ebenda.

123 Es wäre wünschenswert, wenn sich das Staatl. Hochbauamt Konstanz entschließen könnte, bei der geplanten Außenrenovierung der St.-Mauritius-Rotunde und deren Neuverputz nach Entfernen der nichtgotischen Teile der Außenhaut eine ebenso eingehende Dokumentation anzufertigen, wie es dies dankenswerterweise im Innern der Rotunde mit den hier vorgelegten Befunden getan hat. Am Außenbau kommen nämlich mit Sicherheit für die Baugeschichte bedeutende Befunde, Baugänge, Fenster etc. zum Vorschein. Bei dieser Gelegenheit könnten dann auch ein

Wenden wir uns nun der Westansicht des Untersuchungsschnittes zu (Falttafel 2, links). Vor der Westwand der Rotunde steht die gemauerte und mit einem Sandstein abgedeckte Gruft wohl des 14. Jahrhunderts. Etwa axial zur Abdeckplatte ist mit der Unterkante von 1,04 m über dem gotischen Fußboden der Wappenstein derer Schenk von Castel in die Westwand eingelassen (Abb. 14)<sup>124</sup>. Er ist, einschließlich Helmzier, 1,26 m hoch. Der Hauptbefund an der Westwand ist die Rundbogenöffnung. Ihr Scheitel liegt 1,48 m über dem Bodenniveau; sie hat eine lichte Breite von 2,16 m. Die Kämpferhöhe ist 0,42 m über dem Boden eingezeichnet. Da der alte Fußboden der Rotunde sich bei -1,65 m befand, öffnete sich somit die rundbogige Öffnung etwa in einer Höhe von 3,13 m in den Rotundenraum. Das Verhältnis von Breite zu Gesamthöhe beträgt etwa 1:1,5, so daß im Aufriß der Rundbogen über einer quadratischen Öffnung mit der halben Quadratseite als Radius geplant gewesen sein dürfte. Es fällt auf, daß gegenüber der heutigen Mittelachse des Gebäudes die Achse der Westöffnung um 0,17 m nach Süden verschoben ist. Die Gewände bestehen teils aus Wacken, teils aus gesägtem Kalktuff. Soweit die Bogensteine freigelegt wurden, sind auch sie aus Kalktuff und keilsteinartig zugeschnitten. Vor allem ist in der rechten Bogenlaibung ein Teil des ehemaligen Laibungsputzes erhalten. Die sich über den Fußboden erhebenden Teile dieser Öffnung sind bei der Restaurierung des Innenraumes sichtbar belassen worden.

Die Öffnung dürfte aufgrund ihrer Abmessungen von 2,16 m auf 3,15 m kaum als Portal angesehen werden; dazu scheint sie im Verhältnis zum Raum zu groß. Ferner ist sie nicht die einzige Öffnung. Allerdings sind die absoluten Maße für ein Portal nicht unmöglich; so hat beispielsweise die nahegelegene St.-Georgs-Kirche in Reichenau-Oberzell, um 900 entstanden, ein Westportal in den ungewöhnlichen Abmessungen von 2,26 m Breite und etwa 4,43 m Höhe, doppelt so hoch wie breit also<sup>125</sup>. Aus noch zu erläuternden Gründen wird daher angenommen, diese rundbogige Öffnung in der Westwand der St.-Mauritius-Rotunde sei eine Arkade, die einen weiteren Raum mit dem Rundbau verbinde. Später ist diese Öffnung dann unregelmäßig mit Bruchsteinen und Wacken vermauert worden. Das kann spätestens Anfang des 14. Jahrhunderts geschehen sein; denn damals wurde in der Konradskapelle von Westen ein Altar vor diese gesetzt und 1313 geweiht<sup>126</sup>.

Die rundbogige Öffnung zu einem Westraum der Rotunde weist einige besonders erwähnenswerte Details auf. Die gotische Zumauerung scheint nach der photographischen Aufnahme (Abb. 15) etwa dort ihre Unterkante zu haben, wo der Putzabriß beobachtet wurde, d. h. auf dem Niveau des ehemaligen Rotundenfußbodens bei -1,65 m. Dieser Umstand ist wohl wegen seiner scheinbaren Bedeutungslosigkeit auf der Westansicht des Schnittes nicht dokumentiert worden.

---

genauer Grundriß, mehrere Schnitte und Aufrisse erstellt werden, die großmaßstäblich, etwa 1:20, alle Unregelmäßigkeiten, Verzierungen und Einzelbefunde dokumentieren.

124 H. REINERS, Konstanz, 1955, wie Anm. 68, S. 491, Abb. 436.

125 W. ERDMANN, Neue Befunde zur Baugeschichte und Wandmalerei in St. Georg zu Reichenau-Oberzell, in: Die Abtei Reichenau, Sigmaringen 1974, S. 577-590, bes. S. 584.

126 E. REINERS-ERNST, Regesten, 1956, wie Anm. 48, S. 14, Nr. 97.

Bei näherem Zusehen ist dieses Detail jedoch von Wichtigkeit, da in der gleichen Zeichnung das Südgewände der Rundbogenöffnung zunächst bei der Tiefe von  $-1,30$  m ausbruchartig leicht um ca. 2 cm zurückspringt, um dann sogleich ab  $-1,35$  m stärker nach Norden vorzuspringen und bei  $-1,48$  m gar 8 cm vorzuzukragen bis etwa  $-1,68$  m. Der Befund ist auf dem Photo Abb. 15 zu erkennen, auch wenn er aufgrund der Schrägaufnahme von Südosten vom heutigen Fußbodenniveau aus verzerrt ist. Die Zeichnung belegt, daß die gotische Vermauerung auf diesem Gewändevorsprung aufsitzt. Der Gewändevorsprung ist daher nicht etwa eine Unregelmäßigkeit des Gewändes, die mit dem Laibungsputz hätte ausgeglichen werden können; denn nur wenig darüber hat sich zwischen 1,09 und 1,23 m unter dem heutigen Boden vom Laibungsputz erhalten. Einen entsprechenden Befund bot die Nordansicht des Schnittes an der Westwand der Rotunde; auch hier sprang der Wandputz im unteren Bereich sockelartig vor. Dergleichen darf auch hier vermutet werden, obwohl nicht nur ein leichter Ausbruch zu beobachten ist, sondern auch der Vorsprung stärker ist und zudem höher beginnt, um dann im unteren Bereich wieder senkrecht abzufallen. Daher muß man überlegen, ob dieses Detail nicht zusätzlich auf ein höheres Bodenniveau in dem westlichen Anraum hindeutet, was durch die Struktur des Konstanzer Münsterhügels bestätigt würde<sup>127</sup>. Ein höheres Fußbodenniveau wäre dann in der Höhe des kleinen Ausbruches etwa bei  $-1,32$  m anzunehmen und läge damit etwa 0,33 über dem der Rotunde.

Südlich der Bodenöffnung hat sich alter, und da einlagig, wohl auch ursprünglicher Wandputz aus dem 10. Jahrhundert erhalten. In ihm zeigt sich 1,30 m unter dem Fußboden ein in der Zeichnung schraffierter Befund einer Anschlagkante von einem etwa 0,07 m starken Holzbrett oder einer Steinplatte; die Fuge ist hinterfüllt worden. Die Oberkante liegt etwa 0,35 m über dem anzunehmenden Fußbodenniveau der Rotunde (in Abb. 15 ganz unten links über der aufrechtgestellten Steinplatte erkennbar). Für eine schlüssige Deutung liegen nicht genug Anhaltspunkte vor. Es könnte sich beispielsweise um eine Sitzbank handeln, die entlang der Rotundenwände umlief. Möglicherweise könnten wir es aber auch mit einem Fußboden zu tun haben, der später, nach einer Auffüllung auf das betreffende Niveau, eingebracht wurde. Da dieser Anschlag im Putz leicht über dem Niveau eines vermutlich höheren Bodens im Westvorraum der Rotunde nachweisbar ist, wäre diese Möglichkeit nicht ausgeschlossen. Nur reichen die Befunde nicht aus, das eine wie das andere ausreichend sicher zu belegen; ebenso sind weitere Interpretationsmöglichkeiten nicht ausgeschlossen. Für die nördliche Rotundenwand ist jedenfalls eine steinerne Sitzbank im Befund erhalten.<sup>127a</sup>

Der rundbogigen Öffnung in der Westwand der Rotunde entspricht eine zweite in der Nordwand. Auch sie wurde bei den Leitungsverlegungen entdeckt (Abb. 16 und 17). Entgegen den Achsverschiebungen bei der Westarkade liegt diese nun vermauerte Öffnung exakt auf der Querachse des Raumes, die von der Nord-Süd-Achse etwa  $17^\circ$  im Gegenzeigersinn ausweicht, wie bei allen zum Münsterkomplex gehörigen Bauten. Sie hat eine lichte Breite von 1,90 m und ist damit 0,26 m schmaler als die Westöffnung. Dem entspricht auch eine niedrigere Scheitelhöhe

127 Siehe oben S. 24 und unten S. 115.

127a Siehe S. 44.



von 0,93 m über dem gotischen Fußboden. Beim alten Fußbodenniveau der Rotunde von 1,65 m wäre sie insgesamt 2,83 m hoch gewesen. Das Verhältnis von Breite zu Höhe hätte auch hier etwa 1:1,5 betragen, und damit wäre die Systematik des Aufrisses durchgehalten. Der Befund des alten Wandputzes und eines Putzabrisses zum ehemaligen, wohl um 1300 abgegrabenen Estrichbodens entspricht dem der Westwand. Wie auch die westliche Öffnung zeigt die nördliche einen Absatz in der Laibung. Er hat seine Oberkante bei -1,33 m und die Unterkante der vermauerten Öffnung befindet sich bei -1,65 m. Es sieht so aus, als sei sowohl in der West- als auch in der Nordöffnung eine Schwelle ausgebrochen worden. Diese müßte im Norden 0,32 m hoch gewesen sein.

Der Befund ist durch einen Schacht zugänglich gemacht worden. In ihm hat sich westlich der rundbogigen Öffnung eine gemauerte Sitzbank erhalten. Sie ist 0,39 m breit; ihre Oberkante liegt 1,30 m unter dem heutigen Fußbodenniveau. Auf ihr muß eine hölzerne oder steinerne Abdeckung gelegen haben, denn die Fugenhinterfüllung zeichnet sich am Innenwandputz der Rotunde ab. Die Abdeckung muß 0,12 m stark gewesen sein. Da der Estrichboden bei -1,62 m gegen die Sitzbank streicht, ist diese bei den angegebenen Maßen einschließlich der Abdeckung als Sitzfläche 0,44 m hoch gewesen. Die Sitzbank steht mit der Rotundwand nicht im Verband. Der Estrichboden zieht jedoch gegen, aber nicht unter sie. Damit darf die Steinbank als bereits ursprünglich zur Rotunde gehörig angenommen werden und nicht als später eingebaut. Der Bodenestrich ist ein weißlicher Kalkstrich. Er liegt auf einer Stückerde als Unterbau; sie besteht aus faustgroßen Wacken. Größere Stückerdesteine ragen bis zum Laufniveau bei -1,62 m hinauf und sind von oben sichtbar.

Symmetrisch zu den 1974 entdeckten rundbogigen Öffnungen der Mauritiusrotunde nach West und Nord finden sich heute im Osten und Süden ebensolche, nur in gotischem Stil und sie sind auf das heutige Bodenniveau bezogen. Daher sind in diesem Zusammenhang Mauern wichtig, die früher schon beobachtet wurden. Joseph Hecht glaubte die Rotunde des hl. Konrad im großen und ganzen im Mauerkörper der heutigen Mauritiusrotunde erhalten, gab jedoch keinen Beleg<sup>128</sup>.

Hingegen hat Heribert Reiners unterschiedliche Mauertechniken am Bauwerk beobachten können<sup>129</sup>. Er stellte fest, daß die oberen Teile der Rotunde mit ihren Gewölben in sich einheitlich sind und gleiche Steinwahl, Mauertechnik und auch gleichen Mörtel aufweisen. Sie stehen im Verband mit der Schatzkammer. Diese sicherlich gotischen Bauteile, allerdings, entgegen Reiners, bereits um 1300 entstanden<sup>130</sup>, setzen sich wiederum in Steinwahl, Mauertechnik und Mörtel von anderen Teilen der Rotunde ab. Er konnte weiterhin belegen, daß das Mauerwerk in den unteren vom Putz befreiten Partien an der Nordostseite der Rotunde nahe der Ostkapelle nicht den gotischen Aufhöhungen über den Seitenkapellen entspricht. Hingegen ähnelt jenem Mauerwerk an der Nordostseite das an der

128 J. HECHT, Romanischer Kirchenbau, 1928, wie Anm. 66, S. 214–217, bes. S. 217.

129 Das Folgende nach H. REINERS, Konstanz, 1955, wie Anm. 68, S. 201–214.

130 R. BECKSMANN, Die ehemalige Farbverglasung der Mauritiusrotunde des Konstanzer Münsters, in: Jb. d. Staatl. Kunstsammlung in Bad.-Württ. 5, 1968, S. 57 ff., bes. S. 69 u. 80; P. KURMANN, Grabfigur, 1975, wie Anm. 96, S. 341 ff.



Südwestseite der Rotunde. Eigene Beobachtungen treten hinzu. So ist etwa wegen des abgeblätternen Putzes zu beobachten, daß die Nordwand der Südkapelle (Blasiuskapelle) dem Rotundenmauerwerk am Südostsegment entspricht und überdies mit ihr im Verband steht, beide also an dieser Stelle gleichzeitig aufgeführt wurden. Das Mauerwerk dieses Bereiches entspricht in seiner Grundstruktur dem der Südwand der Konradikapelle, die mit einer im jetzigen Zustand deutlich sichtbaren Fuge gegen die südwestliche Wand der Rotunde gesetzt worden ist. Das Wackenmauerwerk zeigt an dieser Stelle, daß die Rotundenmauern ehemals nicht lotrecht aufgeführt wurden; vielmehr hat der alte Mauerteil einen leichten Anzug: Die Wand verschmälert sich mit zunehmender Höhe. Aus diesem Grunde ist der Übergang zum gotischen Mauerwerk der Aufhöhung an dieser Stelle gut zu erkennen; die Aufstockung geschah dann nämlich lotrecht, so daß zwischen beiden Mauerteilen ein leichter Knick entstand. Er befindet sich in einer Höhe von 4,68 m über dem heutigen Rotundenfußboden. Damit wären an dieser Stelle etwa 6,30 m der ursprünglichen Rotundenhöhe erhalten. Ein vollständiges Abklopfen des gotischen Außenputzes könnte an der Südwestseite der Rotunde mit Sicherheit Aufschluß über die horizontalen Baufugen geben und es steht zu erwarten, daß hier auch ehemalige Fenster freigelegt werden könnten<sup>131</sup>.

Die Ostkapelle der Rotunde ist vollständig gotisch verputzt. Der Außenputz ist an keiner Stelle so schadhaft, daß man das darunterliegende Mauerwerk beurteilen könnte, etwa, ob es mit dem alten Mauerwerk der Rotunde im Verband steht und wo sich horizontale Baufugen zeigen. Es ist zu vermuten, daß die Ostkapelle, abgesehen von ihrer mutmaßlichen Erhöhung anlässlich des Einzuges des gotischen Gewölbes, zum Bau des 10. Jahrhunderts zu rechnen ist, befindet sich doch in der Nordwand ein vorromanisches Fenster<sup>132</sup>. Es ist vom Innenraum her nicht sichtbar; 1570 wurde es mit dem Epitaph des Domherrn Christoph Graf zu Zimmern zugesetzt<sup>133</sup>. Dieses 4 m über dem heutigen Rotundenboden<sup>134</sup> liegende Fenster, das 5,65 m über dem ehemaligen Bodenniveau und damit relativ hoch liegt, ist nicht groß: lichte Weite 0,26 m<sup>135</sup>, lichte Höhe 0,65 m. Die Hausteingewände sind bündig (!) mit der Außenwand der Ostkapelle versetzt. Ein solches Fenster, sowohl was die Art als auch die Konstruktion und die Proportionen angeht, findet sich nirgends am Konstanzer Münster des 11. Jahrhunderts oder an den für Bischof Lambert um 1000 in Anspruch genommenen Teilen. Ihm am nächsten kommen hingegen in ihrer Konstruktion die Kryptenfenster in St. Georg zu Reichenau-Oberzell<sup>136</sup>, die nun um 896–913 datiert werden<sup>137</sup>. So darf vom negativen Befund am Ort selbst und einem räumlich nahegelegenen

131 Siehe oben Anm. 123.

132 H. REINERS, Konstanz, 1955, wie Anm. 68, S. 207 ff., Abb. 206 (= Befundaufnahme Helmut Pabst).

133 Ebenda, S. 490 f., Abb. 434.

134 Ebenda, S. 207.

135 Ebenda ein Druckfehler: Breite nicht 0,66 m, sondern 0,26 m, wie auch die darunterstehende Zeichnung Abb. 206 belegt.

136 J. HECHT, Romanischer Kirchenbau, 1928, wie Anm. 66, Taf. 64 f., 75, 77, 78: Die Gewände sind hier jedoch nicht bündig, sondern nur auffallend weit zur äußeren Mauerflucht hin versetzt; hingegen sind die Gewände konstruktionsgleich.

137 W. ERDMANN, in Reichenau-Oberzell, 1974, wie Anm. 125.

Vergleich her vermutet werden, es handle sich um ein Fenster des Gründungsbaues; offenbleiben muß allerdings, ob das Fenster nachträglich an seinen heutigen Platz versetzt wurde. Wegen des Fensters möchte man die Ostkapelle als ursprünglich annehmen, auch wenn sie in Teilen nachweislich gotisch umgebaut wurde<sup>138</sup>. Zwei weitere Befunde mögen diese Annahme stützen. Im Innern zeigt sich<sup>139</sup> auf der Ostwand eine ähnliche Unregelmäßigkeit in der Wandoberfläche wie an der gegenüberliegenden Wand. Die Unregelmäßigkeit wurde dort beobachtet, wo die Wände der Ostkapelle an die Rotunde stoßen, so daß hier ebenso zu schließen ist, dort seien Teile der alten Rotundenwand unter dem Putz erhalten. Zum andern entspricht die lichte Ost-West-Erstreckung der gotischen Ostkapelle dem lichten Maß einer Westkapelle der Rotunde, das verbleibt, nimmt man die Außenflucht des frühmittelalterlichen Münsters zugleich als Innenflucht dieser Kapelle, ein baulogisches Argument also (Abb. 20). Die Westkapelle an der Rotunde ist über den Rundbogenzugang von der Rotunde aus belegt<sup>140</sup>. Zudem weisen die hier beigezogenen Vergleiche zur Mauritiusrotunde Kapellenräume in gleicher Position wie bei der Konstanzer Anlage auf, ebenso das Vorbild, die Anastasis in Jerusalem<sup>141</sup>. Jedes Argument für sich reicht jedoch nicht aus, eine Ostkapelle anzunehmen; hingegen belegen uns die recht unterschiedlichen Einzelbegründungen in ihrer Gesamtheit die angenommene Ostkapelle hinreichend, auch wenn der schlüssige Beweis erst nach Abklopfen des Putzes geführt werden kann.

Weiterhin kann festgestellt werden, daß die Südwand der nördlich an die Rotunde anstoßenden Sylvesterkapelle mit der nordwestlichen Rotundenwand nicht im Verband steht; bei Arbeiten wurden unter dem Putz größere Ausbrüche festgestellt<sup>142</sup>. Hingegen ähnelt der westliche Teil der südlichen Außenwand der Sylvesterkapelle in ihrer Wackmauertechnik den beobachteten Mauerteilen der Konradikapelle, dürfte also vielleicht um 1300 aufgeführt worden sein<sup>143</sup>. Später wurde dann die Außenverkleidung der Ostfassade des Kreuzganges vorhandenem Mauerwerk vorgeblendet oder die ganze Ostwand neu aufgeführt. Dadurch entstand in der Nordwand der Sylvesterkapelle eine Fuge sowie ein unsauberer Rücksprung (Faltplan 1), da die Werksteine die Südostecke der Sylvesterkapelle zu einer abgeschrägten Eklösung umgreifen<sup>144</sup>. Diese Unregelmäßigkeit und Baufuge könnte für die Rekonstruktion der ursprünglichen Rotundenanlage von Wichtigkeit sein<sup>145</sup>.

Es ist offensichtlich, daß die Erkenntnisse früherer Bearbeiter im Licht der

138 So ist am Außenbau sichtbar, daß die Ostwand zumindest in ihren Eklösungen gotisch sein muß sowie die Erhöhung der Kapelle, deren Gewölbe und Fenster.

139 Die Höhe konnte aus technischen Gründen nicht nachgemessen werden.

140 Siehe unten S. 42 f.

141 Siehe unten S. 76 ff., bes. S. 90.

142 Freundliche Mitteilung von Herrn Architekt Rolf Heinzl, Staatl. Hochbauamt Konstanz. Vgl. auch H. REINERS, Konstanz, 1955, wie Anm. 68, S. 221 f.

143 Siehe oben S. 44 f. und unten S. 48 f. zur Datierung der Konradikapelle.

144 Diese Fuge läßt sich nur im Bereich des Untergeschosses beobachten, nicht im Obergeschoß! Vgl. H. REINERS, Konstanz, 1955, wie Anm. 68, Taf. 1 mit Abb. 28. Baubeschreibung: ebenda, S. 221 f.

145 Siehe unten S. 63 f.

neuen Befunde eine andere Bedeutung bekommen oder gar erst jetzt verstanden und in das Gesamtbild eingeordnet werden können. So konstatierte Heribert Reiners mit Recht eine gotische Erhöhung des Bauwerkes und beobachtete im Innern der Rotunde Unregelmäßigkeiten im Mauerwerk auf der Höhe des Gewölbeansatzes<sup>146</sup>. Anlässlich stehender Gerüste ergab sich die Möglichkeit, diesen Befund nachzuprüfen. Die Unregelmäßigkeiten im Wandputz sind in sich nicht horizontal, so daß die angegebenen Maße jeweils ein Maximalmaß darstellen. Auf der Westseite beginnt bei einer Höhe von 5,62 m über dem Fußboden der Wandputz nach innen leicht auszuweichen. Unterhalb dieser Höhe ist nahezu die gesamte Westwand in sich mehr oder weniger uneben, als decke der gotische Wandputz ein Wackenmauerwerk. Oberhalb der Höhe von etwa 5,80 m ist der Wandputz unregelmäßig, springt stark vor und zurück, am besten erkennbar wegen der Staubablagerung. Oberhalb einer Höhe von 6,37 bis 6,50 m beginnt eine glatte Putzoberfläche, die in sich nicht so uneben ist wie unterhalb 5,60 m und einen gleichmäßig runden Mauerverlauf des Rotundenmauerwerks zu belegen scheint. Sowohl nach Süden als auch nach Nordosten ist ein höhenmäßiges Absinken dieser Befunde zu beobachten. Dies kann, im Zusammenhang mit den Beobachtungen Heribert Reiners zu den unterschiedlichen Mauerwerkstechniken, wie sie oben geschildert wurden, dahingehend gedeutet werden, daß in diesen Bereichen noch ursprüngliches Mauerwerk des Gründungsbaues vor 975 enthalten ist. Es stünde demnach in Teilen der Westwand etwa bis zu einer Höhe von 5,70 bis 5,62 an. Die darüberliegende Zone bis etwa 6,37 bis 6,50 m mit ihrer äußerst unregelmäßigen Maueroberfläche könnte man wohl dahingehend deuten, dies sei die Zone, wo man das gotische Gemäuer ausgleichend nach dem teilweisen Abbruch aufgesetzt und zudem die Gewölbeansätze eingeflickt habe. Möglicherweise ist hier sogar ein ehemaliger Gewölbeansatz einer Kuppel abgeschlagen worden? Da die gotischen Putze darüberziehen, ist das jedoch nicht kontrollierbar.

Es bleibt aber festzuhalten, daß mindestens bis zur Höhe von 5,62/5,70 m älteres Mauerwerk unter dem Putz vorhanden sein muß. Möglicherweise ist schräg abgebrochen worden. Die höchsten erhaltenen Mauerteile könnten die ehemalige Traufhöhe belegen. Sie kann aber auch höher angenommen werden. Aufgrund der erhaltenen Mauerteile lag sie mindestens bei einer Höhe von 6,37/6,50 m. Zusammen mit der nun belegten gotischen Aufhöhung von 1,65 m ergäbe sich eine nachweisbare Mauerhöhe der St.-Mauritius-Rotunde von mindestens 7,35 m, möglicherweise sogar 8,15 m. Daß die ursprüngliche Mauerkrone abgebrochen sein kann, das Gebäude also noch höher war als die hier angegebenen Maße, ist möglich. Aus der Kenntnis der mittelalterlichen Baupraxis heraus ist jedoch wenig wahrscheinlich, daß man mehr als nur unbedingt nötig abbrach, um es wieder neu aufzuführen; man vermied, wo es sich ermöglichen ließ, Doppelarbeit und nutzte gern Bauteile des Vorgängers, um neue Konstruktionen aufzuführen. Aus diesem Grunde scheint die vorgefundene Maximalhöhe von etwa 6,50 m über dem gotischen und heutigen Boden in etwa der alten

146 H. REINERS, Konstanz, 1955, wie Anm. 68, S. 211. Dieser „ringsum ziehende Absatz im Verputz“ kann im wesentlichen aber nur im Westen der Rotunde beobachtet werden.

Trauflinie zu entsprechen; belegen läßt sich diese Vermutung jedoch nicht. Sie muß Hypothese bleiben. Folgt man ihr, so darf eine Mindesthöhe der Rotunde bis zur Traufe von etwa 7,50/8,15 m angenommen werden. Im Verhältnis zum Rotundendurchmesser von 11,30 bis 11,35 m<sup>147</sup> wäre eine Höhe von etwa 7,50/8,15 m relativ niedrig (Breite : Höhe = 1:0,66/0,72), sie wäre allerdings höher als das Teilungsverhältnis im „Goldenen Schnitt“ (1:0,63; etwa 7,15 m Höhe). Auch diese Überlegungen müssen Arbeitshypothese bleiben.

Weitere Beobachtungen verdienen es, im Zusammenhang mit den neuen Befunden ins Gedächtnis gerufen zu werden. So stellte Joseph Hecht fest, daß der Osttrakt des Kreuzgangflügels mit der Rotunde nicht im Verband steht, sondern, über die Gesimse hinwegziehend, später angebaut wurde<sup>148</sup>. Entsprechend findet sich dort auch ein Anschlag eines flacheren Daches, dessen Firstlinie im Rechten Winkel zur Längsachse des Münsters, dicht unter dem Rotundengesims liegt<sup>149</sup>. Demnach ist ein Dach gegen die gotische Aufstockung der Rotunde gestoßen, das nicht mit der heutigen, ebenfalls gotischen Dachlösung übereinstimmt. Das ältere Dach als das des frühromanischen Kreuzgangostflügels zu identifizieren, ist möglich, aber nicht zwingend. Es zeigt nur, daß etwa zur Zeit des Umbaus die Firstlinien der Gebäude nördlich der Rotunde nicht Ost-West sondern Nord-Süd ausgerichtet waren.

Hingegen steht die Südwand des Kreuzgang südflügels, zugleich Südwand der Konradikapelle und im Obergeschoß der Schatzkammer, mit den oberen Teilen der St.-Mauritius-Rotunde eindeutig im Verband; Joseph Hecht belegt dies<sup>150</sup>. Eigene Beobachtungen an der südwestlichen Außenwand der Rotunde haben gezeigt, daß dort, etwa bis zu einer Höhe von 4,70 m über Fußbodenhöhe der Rotunde hinauf, die Konradikapelle mit der Mauritiusrotunde nicht im Verband steht, so daß geschlossen werden darf, die Konradikapelle sei gegen die zur Bauzeit bestehenden älteren Teile der Rotunde gesetzt, während die darüberliegende Schatzkammer im gleichen Bauvorgang mit der Rotundenaufstockung errichtet wurde<sup>151</sup>. Zu den Umbauten um 1300 und deren Datierung im einzelnen hat Peter Kurmann 1975 Stellung genommen und durch die bauplastischen Teile belegt, daß die gotischen Um- und Neubauten um 1300 im Kreuzgang, der Rotunde und Konradikapelle sowie Schatzkammer als einheitliche Bauplanung zu

147 Der lichte Durchmesser mit 11,30–11,35 m, wie er in den Plänen des Staatl. Hochbauamtes Konstanz eingezeichnet ist, wurde als richtig am Bau nachkontrolliert. Die Maßangaben von J. HECHT, *Romanischer Kirchenbau*, 1928, wie Anm. 66, S. 215 (10,80 m), und H. REINERS, *Konstanz*, 1955, wie Anm. 68, S. 206 (10 m), halten einer Überprüfung nicht stand.

148 J. HECHT, *Romanischer Kirchenbau*, 1928, wie Anm. 66, S. 216.

149 Ebenda, Taf. 127 b.

150 Ebenda, S. 216.

151 Da die Südmauer von Konradikapelle und Schatzkammer am Außenbau einheitlich scheint, entfällt H. Reinners' Hypothese (*Konstanz*, 1955, wie Anm. 68, S. 215) über nicht durch Befunde belegbare romanische Bauteile. Der Innenputz auf der Innenwand der Schatzkammer läuft auffälligerweise in die Rotundenaufstockung hinein. Daher ist möglich, daß zwischen Schatzkammer und Rotundenobergeschoß arbeitstechnisch bedingte Entstehungsdaten anzunehmen oder auch eine Öffnung zum Rotundenobergeschoß zur Zeit des Baues bestanden hat.



werten sind, auch wenn verschiedene Fertigstellungsstufen vorliegen<sup>152</sup>. Sein Ergebnis, daß der Südflügel eher fertiggestellt sein dürfte als der Ostflügel des Kreuzganges, entspricht den oben vorgestellten Befunden, die Kurmann allerdings in seiner Argumentation nicht berücksichtigt hat. In der Zusammenschau beider Beobachtungsgruppen dürften somit die Wölbung der Mauritiusrotunde und die Baumaßnahmen über der Konradikapelle die arbeitstechnische Mitte eingenommen haben. Demnach wäre die Bautätigkeit wie folgt abgelaufen: Konradikapelle und südlicher Kreuzgangflügel, dann Schatzkammer und Mauritiusrotunde, hernach Ostflügel des Kreuzganges und Vorraum zur Mauritiusrotunde. Etwa zwischen 1299 und 1317 wurden die Arbeiten ausgeführt und möglicherweise nicht in der gleichen Reihenfolge, wie sie begonnen wurden, fertiggestellt und geweiht<sup>153</sup>.

### *Das Konradgrab – Die Befunde*

Ein weiterer älterer Befund verdient es, hier im Zusammenhang mit den neuen oder neu interpretierten Befunden besprochen zu werden: die Anlage des Konradgrabes, des „Stiftergrabes“ also<sup>154</sup>. Im Jahr 1875 hatte man anlässlich der Wiederherrichtung der Konradikapelle zur 900-Jahr-Feier des Hl. Konrad in der Konradikapelle am und unter dem gotischen Konradgrab<sup>155</sup> ausgegraben und die mutmaßlich ursprüngliche Anlage entdeckt. Eine Grabungsveröffentlichung kam leider nie zustande. Der Ausgräber, Karl Marbe, Cooperator am Konstanzer Münster, berichtete zusammenfassend darüber im Freiburger Katholischen Kirchenblatt und trat, wohl anlässlich seines ersten Artikels, in Korrespondenz mit Prof. Dr. F. J. Mone<sup>156</sup>, der das Interesse Marbes auf die Interpretation der schriftlichen Quellen und deren Vergleich mit den Befunden und örtlichen Gegebenheiten lenkte. Daraufhin veröffentlichte Marbe am gleichen Ort Nachträge und

152 P. KURMANN, Grabfigur, 1975, wie Anm. 96, bes. S. 341 ff.

153 Mit der gotischen Bauabfolge um 1300 und der Stellung der St.-Mauritius-Rotunde sowie dem Hl.-Grab-Bau wird sich P. KURMANN in seiner von ihm geplanten Monographie zum Konstanzer Hl. Grab ausführlich beschäftigen.

154 Zu Stiftergräbern des frühen und hohen Mittelalters allgemein: Ph. HOFMEISTER, Das Gotteshaus als Begräbnisstätte, in: Archiv für kath. Kirchenrecht 111, 1931, S. 450–487; F. V. ARENS, Die Grabmäler des Herzogs Otto und der Königin Luitgard in der Aschaffener Stiftskirche, in: Aschaffener Jahrbuch 4, 1957, S. 241 bis 285; W. HAAS, Stiftergrab und Heiligengrab, in: Jb. d. bayer. Denkmalpflege 28, 1970/71, S. 115–151; H. E. KUBACH, Zu den romanischen Kapellen an den Domen von Mainz und Speyer, in: Mainzer Zeitschr. 67/68, 1972/73, S. 118–121.

155 Zum gotischen Konradgrab: P. KURMANN, Grabfigur, 1975, wie Anm. 96, S. 322 ff.

156 Die Briefe F. J. Mones an K. Marbe sind im Nachlaß Marbes im Konstanzer Stadt-Archiv (Abt. W) erhalten und belegen eine intensive Diskussion. Mone war am 21. Sept. 1875 in Konstanz gewesen und hatte die Befunde gesehen, er skizzierte einige Einzelheiten in den Briefen. Die Befundbeschreibungen gehen im Wesentlichen kaum über die Veröffentlichungen Marbes hinaus. Es sei Herrn Oberarchivar Dr. H. Maurer für die Möglichkeit gedankt, den Briefwechsel einsehen zu können.



gab in den letzten Heften des Jahrganges eine umfassende Interpretation<sup>157</sup>. Das Konradsgrab behandelte er dann noch äußerst knapp in seinem Jubiläumsbuch<sup>158</sup>. Marbes Ergebnisse wurden 1947 von Joseph Clauß<sup>159</sup> und hernach im Inventar<sup>160</sup> zusammenfassend wiederholt.

Der am 20. August 1875 aufgedeckte Befund ist in dem bei der damaligen Restaurierung präparierten Zustand 1953 von Helmut Pabst aufgemessen und gezeichnet geworden: Es liegen Längsschnitt, Querschnitt und Grundriß publiziert vor<sup>161</sup>. Die Aufnahme von Helmut Pabst ist Grundlage für die Umzeichnung und Übernahme in den vorliegenden Befundplan (Faltplan 2)<sup>162</sup>.

Bedingt durch die Umzeichnung aus dem Maßstab 1:50 in 1:20 sowie teilweise Übernahmen aus dem 1:100-Plan des Staatl. Hochbauamtes Konstanz können in der vorliegenden zeichnerischen Kompilation leichte Ungenauigkeiten enthalten sein, da keine Maßangaben für das Konradsgrab, sondern nur die Zeichnung von Pabst vorlag. Diese leichten Ungenauigkeiten sind jedoch für die wiederum verkleinerte Abbildung der Umzeichnung ohne Belang. Hingegen sind die folgenden zitierten Maßangaben aus der 1:20-Umzeichnung abgegriffen und können daher in manchen Details nicht ganz korrekt sein.

Der Befund in der Konradikapelle zeigt eine schiefwinklige, nunmehr gemauerte Grube von maximal 3,10 m auf 1,36 m; sie wurde 1875 in diesem Zustand geschaffen. In ihr steht ein steinerner Sarkophag; er ist etwa Ost-Westgerichtet und weicht um ca. 5° nach Süden von der Achse der Münstergebäude ab, steht aber auch nicht radial zur Mauritiusrotunde. Das breitere Kopfende befindet sich im Westen, so daß der darin bestattete Tote nach Osten, in die aufgehende Sonne, blickte. Im Osten ist der Sarkophag 0,80 m breit, im Westen 0,90 m. Er ist mit 2,86 m beachtlich lang. Die Wände des monolithischen Sarkophagtroges sind durchweg 7 cm stark; dadurch ergibt sich eine lichte Länge von 2,70 m und eine lichte Breite von 0,76 m im Westen und 0,66 m im Osten. Der Trog hat eine lichte Tiefe von 0,38 m und eine Bodenstärke von ca. 0,25 m im

157 M. [= K. MARBE], Über das Grab und die Reliquien des heiligen Bischofs Conrad von Konstanz (935–976), in: Freiburger Kath. Kirchenblatt 19, 1975; I: Heft 14, S. 105 f.; II: Heft, S. 113. Ders. (unbezeichnet), Über die Reliquien, die Verehrung und das Officium sowie über die Iconographie des hl. Conrad, Bischofs von Konstanz, ebenda, I: Heft 28, S. 218 f.; II: Heft 29, S. 226 ff. Ders. (unbezeichnet), Ein Besuch des Grabes des heiligen Conrad in Konstanz, ebenda, Heft 41, S. 322 f. Ders. (unbezeichnet), Das Grab des hl. Conrad und die Ausgrabung im Constanzer Münster im August 1875, ebenda, I: Heft 45, S. 353 ff.; Heft 46, S. 361 ff.

158 Ders., Das Leben des heiligen Konrad, Freiburg<sup>3</sup> 1876, S. 96.

159 J. CLAUSS, Der heilige Konrad, Bischof von Konstanz, Freiburg 1947, S. 68 f, 79 f.

160 H. REINERS, Konstanz, 1955, wie Anm. 68, S. 438–443.

161 H. REINERS, Konstanz, 1955, wie Anm. 68, S. 442, Abb. 397.

162 Entsprechend der Anlage der Befundzeichnung des Staatl. Hochbauamtes Konstanz für die Befunde im Innern der Rotunde konnte bei der Umzeichnung für diese Publikation nur der Grundriß des Konradsgrabes in diese Zeichnung voll integriert werden. Der Querschnitt ist als Projektion neben die Innenansicht der Rotundenwestwand gesetzt worden, um die Höhenverhältnisse zu belegen. Der Längsschnitt durch das Konradsgrab hätte sich mit Teilen der Nordansicht des Schnittes überlappt, so daß auf eine Einzeichnung der Klarheit der vorliegenden Dokumentation wegen verzichtet wurde. Für die Befunde im Längsschnitt sei daher auf Abb. 397 bei H. REINERS, Konstanz, 1955, wie Anm. 68 verwiesen.

Westen und 0,18 m im Osten, denn am Kopfende zeigt der Sarkophag eine Kopfstütze mit einer Kopfmulde, die einen Durchmesser von etwa 0,22 m hat. Die Oberkante des Troges befindet sich 1,00 m und die Unterkante 1,58 m unter dem heutigen Bodenniveau der Konradikapelle. Die Unterkante liegt 0,38 m unter dem heutigen Boden der Mauritiusrotunde. Damit läge die Trogeroberkante etwa 0,27 m über und die Trogunterkante etwa 0,30 m unter dem ursprünglichen Bodenniveau der Rotunde. Gegenüber dem möglicherweise um ca. 0,28 m erhöhten Boden des westlichen Anraumes der Rotunde, in dessen südlichen Außengelände der Sarkophag liegt (Falftafel 2), wären die Verhältnisse so, daß die Trogeroberkante etwa gleich diesem Bodenniveau wäre und die Trogunterkante etwa 0,58 m unter der damaligen Bodenhöhe im Innern des Westanraumes und damit wohl in etwa auch entsprechend unter dem dazugehörigen Außengelände läge.<sup>162a</sup>

Heute steht der Sarkophagdeckel mit seiner Schmalseite aufrecht an der Südwand der ausgemauerten Befundgrube. Er ist entsprechend dem Sarkophag 2,86 m lang und 0,80 bis 0,90 m breit sowie zeldachförmig und hat eine Gesamthöhe von 0,15 m; seine senkrechte Seitenhöhe beträgt 0,05 m; die Schrägen sind ca. 0,45 m breit. Entsprechend der erörterten Höhen des dazugehörigen Sarkophagtroges hätte sich der geschlossene Sarkophag nur um die Höhe des Deckels, also insgesamt nur etwa 0,15 m, über das Außenniveau des westlichen Rotundenraumes erhoben. Seine Oberkante wäre 0,42 m über dem ursprünglichen Boden der Rotunde zu liegen gekommen.<sup>162b</sup>

In der Falftafel 2 ist deutlich ablesbar, daß die vermuteten Bodenhöhen des westlichen Rotundenanraumes der Oberkante des Sarkophages entsprechen: Der Schnitt durch die Grabanlage in der Konradikapelle erscheint als Projektion neben der Ansicht der Rotundenwestwand. Nicht in der Abbildung des Falplanes ist

162a Nachmessungen sowohl des Staatl. Hochbauamtes Konstanz als auch der Verf. ergaben übereinstimmend andere Maße. Diese wurden am zugänglichen Westende des Sarkophages abgenommen. Demnach liegt die Oberkante des Troges 0,77 m unter dem Boden der Konradikapelle. Der Trog ist licht 0,33 m tief. Seine Unterkante war bei 1,23 m unter dem Kapellenboden noch nicht erreicht und konnte nicht erfaßt werden, so daß der Trog mindestens 0,46 m hoch gewesen sein muß. Da der Fußboden der Konradikapelle 0,38 m unter dem der Rotunde liegt und dieser wiederum 1,65 m über dem frühmittelalterlichen Niveau der Rundkirche, hätte demnach der Sarkophag etwa auf dem Bodenniveau der Rotunde gestanden. Er kann aber nicht voll sichtbar gewesen sein: Da der Hang nach Westen ansteigt, wird das zum Sarkophag gehörige Niveau etwa dem Bodenniveau der direkt anschließenden westlichen Rotundenkapelle entsprochen haben. Dieser lag etwa 0,28 m über dem der Rotunde. Daher ist es möglich, der Sarkophag sei etwa nur zur Hälfte im Boden versenkt und 0,20–0,30 m über dem Boden sichtbar gewesen.

Da aber H. Pabst den Sarkophag nicht an seinem Westende, sondern in der Mitte gemessen hat und sich die Trogeroberkante von West nach Ost sichtbar neigt, wird die ehemals sichtbare Troghöhe zwischen den Angaben Pabsts und den Nachmessungen liegen. Für die nachfolgende Argumentation ist allein wichtig, daß der Sarkophag über das Bodenniveau hinausgeragt und sichtbar gewesen sein muß. Deswegen wird in Text und Zeichnung (Falftafel 2, Abb. 24–26) das geringstmögliche Herausragen über das Bodenniveau angenommen. Dieses ist mit den Maßen von Pabst gegeben.

162b Aufgrund der Nachmessungen (siehe Anm. 162a): 0,62 m unter dem Bodenniveau der Konradikapelle = 0,65 m über dem frühmittelalterlichen Boden der Rotunde und ca. 0,37 m über der mutmaßlichen Bodenhöhe der westlichen Rotundenkapelle.

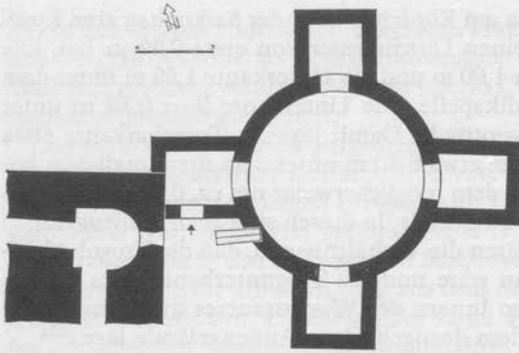


Abb. 20 Konstanz, St. Mauritius, nach 940, Rekonstruktion des Grundrisses I, M. 1:500.

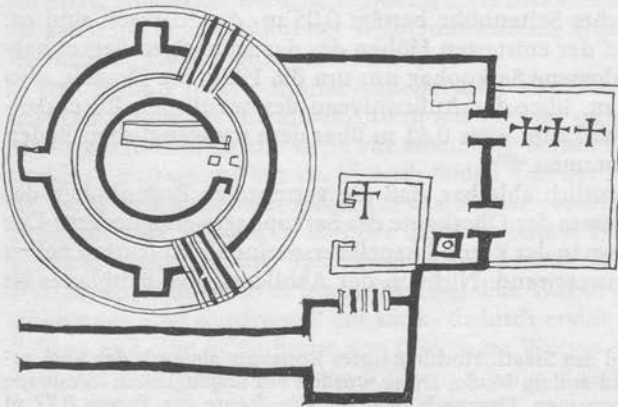


Abb. 21 Jerusalem, Anastasis, Grundrißzeichnung Bischof Arculfs um 685, nach: Paris, Bibl. nat. Cod. lat. L 3048, Faksimile CSEL 39, S. 23; Verkleinerung 1:2.

die Längsansicht des Sarkophages enthalten, die eine Störung des Grabes belegt<sup>163</sup>: In die Südwand des Troges ist ein oblonges Loch geschlagen worden, maximal 0,18 auf 0,08 m groß, jedoch groß genug, um von außen mit einer Hand in den Sarkophag hineinzugreifen. Die vorgefundene Dokumentation sagt nichts über den ausgemauerten Grabraum selbst aus noch über eine mögliche Stratigraphie von Erd- oder Steinschichtungen an den Seitenwänden der Grube im Zustand der Aufdeckung von 1875.

Im Verhältnis zum Grundriß der Rotunde (siehe Faltplan 1 und 2 sowie Abb. 20 und 24) fällt auf, daß der Sarkophag in keinerlei formalem Bezug zur Rotunde steht; gleiches gilt auch für die Kryptenanlage und das Münster. Vor allem ist die

163 H. REINERS, Konstanz, 1955, wie Anm. 68, Abb. 397 (unten).

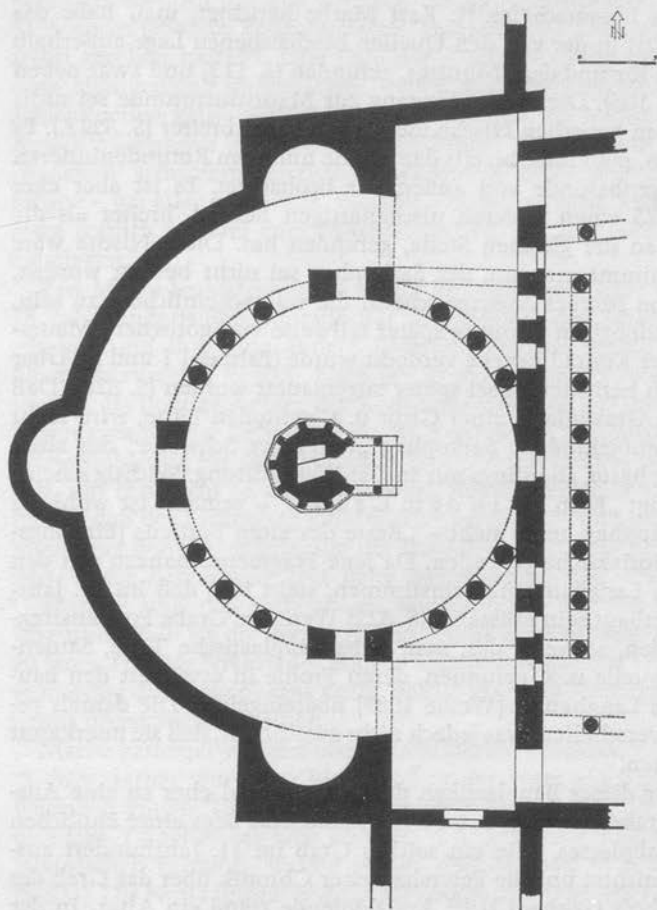


Abb. 22 Jerusalem, Anastasis, 4. Jahrh., rekonstruierter Grundriß nach V. Corbo 1969, Ch. Coüasnon 1974, R. Krautheimer 1975, M. 1:500.

Rotunde zum Teil über den Sarkophag hinweggebaut, nimmt man an, daß dieser seit dem Einbringen in die Erde nicht bewegt und verschoben wurde: Fast ein gutes Viertel der Sarkophaglänge ragt in den Mauerbereich der St. Mauritiusrotunde hinein. Im Norden sind es etwa 0,80 m des Sarkophages, im Süden etwa 0,35 m. Diese Lage ist selbst für die jetzige gotische Konstruktion ungewöhnlich, hat doch, mittig gemessen, an dieser Stelle die Rotundenwand nur eine Stärke von 0,60 m; die dünnste Mauerstelle ist gar nur 0,37 m stark!

Was fand man am 20. August 1875 vor, als das mutmaßliche Konradsgrab geöffnet wurde? Die Berichte Karl Marbes beschäftigen sich mehr mit der Quelleninterpretation als einer eingehenden Beschreibung des Befundes, so daß die Aussagen zum Grabungsergebnis verstreut in seinen Texten zu suchen sind. Es läßt

sich dennoch manches herauschälen<sup>164</sup>: Karl Marbe berichtet, man habe das Konradsgrab leer (S. 105) in der von den Quellen beschriebenen Lage außerhalb der Rotunde, zwischen ihr und dem Münster, gefunden (S. 113) und zwar neben dem alten Eingang (S. 105). Dieser alte Eingang zur Mauritiusrotunde sei nicht mit der heute sichtbaren gotischen Nische identisch; er war breiter (S. 322 f.). Es liegt nahe anzunehmen, man habe bereits damals die nun vom Rotundeninneren aufgedeckten Rundbogenbefunde von außen her beobachtet. Es ist aber eher möglich, daß man 1875 einen anderen nischenartigen Befund, breiter als die gotische Nische, aber an der gleichen Stelle, gefunden hat. Diese Nische wäre notwendig gewesen, nimmt man an, der Sarkophag sei nicht bewegt worden. Die letzte Deutung von Marbes Aussage scheint die wahrscheinlichere zu sein, da der Befund der rundbogigen Öffnung später teilweise von gotischem Mauerwerk der Nordwand der Konradikapelle verdeckt wurde (Faltable 1 und 2). Über den Befund wird allein berichtet, er sei später zugemauert worden (S. 323). Daß man Reste einer alten Grabanlage, einer Gruft u. ä. gefunden hätte, wird nicht gesagt, nur, daß der aufgefunden Sarkophag „unter der Schwelle“ des alten Einganges Platz gehabt hätte, allerdings nur in Ost-Westrichtung. Wichtig scheint die Eingangsbemerkung: „Man hat i n d e m G r a b e“ – gemeint ist wohl die Grube, in der der Sarkophag heute steht – „Reste des alten Porticus (Eingangstüre) in die alte St. Morizkirche gefunden. Da jene Fragmente nahezu mit den Sockeln der Säulen im Langhause übereinstimmen, steht fest, daß im 11. Jahrhundert die letzteren erbaut sein müssen.“ (S. 322) Wenn im Grabe Portikusfragmente gefunden wurden, so heißt das, man habe bauplastische Teile, Säulenfragmente, Basen, Kapitelle u. ä. gefunden, deren Profile in etwa mit den bauplastischen Details des Langhauses (Weihe 1089) übereingehen. Die damals gefundenen Stücke sind verschollen, was jedoch nicht ausschließt, daß sie unerkannt irgendwo lagern könnten.

Bei der Beschreibung dieser Bauplastiken denkt man wohl eher an eine Ausstattung des Konradsgrabes, etwa in Form eines Baldachins oder einer ähnlichen Ausgestaltung des Grabplatzes. Wie ein solches Grab im 11. Jahrhundert ausgeschmückt aussah, berichtet uns die Petershausener Chronik über das Grab des 996 verstorbenen Bischofs Gebhard II:<sup>165</sup> Am Kopfende stand ein Altar; in der Nähe hingen Bilder, an die Grabtituli in Edelmetallschrift angebracht waren. „Rings um das Grab erhoben sich an der Mauer fünf Säulen aus Stuck, deren Kapitelle und Bogen mit zierlichen Skulpturen versehen waren: Weintrauben, Vögel und Vierfüßler waren vortrefflich darauf abgebildet“<sup>166</sup>. Stuckreliefs des Gekreuzigten sowie des Toten in Pontificalgewändern vervollständigten den Grabschmuck. Das Grab, eine oberirdisch sichtbare, aus Steinplatten gefügte Tumba, war mit Tüchern bedeckt. So hat man das Grab auch 1134 bei der Erhebung von Gebhards Gebeinen vorgefunden und beschrieben<sup>167</sup>. Es handelt sich

164 In Klammern die jeweiligen Seitenangaben des Freiburger Kath. Kirchenblattes 19, 1875.

165 O. FEGER, Die Chronik des Klosters Petershausen, (= Schwäbische Chroniken der Stauferzeit, Bd. 3), Lindau-Konstanz 1956, lib. I, cap. 52–55, S. 82–85.

166 Ebenda, lib. I, cap. 55, S. 85 (Übersetzung O. Feger).

167 Ebenda, lib. V, cap. 3, S. 208 f.



demnach wirklich um den Zustand des 11. Jahrhunderts, den der die Chronik 1156 abschließende Berichterstatter anlässlich der Öffnung des Gebhardsgrabes selbst gesehen hatte<sup>168</sup>. Eine ähnliche Ausschmückung könnte man sich für das erste Heiligengrab in Konstanz – eben das Konradsgrab – denken, obwohl die Schriftquellen keine Aussage darüber zulassen. Sie berichten nur allgemein von Ausschmückungen des Grabes durch Propst Heinrich um 1100<sup>169</sup>. Die 1875 gefundenen architekturplastischen Fragmente bestätigen diese Überlegung und mögen – bei aller gebotenen Vorsicht – eine plastische Ausstattung des Grabes in etwa zeitlich parallel zum Münsterneubau, der um 1089 abgeschlossen war<sup>170</sup>, nahelegen.

Karl Marbe berichtet weiter, seiner Meinung nach habe man, um das Ende des 15. Jahrhunderts den Konradsaltar zu errichten, den Sarkophag auf die Seite geschoben und ihm eine andere Richtung gegeben; gleichzeitig sei die gotische Nische anzusetzen (S. 323). Nach den Untersuchungen Peter Kurmanns jedoch ist sowohl die heutige Anlage der Konradikapelle um 1300 entstanden wie auch das Kastengrab mit der Relieffigur des hl. Konrad<sup>171</sup>. Die heutige Spitzbogennische ist unzweifeldeutig für den Sarkophag an der vorliegenden Position geschaffen worden, um ihn nicht in das Mauerwerk mit einbeziehen zu müssen. Marbe vermerkt, daß der Sarkophag eingemauert sei (S. 323) und man ihn von dieser Ummauerung befreien müsse, um die Inschriften auf dem Sarkophag lesen zu können. Diese Bemerkung legt nahe anzunehmen, die jetzige Ummauerung der Grabgrube und des Sarkophages wiederholten die alte Ummauerung. Wahrscheinlich stellt sie die ursprüngliche, damit wohl gotische um 1300 dar, war doch zu jener Zeit das Niveau des Bodens angehoben worden<sup>172</sup>. Das machte eine Ummauerung des Sarkophages nötig, wollte man ihn nicht gänzlich zuschütten und damit unzugänglich machen.

Marbe berichtet von der oben geschilderten Beschädigung des Sarkophagtroges (S. 323), ferner von einer Bleikapsel in der Form eines Hausreliquiars in ungewöhnlich gutem Zustand aber roher Fertigungsweise; die Kapsel war erbrochen und leer. Daneben lag eine Bleitafel mit „einer roh und ungeschickt gemachten lateinischen Inschrift, welche besagt, daß der Bau 1486 begonnen worden sei“ (S. 323). Die Notiz nimmt nicht ausdrücklich auf Restaurierungsmaßnahmen, etwa der Konradikapelle, Bezug. Den Wortlaut teilt der Ausgräber nicht mit. Hingegen erwähnt Prof. Dr. F. J. Mone in einem undatierten Brief nach seinem Besuch in Konstanz am 21. Dezember 1875 diese Inschrift, aber verstümmelt: „1484 *sarcophagum renovatum*“<sup>173</sup>. 1947 veröffentlichte Joseph Clauss, allerdings ohne Quellenangabe, eine entsprechende Inschrift, jedoch mit einer anderen Jahresangabe und als auf dem Bleikästchen (19 x 15 cm) eingeritzt: „*Anno domini millesimo / quadricentesimo quarto die sexta / aprilis renovatus est hic sarco-*

168 Ebenda, lib. V, cap. 7, S. 212 f.

169 Zu den Schriftquellen und deren Interpretation siehe unten S. 106–109.

170 E. REINERS-ERNST, Regesten, 1956, wie Anm. 62, S. 5–8, Nr. 22–46.

171 P. KURMANN, Grabfigur, 1975, wie Anm. 96, S. 322 ff., 334 ff.

172 Siehe oben S. 48 f.

173 Stadtarchiv Konstanz, Abt. W, Nachlaß Carl Marbe, vorläufig Nr. 32.

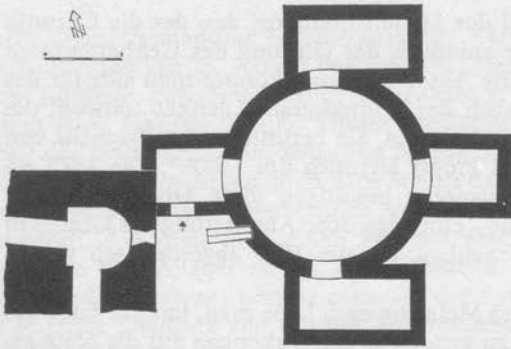


Abb. 23 Konstanz, St. Mauritius, nach 940, Rekonstruktion des Grundrisses II (Variante, zugleich möglicher Umbau), M. 1:500.

*phagus*<sup>174</sup>. Demnach wäre am 6. April 1444 der Sarkophag erneuert worden. Es scheint so, als berichteten alle vier Autoren über die gleiche Inschrift, auch wenn ihre Aussagen voneinander abweichen. Und da Kraus und Clauss die ganze Inschrift mitteilen, wäre ihren Inschriftlesungen der Vorzug zu geben. Ob mit der Wiederherstellung des Konradgrabes 1444 auch die Konradikapelle mit den von Karl Marbe aufgedeckten, aber 1875 wieder zugestrichenen spätgotischen Wandmalereien übereingeht, kann nicht nachgeprüft werden. Marbe erwähnt diese Malereien nur, ohne sie zu beschreiben oder zu charakterisieren (S. 323). Daß im 15. Jahrhundert am Konstanzer Münster und seinen Nebengebäuden allenthalben neu gebaut, renoviert und neu ausgestattet wurde, ist bekannt, auch wenn nicht jede bauliche Maßnahme oder künstlerische Tätigkeit mit einer Schriftquelle belegt werden kann<sup>175</sup>. Damit sind die Aussagen Marbes zum Grabungsbefund vom 20. August 1875 erschöpft; sie dürfen als recht knapp bezeichnet werden. Seine Ausführungen beschließt der Ausgräber mit einer nochmaligen ausführlichen und dichten Interpretation der schriftlichen Quellen, auf welche die späteren Bearbeiter immer wieder zurückgegriffen haben (S. 353 ff., 361 ff.).

Es bleibt zu erörtern, ob das 1875 aufgefundene Grab mit dem Sarkophag die ursprüngliche Grabstätte des Bischofs Konrad ist. Die schriftlichen Quellen sagen über das Grab und die Bestattungsart nichts aus; sie berichten nur, man habe Bischof Konrad 975 außerhalb der von ihm gegründeten St. Mauritius-Kirche beigesetzt<sup>176</sup>. Hernach war das Grab sichtbar, denn die erste Konradsvita beschreibt, daß es zugänglich war und verehrt wurde, sich am Grabe auch Wunder ereigne-

174 J. CLAUSS, Konrad, 1947, wie Anm. 159, S. 80. Clauss bezieht sich aber ohne Zweifel auf den Inventarband von F. X. Kraus, Kunstdenkmäler, 1887, Wie Anm. 65, S. 155, der die Inschrift abbildet und berichtet, er habe sie von F. Schober erhalten. Das Bleikästchen habe beim Auffinden 1875 Hühnerknochen (!) enthalten.

175 E. REINERS-ERNST, Regesten, 1956, wie Anm. 62, S. 21 ff.; P. ZINSMAIER, Kunstgeschichte, 1957, wie Anm. 101.

176 "... corpus eius ... sepultum est ante ecclesiam sancti Maurii martiris, ..." Oudalscalchi vita Chounradi ep., cap. 11, MGH SS IV, S. 434. Zu den Viten und deren Aussagen siehe unten S. 106 ff.

ten<sup>177</sup>. Die zweite Vita erwähnt auch eine Kapelle, die über dem Konradsgrab errichtet worden sei. 1123 wurde der erhobene Heilige in der Konradskapelle wiederum beigesetzt, jedoch wohl kaum in seinem ursprünglichen Grab. Um 1300 wurde die heutige Konradikapelle erbaut und der Fußboden so weit angehoben, daß das Konradsgrab und ein mögliches Konradsmonument höchstwahrscheinlich nicht mehr sichtbar waren<sup>178</sup>. Aber man errichtete ein neues Kastengrab mit der gotischen Liegefigur des Heiligen: beides ist noch vorhanden, restauriert 1875<sup>179</sup>.

Demnach ist die Tradition des Konradsgrabes sehr dicht. Seit der ersten nachweisbaren Verehrung um 1089 steht das Grab Konrads in hohem Ansehen, wurde künstlerisch ausgeschmückt und war demnach bekannt. Zu dieser Zeit wurden auch die Gebeine Konrads aus der ursprünglichen Grablege in den Chor der soeben geweihten Marienkathedrale übertragen<sup>180</sup>, also nach etwas mehr als einhundert Jahren nach dem Tode des Heiligen. Und es darf wegen der schon vorher anzunehmenden Verehrung und vor allem, da sich das frühe Mittelalter aus seinem charakteristischen Denken heraus stets um den „richtigen Ort“ und die „richtige Zeit“ für liturgischen Nachvollzug bemühte<sup>181</sup>, kaum nach solch kurzer Zeit ein Leichnam übertragen worden und ein Grab verehrt worden sein, die beide nicht mit Konrad in Verbindung gestanden hätten. Zudem bemühte sich der erste Biograph Konrads, Oudalscalc von Augsburg, wie er auch selbst schreibt, um eine historisch-korrekte Darstellung, indem er kritische Nachforschungen anstellte<sup>182</sup>: Seine Berichte, etwa von der Verehrung des Grabes<sup>183</sup>, sind glaubwürdig, so daß es höchst unwahrscheinlich wäre, hätte man um 1089 und 1123 die falschen Gebeine erhoben und spätestens seit der Mitte des 11. Jahrhunderts das falsche Grab verehrt. Die Liegefigur Konrads auf der Kastentumba in der 1313 geweihten Konradikapelle dürfte demnach über dem originalen Konradsgrab von 975 stehen.

Eine weitere Überlegung führt ebenso zu dem Schluß, daß der 1875 gefundene Sarkophag die Grabstätte Bischof Konrads von 975 sein muß: Es ist die auffällige Lage des Sarkophages, die – wie beschrieben – in keinem formalen Bezug zur Architektur steht (Faltdafel 1 und 2). Er liegt so unter, d. h. in der Rotunden-

177 Ebenda, cap. 14–21, S. 434 f.; vgl. W. MÜLLER, Studien zur Geschichte der Verehrung des heiligen Konrad, in: Der heilige Konrad Bischof von Konstanz, Freiburg 1975 (= FDA 95, 1975), S. 167 f.

178 Siehe oben S. 55.

179 P. KURMANN, Grabfigur, 1975, wie Anm. 96, S. 322 ff.

180 Zu den Schriftquellen siehe unten S. 106 ff.

181 Mit der sehr umfangreichen Lit.: H. CLAUSSEN, Heiligengräber im Frankenreich. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte des Frühmittelalters, Phil. Diss. Marburg 1950, maschrschr.; W. LAMMERS, Hrsg., Geschichtsdenken und Geschichtsbild im Mittelalter, Darmstadt 1965; A. FUNKENSTEIN, Heilsplan und natürliche Entwicklung. Gegenwartsbestimmung im Geschichtsdenken des Mittelalters, München 1965; M. BERNHARDS, Zur Frage des Weltbildes im Mittelalter, in: Rhein und Maas. Kunst und Kultur 800–1400, Bd. II, Köln 1973, S. 103–113, bes. 107 ff.; pasim; A. A. HÄUSSLING, Mönchskonvent und Eucharistiefeyer. Eine Studie über die Messe in der abendländischen Klosterliturgie des frühen Mittelalters und zur Geschichte der Meßhäufigkeit, Münster 1973, bes. S. 274 ff.

182 Siehe Anm. 177 unten S. 73 f., 107, 109.

183 Wie Anm. 177.

mauer, daß diese an einer Stelle gar nur 0,45 m stark ist. Bei der spätgotischen Renovierung des 15. Jahrhunderts dürfte der Sarkophag kaum in die jetzige Lage verschoben worden sein, ebensowenig um 1300, denn damals schuf man die spitzbogige Nische für das Grabmonument, fand also den Sarkophag in der jetzigen Position vor. Er ist zudem, nach Karl Marbe, in die Westwand der Rotunde eingemauert, die, wie oben belegt, in den unteren Teilen noch die ursprüngliche des 10. Jahrhunderts ist. Zwischen 975 und 1300 war das Grab bekannt, wurde verehrt und ausgeschmückt, ehe man über ihm, nach Erhöhung des Bodenniveaus und Neubau der Konradikapelle, das gotische Grab errichtete, an der Stelle eben, wo man das alte Grab vorgefunden hatte. Eine nachträgliche Aushöhlung der Rotundenwand, sei sie frühmittelalterlich oder um 1300, ist kaum denkbar, bedeutete doch ein so tiefer Eingriff in die Mauersubstanz eine Gefährdung der Bausubstanz, nach deren Motivation gefragt werden müßte, wenn die Anlage nicht ursprünglich wäre<sup>184</sup>.

Der merkwürdige Befund läßt sich am besten erklären, nimmt man ihn als im 10. Jahrhundert so geschaffen an. Dann nämlich müßte der Sarkophag vor Errichtung der Rotunde an dieser Stelle in den Boden gekommen sein, und zwar so, wie die Niveauuntersuchungen es belegt haben: Sein Trog wurde in die Erde gesenkt, der Deckel und vielleicht Teile des Troges waren oberirdisch sichtbar. Allgemein wird angenommen, der Sarkophag sei karolingischen Datums und wieder verwandt worden<sup>185</sup>. Ob er nun wirklich karolingisch oder ottonisch ist, kann nicht eindeutig entschieden werden; er wurde östlich der Kathedrale Kirche versetzt, in einem Bereich, der seit alters Kathedraalfriedhof war und es das ganze Mittelalter bis in die Neuzeit hinein auch blieb<sup>186</sup>. Über diesem Grab und damit über dem alten Friedhof erbaute Bischof Konrad seine Rundkirche. Den Sarkophag jedoch ließ er nicht entfernen, versetzen oder einbauen, sondern sparte, etwa mit einer bogenförmigen Nische, die Mauer der Rotunde an dieser Stelle aus, um das Grab späterhin benutzen zu können. Die Orientierung des Sarkophages belegt die zeitliche Nichtzugehörigkeit zum Rotundenbau. Die Nische, wie sie die Rekonstruktionen (Abb. 20, 23, 24–26) zeigen, wäre aufgrund der Orientierung des Sarkophages schiefwinklig gewesen. Möglicherweise handelt es sich bei der von Marbe beobachteten „alten Tür“<sup>187</sup> um diese Nische. So hat sich Bischof Konrad, wie auch Ulrich von Augsburg<sup>188</sup>, anlässlich des Baues seiner St.-Mauritius-Kirche, als Stifter bei ihr seine zukünftige Grabstätte geschaffen. Sie lag auf dem alten Kathedraalfriedhof außerhalb seiner Stiftung, aber möglicherweise neben ihrem Eingang<sup>189</sup>. Eine mauerschwächere Nische und ein nachträgliches Versetzen des Konradssarkophages in diese zwischen 975 und etwa 1300 kommt deswegen nicht in Frage, da dann der Sarkophag an den Achsen der bestehenden Architektur ausgerichtet worden wäre und man eine derart schief-

184 K. MARBE, Konradsgrab, 1875, wie Anm. 157, S. 323 f.

185 F. X. KRAUS, Kunstdenkmäler, 1887, wie Anm. 65, S. 155; J. CLAUS, Konrad, 1947, wie Anm. 159, S. 80; H. REINERS, Konstanz, 1955, wie Anm. 68, S. 442 f.

186 H. REINERS, Konstanz, 1955, wie Anm. 68, S. 493 ff., 560.

187 K. MABRE, Konradsgrab, 1875, wie Anm. 157, S. 323 f.

188 Siehe unten S. 102 f.

189 Siehe unten S. 65.

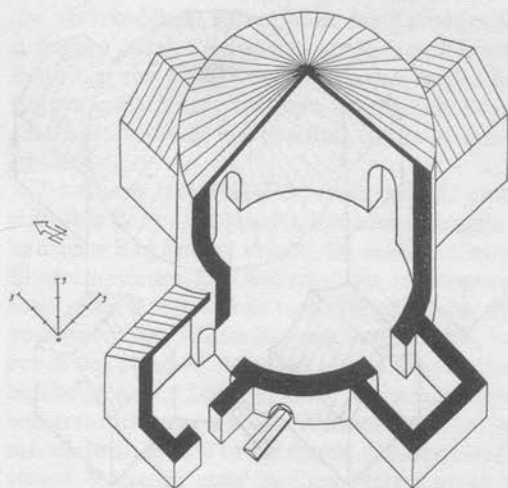


Abb. 24 Konstanz, St. Mauritius, nach 940, isometrische Rekonstruktion mit offenem Dachstuhl.

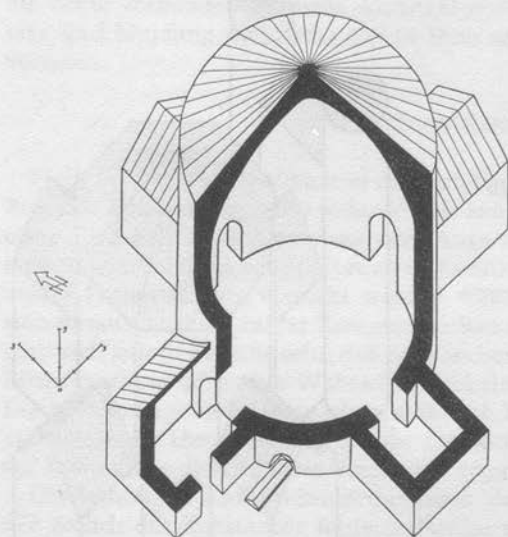


Abb. 25 Konstanz, St. Mauritius, nach 940, isometrische Rekonstruktion mit Kuppel.

winklige Nische vermieden hätte, ebenso die starke Aushöhlung der Rotundenmauer.

Die Argumente für die Ursprünglichkeit des Konradsgrabes aus der Grabtradition heraus und auch aufgrund des Mauerbefundes sind zwar bedeutende Hinweise auf die Grabanlage des 10. Jahrhunderts, einen schlüssigen Beweis führen sie jedoch nicht. Diesen kann allein eine archäologische Untersuchung der Konradikapelle und des Konradsgrabes erbringen.

Nimmt man das 1875 aufgefundene Grab als das des Konrads an, das er sich selbst beim Bau der Mauritiusrotunde bereitet und zu Lebzeiten als seine Grab-



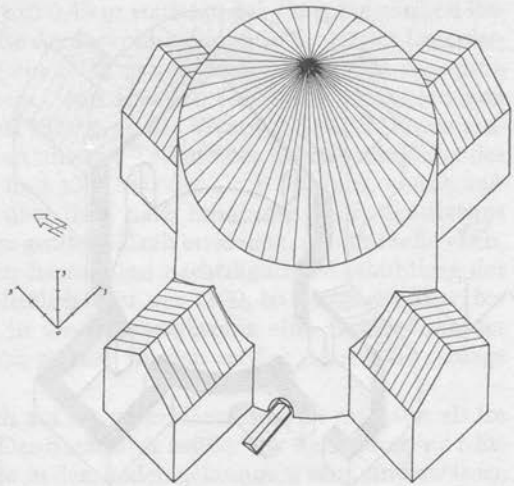


Abb. 26 Konstanz, St. Mauritius, nach 940, isometrische Rekonstruktion, Äußeres bei angenommenem offenen Dachstuhl oder Flachdecke.

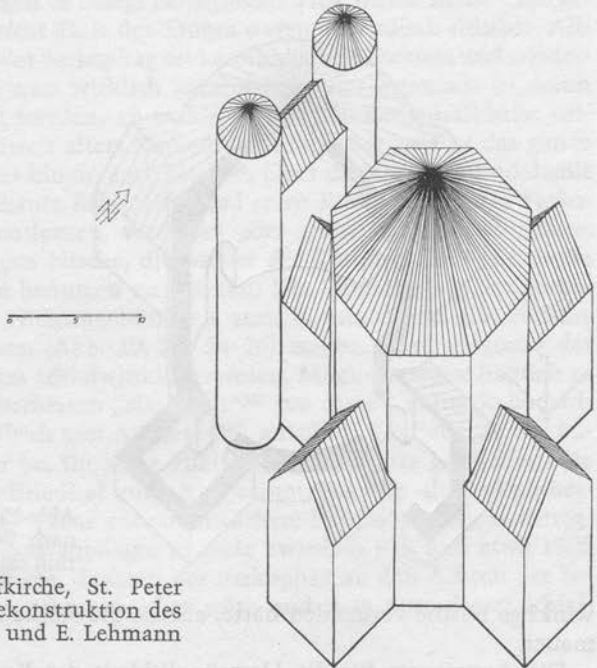


Abb. 27 Paderborn, Busdorfkirche, St. Peter und Andreas, isometrische Rekonstruktion des Äußeren nach A. Fuchs 1935 und E. Lehmann 1938.

stätte bestimmt hat<sup>190</sup>, so fällt auf, daß Konrad sein Grab eben doch in einem Bezug zur Architektur gesehen haben muß. Er wählte nämlich nicht irgendeinen

190 Vita altera, cap. 23, MGH SS IV, S. 440: „Pretiosus vero sacratissimi corporis thesaurus, sicuti ipse adhuc vivens disposuerat, apud ecclesiam sancti Mauriti, ... reconditus est.“

der vorhandenen Sarkophagen des Kathedraalfriedhofes<sup>191</sup> aus, sondern jenen, der sich etwa auf der Achse des nördlichen Kryptenanraumes befand. So konnte jeder Beter, der das Grab des Hl. Pelagius in der Krypta besuchen wollte<sup>192</sup> und in der Krypta zirkulierte, aus dem nördlichen Kryptenraum auf das östlich davor liegende Grab des Bischofs sehen. Sollte er ihn in sein Gebet und Fürbitte mit einschließen?

Zu einem späteren Zeitpunkt, im 11. und wiederum im 12. Jahrhundert, als sich über dem Grab des Heiligen eine Kapelle erhob, die dann um 1300 durch den heutigen Bau ersetzt wurde, ist es nur möglich, diese Kapelle als vom nördlichen Kryptenraum her betretbar zu rekonstruieren. Wegen der rechtwinklig ummantelten Apsis war es nicht möglich, den Zugang schräg zu führen. Abgesehen von einem möglichen Zugang von Norden, vom Kreuzgang her, wäre ein Durchbruch des alten Apsisfensters zu einer Tür die bautechnisch sauberste und formal befriedigendste Lösung. Daß das Konradsgrab vom Chor her zugänglich war, belegen nicht nur die schriftlichen Quellen, sondern auch die Befunde einer frühmittelalterlichen Tür<sup>193</sup>, durch die der nördliche Kryptenraum bereits früh zu einem Vorraum zum zweiten Heiligengrab wurde. Man konnte ihn durch die Kryptenstollen wie über eine Treppe von oben aus dem Chor erreichen. So folgt die heute vorhandene gotische Architektur des Konradi-Vorraumes in ihrer Anlage und Nutzung und nicht nur in ihrer örtlichen Kontinuität dem Krypten-vorraum.

### *Rekonstruktionen*

Nach Erörterung der alten und neu aufgedeckten Befunde in der St.-Mauritius-Rotunde und der Konradikapelle, jeweils aus den Befunden selbst heraus, jedoch ohne die Schriftquellen ganz aus dem Auge zu verlieren, soll zusammenfassend eine Rekonstruktion der St.-Mauritius-Rundkirche und des Konradsgrabes sowie beider Frühgeschichte versucht werden, zunächst allein aus der Befunddiskussion heraus, hernach in der Zusammenschau mit den Schriftquellen. Dabei muß man sich jedoch bewußt sein, daß so mancher Baustein fehlt und durch eine Arbeitshypothese oder eine Wahrscheinlichkeitsüberlegung ersetzt ist. Endgültige Klarheit kann – und das ist schon mehrfach betont worden – nur systematische archäologische Untersuchung sowohl der Rotunde und ihrer Kreuzarme als auch der Konradikapelle und ihres Vorraumes ergeben.

Die bisherigen Untersuchungen ergaben, daß Bischof Konrad vor seinem Tode 975 östlich der Konstanzer Kathedraalkirche und ihrer Achse nach Norden verschoben einen Rundbau errichtete. Sein lichter Durchmesser beträgt etwa 11,30 m. Auf Fußbodenniveau sind die Rotundenmauern durchschnittlich 1,10 m stark; nach oben ziehen die Mauern an und werden schwächer. Bis etwa 8,15 m über dem ursprünglichen Rotundenboden hat sich altes Mauerwerk erhalten. In dieser

191 Der Friedhof muß sehr dicht belegt sein; die Gräber liegen z. T. in drei Lagen übereinander, wie 1913 bei der Anlage der Heizung festgestellt wurde: H. REINERS, Konstanz, 1955, wie Anm. 68, S. 560.

192 Zum Pelagiusgrab und seiner Datierung siehe unten S. 117 ff.

193 H. REINERS, Konstanz, wie Anm. 68, S. 36; 149 f., S. 154 f. Abb. 136 f.; 201.

Höhe ist das Mauerwerk schätzungsweise noch etwa 0,90 m stark. Der Fußboden des 10. Jahrhunderts liegt 1,62–1,65 m unter dem heutigen Fußbodenniveau, das um 1300 geschaffen wurde, indem man auch mit Abbruchschutt des alten Rotundenbaues auffüllte. Es fällt auf, daß sich die Größe der Rotunde am damals bestehenden Münsterbau orientierte: Der lichte Durchmesser der Rundkirche entsprach der mutmaßlichen Mittelschiffbreite, die dann auch beim teilweisen Neubau des 11. Jahrhunderts wiederholt wurde<sup>194</sup>.

Auf den Hauptachsen der Rundkirche wurden jeweils im Westen und im Norden je eine rundbogige Öffnung gefunden. Im Osten schließt an die Rotunde, wiederum auf der Hauptachse, eine Rechteckkapelle an, die teilweise ursprünglich zu sein scheint, aber um 1300 umgebaut wurde. Die Westöffnung zum Münster hin zeigt zu diesem keinen baugologischen Achsbezug, so daß sie nicht als Portal- oder Zugangsöffnung interpretiert werden darf, sondern sich zu einem weiteren, sich auf die Rund-Kirche hin orientierenden Raum hin geöffnet haben muß. Diese Westöffnung und die gotisch umgebaute Ostkapelle liegen einander genau gegenüber<sup>195</sup>, so daß geschlossen werden darf, auf der Ost-West-Achse des Gebäudes hätten ehemals zwei sich zur Rotunde hin öffnende Anräume gelegen. Diese waren in der Ost-West-Erstreckung auch gleich groß, denn die lichte Länge der Ostkapelle entspricht dem Raum, der zwischen Rotundenaußenwand und der Ostflucht des Münsters verbleibt. Die Breite der aufgedeckten Westöffnung von 2,16 m läßt eine lichte Breite des Westanraumes zu, die derjenigen der Ostkapelle entspricht. So entsteht in der Rekonstruktion ein an die Rotunde angeschobener Westflügel, der mit den lichten Maßen von 4,30 m Länge und 3,50 m Breite der Ostkapelle deckungsgleich ist<sup>196</sup>. Es liegt daher nahe, die Öffnung der Ostkapelle in den Rotundenraum, die gotisch erweitert und erhöht wurde, ebenso breit zu rekonstruieren wie den Zugang zum Westflügel.

Liegen auf der Ost-West-Achse zwei Anräume, so darf bei einem Zentralbau wie der St.-Mauritius-Rotunde vermutet werden, auch auf der Nord-Süd-Achse seien Anräume vorhanden gewesen. Vergleichsbauten fordern geradezu auch in Konstanz eine solche Lösung<sup>197</sup>. Daß den Ost-West-Anräumen ebensolche auf der Nord-Süd-Achse entsprechen sollten, wird auch durch Befunde belegt, besonders durch die 1974 aufgedeckte Rundbogenöffnung nach Norden. Diese ist schmaler und niedriger als die Westöffnung, nämlich nur etwa 1,90 m breit und 2,83 m hoch, was wohl bedeutet, daß die seitlichen Anräume auch den auf der Längsachse liegenden formal untergeordnet waren, konkret, andere Abmessungen hatten. Die drei belegten Anräume im Norden, Westen und die noch vorhandene Ostkapelle lassen keine andere Möglichkeit zu, als auch auf der Südseite einen Anraum zu rekonstruieren.

Für die Rekonstruktion der nun kreuzförmig anzunehmenden Anlage ergeben sich keine Schwierigkeiten (Abb. 20). Die Ostkapelle legt die meisten Maße fest. So entspricht die Westkapelle dieser, ist doch der lichte Abstand zum Münster

194 Zum ottonischen Baubestand des Münsters siehe unten S. 130 ff.

195 Sie weichen von der Längsachse des Münsterkomplexes im Gegenuhrzeigersinn um ca. 2 Grad aus, siehe oben S. 37 ff., 43 ff.

196 Maximallänge wegen der gerundeten Außenwand der Rundkirche: 4,45 m.

197 Siehe unten S. 76 ff., 90.

dem lichten Längenmaß der Ostkapelle entsprechend! Für die beiden Seitenkapellen in Nord und Süd wird von der Prämisse ausgegangen, die gotischen Umbaumaßnahmen hätten, wie auch bei der Rotunde selbst sowie dem Kreuzgang, der Konradikapelle und deren Vorraum, möglichst über älteren Fundamenten oder Mauerteilen die neue Architektur errichtet. Geht man davon aus, so zeigen sich in der gotischen Architektur Regelmäßigkeiten und Maßwiederholungen, die auf frühmittelalterliche Bauzustände hinweisen könnten. Trägt man nämlich die Breite der noch vorhandenen Ostkapelle im Norden axial zur aufgedeckten Rundbogenöffnung auf und wiederholt das gleiche klappsymmetrisch auf der Südseite, so käme die gotische Westwand der südlichen Blasiuskapelle genau über der ottonischen Westwand zu stehen. Es fällt weiterhin auf, daß die Abstände der Südwand der Blasiuskapelle und der Nordwand der Sylvesterkapelle, die im Norden an die Rotunde grenzt, gleich sind. Und eben dieser Abstand entspricht wiederum der Breite der Ostkapelle. Nimmt man also an, die gotischen Fluchten entsprächen wegen einer teilweisen Wiederverwendung der Fundamente den ottonischen Fluchten, ergibt sich zwangsläufig, daß die Anräume im Norden und Süden einen quadratischen Grundriß hatten. Die lichte Seitenlänge betrage etwa 3,50 m. Damit wären die vier Anraumkapellen zwar in Nord-Süd-Richtung alle gleich breit, die Anräume im Osten und Westen jedoch als „Eingangsraum“ und Altarhaus um knapp einen Meter länger. Diese unterschiedliche formale Gewichtigkeit der Anräume würde dann auch in den unterschiedlich großen Rundbogenöffnungen zum Rotundenraum hin unterstrichen, sind sie doch auf der Ost-West-Achse breiter und höher als in der Nord-Süd-Achse. Es wäre so ein kreuzförmiger Zentralbau rekonstruiert, an dessen Zentralrotunde kreuzförmige Rechteckräume angefügt sind, so daß die Längsachse des gesamten Baukomplexes des Münsters und seiner Nebenbauten betont wird (Abb. 20).

Zwar ist diese Rekonstruktion, auch im Blick auf die Vergleichsbauten, die wahrscheinlichere, aber es ist noch eine weitere Rekonstruktionsmöglichkeit von den Befunden her gegeben (Abb. 23). Die Südostecke der Sylvesterkapelle zeigt nämlich eine Unsauberkeit, die belegt, daß diese Kapelle ehemals kürzer gewesen sein muß (Faltnähe 1)<sup>198</sup>. Entsprechendes sagt auch ein abgeschlagener Gewölbefragment auf der Südwand dieser Kapelle wenig westlich des heutigen aus; im Schräglicht ist er noch gut zu erkennen, obwohl gotisch bereits zugeputzt. Eine verkürzte Sylvesterkapelle entspräche klappsymmetrisch der Blasiuskapelle. Nun hat aber Peter Kurmann nachgewiesen, daß der Osttrakt des Kreuzganges um 1300 später umgebaut wurde als Rotunde und Konradikapelle. Der abgeschlagene Gewölbefragment ist jedoch ohne Zweifel ein gotischer, so daß zu schließen ist, die Sylvesterkapelle sei zugleich mit der Rotunde, parallel zur Blasiuskapelle gotisch umgebaut, oder wenigstens begonnen worden, ehe man sie der Konzeption und den Maßen der jüngeren Fertigstellungsstufe des Kreuzgangstraktes anpaßte. Ob beim erstmaligen gotischen Umbau der Sylvesterkapelle geplant war, keinen Zugang zur Rotunde mehr offenzulassen oder sie, wie die südliche Blasiuskapelle, an den Rundbau durch eine Arkade anzubinden, muß ohne Untersuchung offen bleiben. Es erscheint aber wegen der begonnenen

---

198 Siehe oben S. 46.

Gewölbe in der Sylvesterkapelle geplant gewesen zu sein, diesen Raum nicht mehr im Zusammenhang mit der Rotunde zu sehen, sondern allein vom Kreuzgang her betreten zu lassen. Geht man, wie oben, von der Prämissen aus, daß die gotischen Baumaßnahmen über den älteren Fundamenten ihre Mauern errichteten, so entsteht die Rekonstruktionsvariante einer Rotunde mit drei gleichgroßen, ostwestgerichteten Anraumkapellen (Abb. 23). Diese Rekonstruktionsvariante ist zwar für den Gründungsbau sehr unwahrscheinlich, allein schon weil zwischen der alten Rotundenwand und der Südwand der Sylvesterkapelle kein Verband besteht<sup>199</sup>, aber es muß damit gerechnet werden, daß es irgendwann einmal zu einem entsprechenden Umbau der Seitenkapellen kam, zumindest bestand im ersten Zustand der Sylvesterkapelle um 1300 eine solche Konzeption. Auch diese Frage kann nur durch weitere Untersuchungen am Baukörper selbst oder archäologisch geklärt werden.

Für die Rekonstruktion des Aufrisses (Abb. 24 und 25) bliebe zu erörtern, ob die Rotunde gewölbt war. Dabei muß bedacht werden, daß der Mauerquerschnitt an der Mauerkrone der Rotunde etwa unter 1 m betragen haben muß, auch wenn sich das nicht mehr kontrollieren läßt. Bei einem Durchmesser der Rotunde von 11,30 m ist der Mauerquerschnitt zu schwach, eine Kuppel, die über kreisförmigem Grundriß zwingend rekonstruiert werden müßte, ohne Hilfskonstruktion zu tragen<sup>200</sup>. Mit einem, etwa hölzernen Ringanker in der Mauerkrone wäre es allerdings grundsätzlich möglich, daß die Mauerstärken ausgereicht hätten, etwa bei Verwendung des recht leichten Kalktuffes als Baumaterial. Dem stehen jedoch zwei Überlegungen entgegen; jedoch sind auch sie nicht zwingend. Rekonstruiert man über der erhaltenen Höhe ursprünglichen Mauerwerks eine Kuppel, so ergibt sich eine lichte Gesamthöhe von etwa 14 m. Dieses wäre jedoch die minimale Höhe, bedenkt man, daß die erhaltene Mauerhöhe von etwa 8 m nicht die alte Mauerkrone gewesen sein kann. Eine lichte Gesamthöhe von mehr als 14 m bei einem lichten Durchmesser von 11,30 m scheint ungewöhnlich hoch und unproportioniert. Zum andern wurden bei dem, allerdings räumlich sehr begrenzten Schnitt in der Rotunde im Bauschutt zwar größere Brocken mit anhaftendem Wandverputz gefunden, jedoch fehlen Stücke, die sphärisch gebogen sind, also aus einer Kuppel stammen müssen, gänzlich<sup>201</sup>. Aus diesen Gründen und der schwachen Mauerquerschnitte wegen scheint es wahrscheinlicher, daß der Rotundenbau Bischof Konrads nicht gewölbt war, etwa einen offenen Dachstuhl zeigte oder eine hölzerne Flachdecke besaß (Abb. 24) als daß man diesen Bau mit einer Kuppel rekonstruieren müßte (Abb. 25). Jedoch sind beide Rekonstruktionsmöglichkeiten grundsätzlich gegeben.

Ein Zugang zur Rotunde oder ihren Anbauten wurde bisher nicht gefunden; das können nur weitere archäologische Untersuchungen klären. Es scheint aber bautechnisch äußerst ungünstig, etwa einen axialen Zugang in den Westraum zu rekonstruieren; in diesem Fall hätte man die Mauer Massen des nörd-

199 Siehe oben S. 46; freundliche Auskunft von Herrn Rolf Heinzl, Staatl. Hochbauamt Konstanz.

200 Freundlicher Hinweis von Dipl.-Ing. Karl Becker, Landesdenkmalamt Bad.-Württ., Außenstelle Freiburg.

201 Freundliche Auskunft von Herrn Alfons Rettich, Staatl. Hochbauamt Konstanz.



lichen Kryptenanraumes durchstoßen müssen. Hingegen ist ein Zugang vom nördlich gelegenen Kreuzgang her anzunehmen, entweder in die Rotunde selbst, wie um 1300, oder in den westlichen Anraum, der in die südwestliche Kreuzgangecke hineingeragt haben muß. Da aber später vom Thomaschor her ein Zugang zum Konradsgrab geschaffen worden ist<sup>202</sup>, scheint man das Scheitelfenster des nördlichen Kryptenanraumes durchbrochen zu haben, so daß ein Zugang in St. Mauritius neben dem Konradsgrab ebenso wahrscheinlich ist. Vielleicht lagen die Eingänge in den Westanraum einander gegenüber? Der Zugang neben dem Konradsgrab wäre auch jener vom Kathedraalfriedhof in die Friedhofskirche St. Mauritius gewesen. Der Besucher hätte stets am Grab des Stifters vorbei die Kirche betreten und sich des Kirchengründers erinnert. Stiftergräber an Kirchengängen haben eine lange Tradition<sup>203</sup>.

Die Grabsituation ist von Bischof Konrad selbst geschaffen worden: Er errichtete die St.-Mauritius-Kirche auf dem alten und auch weiterhin benutzten Kathedraalfriedhof und bestimmte einen der dort vorhandenen Sarkophage als seine eigene Grabstätte. Der Sarkophag stand in äußerst günstiger Sichtverbindung sowohl mit dem nördlichen Kryptenanraum als auch dem nördlichen Choranraum, so daß das Grab stets von dort eingesehen werden konnte. Zudem ist es wahrscheinlich, daß der Zugang in die Rotunde neben das Grab verlegt wurde. Hier drängt sich die Vermutung einer „Gebetsvorsorge“ Konrads durch die formale Gestaltung seiner Grabstätte auf, eine „Gebetsvorsorge“, wie sie für den Bischof auch über die schriftlichen Quellen belegt ist<sup>204</sup>.

Es wäre sicherlich zu weitgehend interpretiert, wollte man die Lage der Rotunde nördlich der Münsterachse mit der Situation des Grabes begründen. Es ist vielmehr zu vermuten, daß die St.-Mauritius-Kirche in bauliche Anlehnung an den schon vorhandenen frühmittelalterlichen Domkreuzgang errichtet wurde, so daß einige Fluchten des nördlichen und westlichen Rotundenanraumes jene der bereits stehenden Architektur wieder aufnehmen konnten und man damit den Neubau organisch mit dem Vorhandenen verband. Eine axiale Lage von St. Mauritius zum Münster hätte überdies dazu geführt, größere Teile des in Nutzung befindlichen Kathedraalfriedhofes überbauen zu müssen. Möglicherweise haben auch noch andere Überlegungen den Gründer bewogen, den Neubau an diesem Platz zu errichten<sup>205</sup>.

202 Siehe unten S. 109.

203 H. BEUMANN, Grab und Thron Karls des Großen zu Aachen, in: Karl der Große, Bd. IV, Das Nachleben, Düsseldorf 1967, S. 9–38; L. HUGOR, Kornelimünster, Untersuchung über die baugeschichtliche Entwicklung der ehem. Benediktinerklosterkirche, Köln–Graz 1968 (= Rheinische Ausgrabungen Bd. II; Beihefte der Bonner Jbb. 26), S. 7 f., 68 ff., 100; K. H. KRÜGER, Königsgrabkirchen der Franken, Angelsachsen und Langobarden bis zur Mitte des 8. Jahrhunderts, München 1971 (= Münstersche Mittelalterschriften Bd. 4), S. 171 ff., 181 ff., 454 ff.

204 Siehe unten S. 104 f.

205 Siehe unten S. 100 f.

*Die Stiftung von St. Mauritius durch Bischof Konrad um 940*

Im Lichte der neuen Befunde, deren Interpretationen und der daraus resultierenden Rekonstruktionsmöglichkeiten ist es notwendig, wiederum die schriftlichen Quellen mit den baugeschichtlichen Ergebnissen zu vergleichen. Sie begründen nicht nur das Bauwerk, sondern beschreiben es auch und können geschilderte Rekonstruktionsmöglichkeiten als wahrscheinlich unterstützen oder als weniger wahrscheinlich erweisen. Die Quellen ordnen auch das Bauwerk in seine Zeit und ihre Hintergründe ein, so daß die bau- und kunstgeschichtlichen Gesamtbezüge in eben diesem Quellenzusammenhang mit erörtert werden müssen. Fragen wir zunächst nach der Entstehungszeit der St.-Mauritius-Kirche Bischof Konrads.

Seit der gelehrte St. Blasianer Benediktiner P. Trudbert Neugart in dem 1803 erschienen ersten Band seiner Konstanzer Bistumsgeschichte berichtet hatte, Bischof Konrad habe die Konstanzer St.-Mauritius-Rotunde nach der ersten seiner drei Jerusalemreisen errichtet<sup>206</sup>, wurde seine Aussage vielfach wiederholt<sup>207</sup>. Die spätmittelalterlichen Chroniken enthalten diese Aussage nicht<sup>208</sup>, denn sie basieren auf den Berichten der beiden Konradsviten des frühen 12. Jahrhunderts, die beide nur von drei Jerusalemreisen berichten und nicht davon, nach welcher dieser Reisen Konrad die Mauritiusrotunde habe erbauen lassen<sup>209</sup>. Die drei Reisen Bischof Konrads in das Heilige Land werden um 939, um 950/55 und um 960/65 angenommen<sup>210</sup>; nur fehlt auch hier jedweder Beleg mit einer zeitgenössischen Quelle oder aus der guten Überlieferung in den Konradsviten des frühen 12. Jahrhunderts.

Hingegen berichtet wohl die früheste und in diesem Zusammenhang bisher nur wenig beachtete Schriftquelle eindeutig über die Entstehungszeit der Konstanzer Mauritiusrotunde. Es handelt sich um ein zumeist in Handschriften des 12. Jahrhunderts überliefertes Martyrolog der Abtei Reichenau aus der Mitte des 11. Jahrhunderts. Man hatte ein Martyrolog des St. Galler Mönches Notker Balbulus überarbeitet<sup>211</sup>. Eine Fassung des Martyrologs ist in einer Handschrift des 11. Jahrhunderts in der Stuttgarter Landesbibliothek erhalten<sup>212</sup>; sie stammt aus der Abtei Zwiefalten und gilt als das Martyrolog Hermann des Lahmen von Reichenau († 1054). Darin wird in der kurzen Vita des damals noch nicht kanonisierten, aber offenkundig wegen der Aufnahme in das Martyrologium bereits ver-

206 T. NEUGART, *Episcopatus Constantiensis Alamannicus*. ., Pars I/1 St. Blasien 1803, S. 283 (cap. XCVI).

207 K. MARBE, Konrad, 1876, wie Anm. 157, S. 35 ff., 41 ff.; J. CLAUSS, Konrad, 1947, wie Anm. 159, S. 44; H. REINERS, Konstanzen, 1955, wie Anm. 68, S. 501.

208 E. REINERS-ERNST, Regesten, 1956, wie Anm. 62, S. 3 f., Nr. 9 ff.

209 MGH SS IV, S. 432, 434, 439, 440.

210 K. MARBE, Konrad, 1876, wie Anm. 157, S. 35–38; J. CLAUSS, Konrad, 1947, wie Anm. 159, S. 44, 61.

211 E. DÜMLER, Das Martyrologium Notkers und seine Verwandten, in: *Forschungen zur deutschen Geschichte* 25, 1885, 195–226; als Textauszüge nur jene Zusätze, die über Notkers Martyrolog (Migne PL 131, S. 1030–1163) hinausgehen: ebenda, S. 209–212; H. OESCH, Berno und Hermann von Reichenau als Musiktheoretiker, Bern 1961, S. 179 ff.; H. MAURER, Konstanzen, 1973, wie Anm. 4, S. 18 f., 27 f., 51, 82.

212 Cod. theol. et philos. 2<sup>o</sup> 209 (fol. 1–109).

ehrten Bischofs Konrad davon berichtet, der Bischof habe dreimal das Grab Jesu in Jerusalem besucht, und nach der Rückkehr von seiner zweiten Reise dorthin habe er nahe dem Domkloster das St.-Mauritius-Stift gegründet, das er mit einem Heiligen Grab ausstatten und dieses reich schmücken ließ: „*Vir idem Dei semper intendens servitio tribus vicibus sepulchrum domini nostri Iesu Christi Hierosolimis visitavit. Ac secundo inde reversus cenobium quoddam iuxta monasterium in honore sancti Mauritii constituit, quo et sepulchrum domini competentem ordinans, prout Deo placuit variis et innumerabilibus ornamentis decoravit*“<sup>213</sup>. Und wenige Zeilen weiter wird, eben in der Mitte des 11. Jahrhunderts berichtet, daß sich an seinem Grabe Wunder zutrügen; das Grab oder ein Grabmal war also sichtbar und genoß zur Entstehungszeit des Martyrologes bereits Verehrung: „*Ad cuius supulchrum multa ostenduntur miracula sicque vita mors eius preciosa miraculis commendatur*“<sup>214</sup>.

Eine die Bauzeit der Mauritiusrotunde genauer eingrenzende Aussage ist der Bericht, das Bauwerk sei nach der zweiten Jerusalemreise Konrads errichtet worden, nicht. Aber möglicherweise kann das Patrozinium des hl. Mauritius einen Anhaltspunkt für den Entstehungszeitraum geben. Nachdem 926 mit der Übergabe der Mauritius-Lanze, die als die Heilige Lanze des Longinus galt, durch Rudolf II. von Burgund an Heinrich I. und die Gründung des St.-Moritz-Stiftes in Magdeburg 937 durch Otto I., vor allem aber nach dem Siege Ottos 955 auf dem Lechfeld unweit Augsburgs, den man der mitgeführten Lanze und dem Tagesheiligen Laurentius zu verdanken glaubte, wurde der hl. Mauritius zum ottonischen Reichspatron schlechthin<sup>215</sup>. Ulrich von Augsburg, der bischöfliche Freund und Gönner Konrads von Konstanz sowie „Primas von Schwaben“<sup>216</sup> war an dieser Entwicklung nicht unbeteiligt: Sein Biograph Gerhard, der spätere Propst an der Augsburger St.-Marien-Kathedrale, berichtet im Kapitel XV der zwischen 982 und 993 entstandenen Vita, der 973 verstorbene Heilige sei nach dem burgundischen Agaunum (St. Maurice d'Augaune, Kt. Wallis) gereist, um dort eine Relique zu erwerben. Das Kloster sei gerade von den Sarazenen niedergebrannt worden; trotzdem habe er die Reliquien erhalten. Auf dem Rückwege habe er Konstanz besucht um dort zu beten. Von da kam er auf die Insel Reichenau, wo er von Abt Alawich (934–958) freundlich aufgenommen worden sei. Dieser habe ihm einen nicht unbeträchtlichen Teil einer Mauritiusrelique ge-

213 Fol. 105 verso; Text nach H. MAURER, Konstanz, 1973, wie Anm. 4, S. 82.

214 Fol. 106 recto; Text nach H. MAURER, wie vorige Anm.

215 Mit älterer Literatur: H. BEUMANN, Das Kaisertum Ottos des Großen, in: H. BEUMANN und H. BÜTTNER, Das Kaisertum Ottos des Großen, Konstanz-Lindau 1963 (Sigmaringen 21975), bes. S. 36 ff.; H. MAURER, Konstanz, 1973, wie Anm. 4, S. 53 f.; K. H. REXROTH, Die Herkunft der heiligen Lanze, Protokoll Nr. 185 der Arbeitssitzung vom 15. XII. 1973 in Konstanz des Konstanzer Arbeitskreises f. mittelalterl. Geschichte (Vervielfältigung); H. BEUMANN, Laurentius und Mauritius. Zu den missionspolitischen Folgen des Ungarnsieges Ottos des Großen, in: Festschr. f. Walter Schlesinger, Bd. II Köln 1974, S. 238–275; H. MAURER, Konrad, 1975, wie Anm. 64, S. 45 ff.; zukünftig: K. H. REXROTH, Die heilige Lanze in den Anfängen der deutschen Geschichte (im Druck).

216 M. WEITLAUFF, Der hl. Bischof Ulrich von Augsburg, in: Bischof Ulrich von Augsburg und seine Verehrung (= Jb. d. Ver. f. Augsburger Bistumsgesch. 7, 1973), S. 1–48, bes. S. 18 f.; H. MAURER, Konrad, 1975, wie Anm. 64, S. 42 f.

schenkt: ... *Constantiam civitatem causa orationis visitavit, et inde ad Augiam insulam venit, et ab Alewicho abbate caritative susceptus, ... Beneloventia autem abbatis, cum audiret eum pro amore sanctarum reliquiarum reliquiarum exire, desiderio eius satisfaciens, non modicam partem de corpore sancti Mauritii et de aliorum multorum sanctorum reliquiis ei donans, laetum abire permisit.*<sup>217</sup> Daß die Errichtung der Mauritiusrotunde mit dem Reliquienerwerb einer Mauritiusreliquie von Ulrich von Augsburg zusammenhinge, hat bereits 1803 Trudbert Neugart vertreten<sup>218</sup>. Diese Meinung hat sich, begründeterweise, bis heute nicht verändert: Mit großer Wahrscheinlichkeit hat Bischof Konrad von seinem Freunde Ulrich von Augsburg eine Mauritiusreliquie erhalten<sup>219</sup>. Von der Reichenauer Mauritiusreliquie ist, außer der Erwähnung in der Ulrichsvita, nichts Näheres bekannt, weder wann sie auf die Insel kam, noch daß sie Bischof Ulrich von Augsburg geschenkt erhielt<sup>220</sup>. Es gibt aber Indizien, daß Mauritiusreliquien bereits im 9. Jahrhundert auf der Reichenau vorhanden gewesen sein könnten. So dichtete etwa Walahfrid Strabo einen Mauritiushymnus<sup>221</sup>. Ferner enthält eine Tegernseer Handschrift zusammen mit der möglicherweise auf der Reichenau entstandenen metrischen *Vita s. Verena*<sup>222</sup> eine *Passio s. Mauricii*<sup>223</sup>, die ebenfalls in der Reichenauer Abtei geschrieben sein könnte und in das 9. Jahrhundert datiert wird<sup>224</sup>. Schließlich entstand im Inselkloster in der Mitte des 10. Jahrhunderts, also auf dem Höhepunkt der ottonischen Mauritiusverehrung und bereits nach der Errichtung der Konstanzer St.-Mauritius-Rotunde, eine Mauritiussequenz; sie darf als die älteste alemannische angesehen werden<sup>225</sup>.

Ist die Vermutung, Ulrich habe die Mauritiusreliquie von der Insel Reichenau oder St. Maurice nach Konstanz gebracht, richtig, so müßte nach dem Zeitpunkt dieser Reise gefragt werden. Die Vita selbst gibt keinen direkten Anhaltspunkt. Es wird aber berichtet, Ulrich sei in St. Maurice gewesen als es soeben von den Sarazenen niedergebrannt worden sei<sup>226</sup>. Flodoard von Reims berichtet davon in seinen Annalen zum Jahr 940<sup>227</sup>. In der als zuverlässig bekannten Ulrichsvita ist dieser Bericht nach der zweiten Romreise Ulrichs in den Jahren vor 953 be-

217 Gerhardi vita S. Oudalrici episcopi Augustani, cap. XV, MGH SS IV, S. 404.

218 T. NEUGART, *Episcopatus*, 1803, wie Anm. 206.

S. 43 f., 48 f.; H. MAURER, Konstanz, 1973, wie Anm. 4, S. 54; zukünftig: K. H. REX-

219 A. J. HERZBERG, *Der heilige Mauritius*, 1936 (= *Forsch. zur Volkskunde*, Bd. 25/26) ROTH, wie Anm. 215.

220 A. MANSER u. K. BEYERLE, *Aus dem liturgischen Leben der Abtei Reichenau*, in: *Die Kultur der Abtei Reichenau*, München 1925, Bd. I, S. 316–437.

221 MGH Poet. lat. II, S. 367–369: *Ymnus de Agaunensibus martyribus*.

222 MGH Poet. lat. V, 1 S. 95 ff., (clm 18 628, fol. 1–15), vgl. C. E. EDER, *Die Schule des Klosters Tegernsee im frühen Mittelalter*, München o. J. [1972] S. 144 [freundl. Hinweis von Prof. Dr. W. Berschin, Heidelberg].

223 MGH Poet. lat. V, 1, S. 101–108, clm 18 628, fol. 109v, vgl. E. EDER, 1972, wie Anm. 222, S. 145.

224 MGH Poet. lat. V, 1, S. 95 f., 101 (K. Strecker, 1937).

225 W. v. D. STEINEN, *Notker der Dichter und seine geistige Welt*, Bd. I, Bern 1948, S. 471 ff., 611 f.

226 MGH SS IV, S. 404.

227 MGH SS III, S. 388, a.a. 940: "... nec potuit Alpes transire propter Sarracenos, qui vicum monasterii sancti Mauricii occupaverant."



legt<sup>228</sup>, so daß damit frühestens um 940 mit einem Baubeginn der St.-Mauritius-Rotunde und der zweiten Reise Konrads in das Heilige Land zu rechnen ist. Es ist aber kaum möglich, daß beides erst nach 955 geschah, als der Mauritiuskult nach dem Ungarnsieg von 955 einen großen Aufschwung und damit eine politische Stellungnahme Konrads mit dieser Patroziniumswahl ausgesprochen worden sei. Für den Konstanz-Besucher nach 955 war allerdings das Mauritiuspatrozinium als Demonstration Konrads zu werten.<sup>229</sup>

Nimmt man 940 als frühestmöglichen Beginn der Baumaßnahmen an St. Mauritius an, so hatte Bischof Konrad in unmittelbarer Nachbarschaft, nämlich auf der Abtei Reichenau, den Neubau der dortigen Hl.-Kreuz-Kapelle, ebenfalls ein Rundbau, verfolgen können<sup>230</sup>. 923 erhielt die Inselabtei die bedeutende Reliquie des Hl. Blutes<sup>231</sup>. Das war Anlaß, der Abtei im Osten eine Rotunde als Kopie der Anastasis, der würdigen Bauform für die Aufbewahrung und Verehrung dieser Herrenreliquie, zu errichten. Die Bauzeit selbst ist nicht bekannt; aber 946 dürfte die Rundkapelle vollendet gewesen sein, da für sie 946 und 950 von Otto I. Lichtstiftungen gegeben wurden<sup>232</sup>. So könnte die Entscheidung Konrads, für die neue Mauritiusreliquie einen Rundbau als Kopie der Jerusalemer Anastasis zu errichten, von der Reichenauer Anlage her beeinflußt worden sein. Möglicherweise ist auch ein innerer Zusammenhang zwischen dem Hl. Blut der Reichenau und dem ehemaligen Besitzer der Passionslanze, eben St. Mauritius, anzunehmen, aber nicht zu belegen<sup>233</sup>. Die Entscheidung, die Jerusalemer und Reichenauer Anlage zu wiederholen, könnte aber auch eine rein liturgisch bedingte gewesen sein, bemühte man sich doch, die bauliche Ausgestaltung des Chores als der Altarumgebung und dem Ort der liturgischen Parusie formal der Anastasis ähnlich zu gestalten<sup>234</sup>. Nur die Konstanzer Anlage (Abb. 38) besaß, wie auch die Reichenauer und St. Galler Abteikirche (Abb. 40), keine Großapsis, so daß bei allen drei Bauten als „Ersatz“ für eine „Anastasis-Apsis“ östlich der jeweiligen rechtwinklig geschlossenen Choranlagen Hl.-Grab-Kopien und Hl.-Kreuz-Kirchen errichtet wurden.

Bischof Konrad hatte in seiner eigenen Diözese aber auch ältere Bauten, einen kreuzförmigen Zentralbau und eine Rotunde, vor Augen, die vor der Reichenauer Rotunde und der dortigen Orientliteratur entstanden waren. Konrad hat sie mit Sicherheit kennengelernt, ehe er ins Heilige Land aufbrach. Der Vorgänger Konrads auf dem Konstanzer Bischofsstuhl, Salomo III. (890–919) hatte in St. Gallen, dem er zunächst sehr verbunden war und dessen Abt er hernach wurde, eine kreuzförmige Kirche erbaut (Abb. 28). Ekkehard IV. berichtet in seiner Fortsetzung der „Casus sancti Galli“, er habe sie in Kreuzform errichtet und dem Hl. Kreuz geweiht, aber auch dem hl. Magnus, dem legendären Gefährten Kolumbans und Gallus, dessen Armreliquie er von Bischof Adalbero von Augsburg

228 MGH SS IV, S. 403 f. (cap. XIV).

229 H. MAURER, Konstanz, 1973, wie Anm. 4, S. 53 f.; Ders., Konrad, 1975, wie Anm. 64, S. 49 ff.

230 W. ERDMANN und A. ZETTLER, Reichenau-Mittelzell, 1974, wie Anm. 93, S. 512 f.

231 Herimanni Augiensis Chronicon, a.a. 923 (MGH SS V, S. 112).

232 MGH DD O I, 83 und 116.

233 Wie Anm. 215 und 219.

234 G. BANDMANN, Zur Bedeutung der romanischen Apsis, 1953, wie Anm. 87.



(887–909) erhalten habe<sup>235</sup>; Bischof Lanto von Augsburg (838–847) hatte den hl. Magnus erhoben, über dem Grabe des Heiligen in Füßen eine Klosterkirche errichtet und eine Abtei gegründet<sup>236</sup>. In St. Mang wollte Salomo sich auch bestatten lassen<sup>237</sup>; er wurde 919 jedoch im Konstanzer Münster begraben, an der rechten Seitenwand, wie Ekkehard IV. berichtet<sup>238</sup>. Kaiser Arnulf von Kärnten bestätigte in Regensburg am 13. Oktober 898 die Gründung des St.-Mang-Stiftes und die Ausstattung, die Salomo seiner Kirchen- und Stiftsgründung hat zukommen lassen<sup>239</sup>.

Die St.-Mang-Kirche ist archäologisch untersucht worden<sup>240</sup>, und die Ergebnisse fanden in den jeweiligen historischen und baugeschichtlichen Gesamtdarstellungen Aufnahme<sup>241</sup>. Beim Bau Salomos am Ende des 9. Jahrhunderts wird dreierlei von den Quellen besonders betont: erstens, daß die Kirche kreuzförmig sei und auch, allerdings nur nach der späteren Quelle Ekkehards IV., dem Hl. Kreuz geweiht gewesen sei, zweitens, daß der Bau eine Reliquienkirche für die Armreliquie des hl. Magnus sei und sechs Stiftsherren, drei Weltgeistliche und drei Mönche, den Dienst für diese Reliquie versähen und drittens wollte sich der Stifter in oder bei ihr bestattet wissen. Der in der Tat kreuzförmige Bau (Abb. 28) sollte demnach zugleich Reliquienkirche und Grabkirche seines Stifters sein, der dann „*ad sanctos*“ bestattet worden wäre, und zugleich ein Bau, der direkt an die Tradition der Grabeskirche im besonderen und des Märtyrer-Heroons im besonderen anknüpfte<sup>242</sup>. Diese drei Charakteristica kehren bei der St.-Mauritius-Rotunde Bischof Konrads etwa sechzig Jahre später wieder, wie auch die

- 
- 235 Ekkehardi IV. Casuum s. Galli Continuatio I, cap. 4, MGH SS II, S. 79 f.; vgl. E. URL, Das mittelalterliche Geschichtswerk „Casus sancti Galli“, St. Gallen 1969 (= 109. Neujahrsblatt, hrsg. v. Historischen Verein d. Kantons St. Gallen), S. 18 ff. Cap. 4: „*Incipit . . . aecclesiam in honorem et modum sanctae Crucis edificare in quam . . . sancti Magni brachium, Adalberone episcopo dante et prosequente de Faucibus sumptum, magnis hinc inde velud triumphii tripudis intulit, et in honorem eam sanctae Crucis et eiusdem privati patroni nostri dedicavit, . . .*“.
- 236 Wie vorige Anm. 235; vgl. Vorromanische Kirchenbauten, 1966–71, wie Anm. 70, S. 83 f. (mit Lit.); P. STOTZ, Ardua spes mundi. Studien zu lateinischen Gedichten aus St. Gallen (= Geist und Wert der Zeiten Nr. 32) Bern 1972, 331–409 (= St. Galler Gedichte um den hl. Magnus); sowie G. SPAHR, Der hl. Magnus. Leben, Legende, Verehrung, Kempten 1970; H. SCHWARZMAIER, Ein Reichenauer Passionar des 10. Jahrhunderts. Zur Vita sancti Magni und ihrer Überlieferung, ZGORh 121, 1973, S. 297–306.
- 237 MGH SS II, S. 79 f.: „*. . . constitutertat, se aetiam, si Deo placeret, ibi sepeliri velle aiebat.*“
- 238 Ebenda, S. 91
- 239 MGH Dipl. reg. karol. III, Nr. 165.
- 240 E. FIECHTER-ZOLLIKOFER, Untersuchungen in der St. Mangenkirche in St. Gallen, ZAK 9, 1947, S. 65–79.
- 241 A. KNOEPFLI, Kunstgeschichte, 1961, wie Anm. 69, S. 254 ff.; E. POESCHEL, Die Kunstdenkmäler der Schweiz, Kanton St. Gallen, Stadt, Bd. I, Basel 1957, S. 123 ff.; Vorromanische Kirchenbauten, 1966–71, wie Anm. 70, S. 296; A. REINLE, Kunstgeschichte, 1968, wie Anm. 74, S. 136 f.
- 242 Zur Hl.-Grab-Kopie siehe unten S. 76 ff.; zum Problem des Märtyrer-Heroons allgemein und mit Lit.: A. GRABAR, Martyrium, Bd. I, Paris 1946 (Reprint: London 1972); G. BANDMANN, Mittelalterliche Architektur als Bedeutungsträger, Berlin 1951.

Einrichtung eines Stiftes. Es sei ferner auf eine formale Besonderheit hingewiesen: Die kreuzförmigen Anräume von St. Mang sind nicht gleich groß; die seitlichen, auf der Nord-Süd-Achse liegenden, ordnen sich formal wegen ihrer geringeren Abmessungen den gleich großen Anräumen im Westen, dem Eingangsraum, und im Osten, dem Altarhaus, unter. Eben gleiches ist auch am Bau Konrads von Konstanz zu beobachten<sup>243</sup>. Die Hauptunterschiedlichkeit der beiden Bauten liegt jedoch darin, daß in St. Gallen der zentrale Raumteil nahezu quadratisch ausgebildet wurde; in Konstanz ist er ein Rundbau. Bischof Konrad hat mit Sicherheit die St.-Mangen-Kirche gekannt, hatte er doch ein besonders enges, ja herzliches Verhältnis zur St. Galler Abtei, ihrem Abt und ihren Mönchen<sup>244</sup>. Schon zu Beginn seines Pontifikates hatte er zur Zeit des Abtes Thieto (933–942), also zur Zeit seiner ersten Jerusalemreisen, mit den St. Galler Mönchen Gebetsverbrüderung geschlossen<sup>245</sup>.

Ein weiteres Kirchenbauwerk seiner Diözese, das Bischof Konrad bekannt gewesen sein muß, ist in diesem Zusammenhang zu erwähnen: Bei archäologischen Untersuchungen am Zürcher Fraumünster fand Emil Vogt nördlich der Abteikirche die Fundamente einer Rundkirche mit einem äußeren Durchmesser von 12,80 m, einer Mauerstärke von 2,60 m und einem zentralen, ebenfalls runden Fundamentblock von 3,50 m Durchmesser. Diese Rundkirche wurde als die aus den Quellen bekannte St.-Jakobs-Kapelle identifiziert<sup>246</sup>. Direkte Anhaltspunkte zur Datierung und Zweckbestimmung dieser Rundkirche haben bisher noch nicht gewonnen werden können. Der Ausgräber gibt den Bau, ohne Diskussion der möglichen Entstehungszeit, im Münsterplan der dritten Bauperiode wieder, die Hans Rudolf Sennhauser um 1000 ansetzen möchte<sup>247</sup>. Die Rotunde selbst glaubt er in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts, eher jedoch im 10. Jahrhundert errichtet<sup>248</sup>. Die Überlegung Ewin Poeschels, daß die Rotunde, die ja um 1300 wegen Baufälligkeit einstürzte<sup>249</sup>, als Reliquienkapelle gebaut sein könnte, ehe man sich entschloß, für die Titelheiligen Felix und Regula eine Krypta zu errichten, hat viel für sich<sup>250</sup>. Demnach wäre die Rotunde noch im 9. Jahrhundert entstanden, jedoch nach Errichtung der 874 geweihten Abteikirche, an welche die Rotunde mit Fuge gesetzt ist<sup>251</sup>. Die überaus starken Außenmauern des Bauwerks beweisen geradezu, daß die Rotunde gewölbt gewesen sein muß. Ob sie allerdings zweigeschossig war, läßt sich nicht mehr erschließen, auch nicht, wie der zentrale Fundamentblock zu deuten ist, als Fundament einer Mittelsäule, seines

243 Siehe oben S. 62.

244 J. DURR, Bischof Konrad und St. Gallen, in: Der heilige Konrad, Bischof von Konstanz, Freiburg 1975 (= FDA 95, 1975), S. 56–66.

245 Ebenda, S. 59 ff.

246 E. VOGT, Zur Baugeschichte des Fraumünsters in Zürich, ZAK 19, 1959, S. 133–163, bes. S. 152–155, Abb. 3, 12; Taf. 42d, 43.

247 Vorromanische Kirchenbauten, 1966–71, wie Anm. 70, S. 393.

248 Ebenda.

249 E. VOGT, Fraumünster, 1959, wie Anm. 246, S. 153.

250 E. POESCHEL, Die Rotunde beim Züricher Fraumünster, in: Neue Züricher Zeitung, Nr. 1383 vom 24. April 1960, S. 5; Vgl. A. KNOEPLI, Kunstgeschichte, 1961, wie Anm. 69, S. 191 f., 258; A. REINLE, Kunstgeschichte, 1968, wie Anm. 74, S. 93.

251 E. VOGT, Fraumünster, 1959, wie Anm. 246, S. 152 f.

Hl. Grabes oder eines Reliquienziboriums. Erwin Poeschels Argumentation legt letzteres nahe; dem folgt auch Hans Rudolf Sennhauser<sup>252</sup>. Von der Interpretationsmöglichkeit einer Reliquienkapelle abgesehen, ist die Nutzung der St.-Jakob-Kapelle durch Quellen weder belegt noch durch den archäologischen Befund eindeutig. Es scheint aber so, als sei die Rundkirche nicht nur dem Fraumünster, neben dessen Nordportal sie errichtet wurde, sondern auch einem Friedhof nördlich die Abteikirche zugeordnet gewesen; denn die Fundamente von St. Jakob stören ein Grab, und im Hochmittelalter wurde das Gelände der inzwischen abgetragenen Kirche wiederum mit Gräbern belegt<sup>253</sup>.

Auffällig ist die Lage der Rundkapelle auf der Nordseite der Kirche; es ist demnach keine Chorscheitelrotunde, deren Bautyp auch im Alpenraum eine Bau-tradition hätte<sup>254</sup>. Denkbar ist, daß die seitliche Lage notwendig wurde, da im Osten bereits eine Krypta vorhanden war, an die man die Rotunde offenbar nicht anbinden wollte. Das widerspräche allerdings dem Denkmodell Erwin Poeschels<sup>255</sup>. Als Friedhofs- und Totengedächtnis sowie zugleich Reliquienkapelle ist diese Lage jedoch keineswegs außergewöhnlich. So wiederholte etwas später im beginnenden 10. Jahrhundert die Hocheltener Memorialrotunde diese Lage; außerhalb wurde die Stifterfamilie bestattet<sup>256</sup>. Und die 1124 geweihte Rotunde in Weingarten, gebaut als Aufbewahrungs- und Verehrungsort der dortigen Hl.-Blut-Reliquie, stand in Verbindung mit der Grablege des Welfenhauses<sup>257</sup>; eine Abhängigkeit der Weingartener Anlage von der Konstanzer und Züricher darf aufgrund des zeitlichen Abstandes unterstellt werden<sup>258</sup>. Auch sie lag auf der Nordseite der Abteikirche. Möglicherweise ist aber auffällige Nordlage der Rotunde ein Rückgriff auf die Mausoleen an Alt-St. Peter in Rom. Dort standen nämlich bis ins sechzehnte und achtzehnte Jahrhundert zwei Rotunden, die der hl. Petronilla geweiht, direkt im Süden anschließend an das westliche Querhaus und S. Maria della Febbre oder S. Andrea östlich davor. Der eine Bau um 400 als Mausoleum einer Dynastie an St. Peter angebaut, der andere bereits im frühen dritten Jahrhundert errichtet<sup>259</sup>. Beide Rotunden bargen im frühen Mittelalter bedeutende Reliquien, nämlich jene der Petronilla, der Tochter Petri, und des Apostels Andreas, des Bruders Petri. Damit war die „Familie“ des Hauptheiligen der in der Basilika selbst ruhte, um ihn versammelt. Neben der Gangkrypta in der Peterskirche stellten demnach die beiden Reliquienrotunden formal besonders hervorgehobene Räume zur Verehrung und Aufbewahrung dieser Reliquien dar. Es ist daher möglich, daß in Zürich für die erhobenen Märtyrer ein solches

252 Wie Anm. 247.

253 E. VOGT, Fraumünster, 1959, wie Anm. 246, S. 153.

254 Wie Anm. 88, 90, 93; vgl. A. KNOEFLI, Kunstgeschichte, 1961, wie Anm. 69, S. 191 f.; A. REINLE, Kunstgeschichte, 1968, wie Anm. 74, S. 92 ff.

255 Wie Anm. 250.

256 G. BINDING, Hochelten, 1970, wie Anm. 91, S. 78 ff.; vgl. Vorromanische Kirchenbauten, 1966–71, wie Anm. 70, S. 122 f.

257 A. KNOEFLI, Kunstgeschichte, 1961, wie Anm. 69, S. 192, 248 f.

258 Zur möglichen Abhängigkeit der Weingartner St.-Leonards-Rotunde von der Konstanzer St.-Mauritius-Rotunde siehe unten S. 106.

259 Unter Angabe der älteren Lit. nunmehr zusammenfassend: R. KRAUTHEIMER, Early Christian and Byzantine Architecture, Harmondsworth <sup>2</sup>1975, S. 55 f., 66 f.

Gebäude in der gleichen Art wie an Alt-St. Peter errichtet wurde. Auffällig ist auch, daß das spätere Patrozinium des hl. Jacobus d. Ä. ebenfalls ein Apostel-patrozinium ist.

Auch diesen Bau muß Bischof Konrad gekannt haben, stand er doch in einem der wichtigsten Orte seiner Diözese. Aufgrund Züricher Quellen des späten Mittelalters meinte man bisher, daß jeder Konstanzer Bischof im Frühmittelalter verpflichtet gewesen sei, zu Antritt seines Pontifikates Zürich zu besuchen; dies ist jedoch kürzlich mit Recht als spätmittelalterlicher Topos zurückgewiesen worden<sup>260</sup>. Trotzdem bleibt die mögliche Kenntnis Konrads von diesem außergewöhnlichen Bauwerk.

Folgt man also den Datierungsvorschlägen, so war ihm eben jene Züricher Rotunde bekannt. Bei seinem engen Verhältnis zu St. Gallen hat er den dortigen St.-Magnus-Zentralbau mit Sicherheit gesehen und den Bau der Reichenauer Hl.-Blut-Rotunde mitverfolgen können. So brach Bischof Konrad mit einem sehr komplexen Vorwissen über die Anastasis nach Jerusalem auf, bezogen sich doch diese Bauten, direkt oder indirekt, auf die Jerusalemr Grabeskirche. Gleichzeitig sind auch die ersten Osterspiele belegt, die recht dinglich versuchten, das historische Geschehen ins Bewußtsein zu rücken<sup>261</sup>. Ebenso war Konrad auch die Reichenauer Orientliteratur bekannt, die in Anlehnung an die orientalischen Reliquien auf der Insel und den Rotundenneubau eine Begeisterung für den historischen Ort der heiligen Stätten dokumentiert<sup>262</sup>. Sie kann Konrad nicht verborgen geblieben sein. Hat er sich gar von ihr anstecken lassen?

Die erste Erwähnung des Gründungsvorganges der Konstanzer St.-Mauritius-Rotunde im Martyrologium Hermann des Lahmen von Reichenau berichtete von den drei Jerusalemreisen Bischof Konrads und davon, daß er nach seiner zweiten Reise die St.-Mauritius-Rotunde errichten ließ und auch ein „cenobium“ einrichtete und daß er in der Kirche nach genauem Aufmaß ein Hl. Grab errichten und sehr reich ausschmücken ließ<sup>263</sup>. Entsprechendes erzählen auch die etwas späteren Quellen aus dem beginnenden 12. Jahrhundert anlässlich der Kanonisation des hl. Konrad<sup>264</sup>. Der Augsburger Mönch Oudalscalc aus St. Ulrich und

260 P. STOTZ, *Ardua spes mundi*. Studien zu lateinischen Gedichten aus St. Gallen, Bern 1972 (= Geist und Wert der Zeiten, Bd. 32), S. 243 ff. (freundl. Hinweis von Dr. H. Maurer, Konstanz).

261 W. TACK, Heiliges Grab und Osterspiel im Paderborner Dom, in: *Westf. Zeitschr.* 110, 1960, bes. S. 241 ff.

262 Als Spätfolge dieser Reichenauer Orient- und Hl.-Land-Begeisterung dürfte wohl die heimliche Abreise, ja Flucht des Reichenauer Mönches Werinher, des jüngeren Bruders Hermann des Lahmen, und eines weiteren Mitmönches Liuthar sowie einer zweiten Gruppe mit dem Reichenauer Mönch Heinrich und Abt Richard von Rheinau nach Jerusalem anzusehen sein, die Hermann der Lahme in seiner Chronik zum Jahr 1053 in bitterem Ton vermerkt (MGH SS V, S. 133).

263 Text siehe oben S. 68; vgl. Anm. 211–214.

264 Zum Folgenden grundsätzlich und ausführlich sowie mit den Einzelbelegen: W. BERSCHIN, *Oudalscalcs Vita S. Kōnradi im hagiographischen Hausbuch der Abtei St. Ulrich und Afra*, in: *Der heilige Konrad, Bischof von Konstanz*, Freiburg 1975 (= FDA 95, 1975), S. 82–106; Ders., *Historia S. Kōnradi*, ebenda, S. 107–128; R. NEUMÜLLERS-KLAUSER, *Zur Kanonisation Bischof Konrads von Konstanz*, ebenda, S. 67 bis 81; vgl. J. CLAUSS, *Konrad*, 1947, wie Anm. 159; H. MAURER, *Konstanz*, 1973, wie Anm. 4.



Afra schrieb auf Wunsch des Konstanzer Bischofs Ulrich I. (1111 bzw. 1118 bis 1127) eine Vita Konrads, die von Rom erbeten worden war, um Konrad von Konstanz kanonisieren zu können. Die vorgelegte Lebensbeschreibung und die Wunderberichte waren sorgsam und vor allem kritisch gegenüber der Geschichte zusammengetragen worden. Als Kaplan seines Bischofs trug Oudalscalc seinen eigenen Text auf dem I. Laterankonzil vor, vor dem daraufhin am 28. März 1123 die Kanonisation Konrads verkündet wurde. Am darauffolgenden 26. November, dem Sterbetag des neuen Heiligen, fand dann in Konstanz unter großer Beteiligung die Erhebung aus dem Grabe im Chor der Kathedrale und die Einbettung in einen Schrein statt, das erste Konradsfest also. Auch diese Vorgänge hat Oudalscalc beschrieben; es ist sein Augenzeugenbericht, hatte er doch an diesen Feierlichkeiten teilgenommen. Der Bericht des Augsburger Mönches und späteren Abtes von St. Ulrich und Afra (1124–1150) zerfällt in drei Teile. Buch I schildert das Leben Konrads, Buch II die Wunder nach seinem Tode<sup>265</sup>; Buch III berichtet über die *Translatio*<sup>266</sup>.

Bald nach dem Ereignis 1123 wurden die drei Bücher Oudalscalcs, *Vita*, *Miracula* und *Translatio*, Vorlage für eine Neufassung, die sich im Aufbau und Text eng an das Werk Oudalscalcs anlehnt. Walter Berschin vermutet, daß diese „*vita altera auctore anonymo*“<sup>267</sup> im Kreuzlinger Augustinerchorherrenstift St. Ulrich und Afra geschrieben wurde, dessen Propst Heinrich beim Aufleben des Konradskultes wie bei der Kanonisation eine besondere Rolle spielte. Er weist nach, daß die zweite Konradsvita noch vor dem Tode des Abtes Oudalscalc 1150 vollendet gewesen und nach dem Tode Bischofs Ulrich von Konstanz (1127) und jenes Propstes Heinrich (1147) begonnen worden sein muß<sup>268</sup>. Zwar lehnt sich die zweite Vita recht eng an die Vorlage an, sie vereinfacht aber die Rhetorik, läßt ihr unwichtige Detailbeobachtung Oudalscalcs fort, fügt zusätzliche Wunder ein und ergänzt historische Einzelheiten, die besonders den Propst Heinrich als Förderer des Konradskultes herausstreichen. Möglicherweise stammen diese Einzelheiten aus den Erzählungen des Augenzeugen Heinrich selbst. Dieses Zuschneiden der Konradsvita auf die Beteiligung Heinrichs an Kanonisation und Kultentfaltung scheint geradezu ein Denkmal des Stiftes Kreuzlingen für seinen ersten Propst zu sein.

Beide Werke (folgend verkürzend zitiert als *Vita I* und *II*) bieten uns aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts eine Fülle von Nachrichten zur St.-Mauritius-Rotunde Konrads und dem Grab des Bischofs sowie der ersten Entfaltung des Konradskultes. Die Ereignisse des 11. Jahrhunderts haben in diesen Viten ebenso ihren Niederschlag gefunden wie auch die zeitgenössischen Ereignisse der *Translatio* sowie der Verehrung des neuen Heiligen in einer Konradskapelle an sei-

265 Text: MGH SS IV, S. 431–436.

266 Erstmalige und handschriftengerechte Edition durch W. Berschin: W. BERSCHIN, *Vita s. Konradi*, 1975, wie Anm. 264, S. 81–106; Text: S. 98–106.

267 MGH SS IV, S. 436–445.

268 J. CLAUSS, *Konrad*, 1947, wie Anm. 159, S. 73 (zur Herkunft Heinrichs aus Stadtkonstanzer Bürgergeschlecht, was das Eintreten für den Konradskult mit erklären könnte, und Todesdatum um 1147); W. BERSCHIN, *Vita S. Konradi*, 1975, wie Anm. 264, S. 95, bes. Anm. 46; vgl. dazu Ders., *Historia S. Konradi*, ebenda, S. 108, bes. Anm. 5.



nem neuen Schrein. Es soll versucht werden, über diese Quellen ein Bild vom Gründungsvorgang der Rotunde und deren weiteren Hintergrund sowie der Geschichte des Stiftergrabes zu zeichnen.

Beide Konradsviten berichten übereinstimmend, wie auch schon Hermann der Lahme in seinem oben erwähnten Martyrologium<sup>269</sup>, daß Bischof Konrad dreimal nach Jerusalem gereist sei, um das Hl. Grab zum Gebet aufzusuchen. Nach seiner Rückkehr habe er in Konstanz einen Bau ähnlich der Anastasis aufgeführt und in ihm eine Nachbildung des Hl. Grabes aufstellen lassen. Die Kirche habe er dem hl. Mauritius geweiht und an ihr ein Stift mit zwölf Kanonikern, vielleicht in Anlehnung an die Zwölfzahl der Apostel<sup>270</sup>, gegründet. Die Kirche selbst und auch das darin nach dem Text offenkundig frei stehende und runde Hl. Grab habe Konrad reich und kostbar ausgeschmückt:

Vita I: „*Ex quibus in ea quae ad honorem beati Mauricii fundatur sepulchrum Domini in similitudine illius Ierusalimitani factum mirabili aurificis opere per gyrum decoravit; ubi etiam et XII clericos datis stipendiis ornavit.*“<sup>271</sup> Vita II: „*Quarum unam quidem in honore sancti Mauricii, in cuius medio figuram dominici mausolei auro et argento decoratam constituit; . . .*“<sup>272</sup>.

Eine entsprechende Aussage macht auch Vita I beim Bericht von Konrads Bestattung außerhalb der St.-Mauritius-Rotunde: „*Spiritu itaque ad coelestem patriam assumpto, sanctum corpus eius cum omni reverentia sepultum est ante ecclesiam sancti Mauricii martiris, quam ipse construxit et in qua sepulchrum Domini, sicut iam ante diximus, miro opere decoravit*“<sup>273</sup>. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß in den Texten nicht ausdrücklich vermerkt ist, die von Konrad erbaute Architektur habe diejenige in Jerusalem wiederholt oder kopiert. Diese Information wird nur im Kontext und nicht direkt ausgesprochen, sondern die Vitenverfasser betonen, daß in der Mitte dieser St.-Mauritius-Kirche ein Abbild des Hl. Grabes in Jerusalem stehe, das Konrad nach dem Vorbild anfertigen ließ. Aber allein die Tatsache, daß im Zentralbau ein gold- und silbergeschmücktes Hl. Grab errichtet wurde, machte auch die diese Kopie umgebende Architektur zur irgend gearteten Wiederholung der Anastasis-Architektur.

Erhalten hat sich vom monumentalen Bestand der Hl.-Grab-Anlage nichts. Sie wurde, wohl noch im alten baulichen Zustand der Rotunde um 1260 oder etwas später, durch die heute noch vorhandene Anlage ersetzt<sup>274</sup>. Inwieweit das gotische Hl. Grab auf das ottonische formal Bezug nimmt, kann nicht gesagt werden. Die Untersuchungen am Fundament des Hl. Grabes haben aber gezeigt (Falttafel 2), daß unter dem gotischen Fundamentblock ein älterer Mauerrest liegt, der sehr wahrscheinlich als Teil des ottonischen Hl. Grabes angesehen werden darf<sup>275</sup>. Das Fundament liegt zwar unter dem Niveau des ottonischen Fußbodens, so daß vom Befund her auch ein in den Boden eingelassenes Reliquiengrab möglich

269 Siehe oben S. 66 ff., Anm. 211–213.

270 Zum Stift siehe H. MAURER, Konstanz, 1973, wie Anm. 4, S. 50–57.

271 MGH SS IV, S. 432, cap. 6.

272 Ebenda, S. 439, cap. 18.

273 Ebenda, S. 434, cap. 11.

274 P. KURMANN, Grabfigur, 1975, wie Anm. 96.

275 Siehe oben S. 38 f.

wäre, wie sie erst kürzlich Günther Binding im Zusammenhang mit Quellen in Kirchen zusammengestellt hat<sup>276</sup>, aber die eindeutigen Aussagen der beiden Konradsviten fordern zwingend ein oberirdisches Monument. Aus diesem Grunde kann es sich bei dem gefundenen Mauerrest nur um ein Fundament des ottonischen Hl. Grabes handeln. Grundsätzlich ist aber auch nicht ausgeschlossen, daß der Mauerrest im Zusammenhang mit den gotischen Neubaumaßnahmen steht.

### *St. Mauritius als Anastasis-Kopie*

Von der Architektur, die Konrad um 940 hat aufführen lassen, ist, wie die Untersuchungen gezeigt haben, manches oberirdisch erhalten. Über weitere Befunde kann Grund- und Aufriß rekonstruiert werden (Abb. 20, 24, 26). Es ergibt sich, wie bereits erörtert, ein Zentralraum kreisförmigen Grundrisses, an den kreuzförmig Rechteckräume angeschoben sind, wobei die Ost-West-Achse formal durch größere Anräume und Zugangsöffnungen betont ist. Es ist zu fragen, wie sich diese Architektur zum in den Quellen angesprochenen Vorbild der Anastasis verhält und auch zu anderen Hl.-Grab-Kirchen.

Die Grabeskirche Jesu, die Anastasis, hat schon früh die Forschung beschäftigt<sup>277</sup>, da vor allem bereits aus dem vierten und auch aus den folgenden Jahrhunderten Berichte und Beschreibungen von Pilgern vorliegen, die uns ein Bild der Anastasis zur jeweiligen Besuchszeit oft generalisierend oder auf die hauptsächlichsten Formeigentümlichkeiten beschränkend<sup>278</sup>, zeichnen<sup>279</sup>. Diese Pilgerberichte wurden zur Rekonstruktion der frühen Bauzustände der Grabeskirche herangezogen<sup>280</sup>. Nun hat man in den letzten Jahren in der Grabeskirche ausgegraben und sie baugeschichtlich untersucht; die ersten Vorberichte des Ausgräbers

276 G. BINDING, Quellen, Brunnen und Reliquiengräber in Kirchen, in: Zeitschr. f. Archäologie d. Mittelalters 3, 1975, S. 37–56. Vgl. kreuzförmige, in den Boden eingelassene Reliquiengräber: G. P. FEHRING, Unterregenbach. Kirchen – Herrnsitz – Siedlungsbereiche, Stuttgart 1972. = Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg, Bd. 1, S. 44 ff., vgl. unten S. 123.

277 Zusammenfassend: A. HELMANN-SCHWARZWEBER, Heiliges Grab, 1970, wie Anm. 8, Sp. 182 ff. (mit Lit.). Wichtigste ältere Lit.: C. W. WILSON, Golgatha and the Holy Sepulchre, London 1906; A. HEISENBERG, Grabeskirche und Apostelkirche, Bd. I: Die Grabeskirche in Jerusalem, Leipzig 1908; H. L. VINCENT und F. M. ABEL, Jerusalem nouvelle, Bd. I/II, Paris 1912–14; W. HARVEY, The Church of the Holy Sepulchre, London 1935; R. KRAUTHEIMER, Introduction, 1942, wie Anm. 80; J. FORMIGE, Un plan du Saint-Sépulchre découvert à la basilique de Saint-Denis, in: Monuments et Mémoires, Fondation Eugène Piot 48, 1956, Heft 2, S. 107–130.

278 R. KRAUTHEIMER, Introduction, 1942, wie Anm. 80; siehe unten S. 84 ff.

279 Edition der hauptsächlichsten Pilgerbeschreibungen: Itinera Hierosolymitana (ed. P. GEYER), CSEL 38, Wien 1898.

280 Auch nach den jüngsten Ausgrabungen noch weitestgehend gültige Interpretation der Pilgerberichte bezüglich der Anastasis-Architektur: E. WISTRAND, Konstantins Kirche am Heiligen Grab in Jerusalem nach den ältesten literarischen Zeugnissen, Göteborg 1952 (= Acta Universitatis Gotoburgensis, Göteborgs Högskolas Arskrift 58, 1952, Heft 1), mit kritischer Besprechung älterer Lit.

Virgilio Corbo liegen ebenso vor<sup>281</sup> wie eine vorläufige Zusammenfassung der Untersuchungsergebnisse<sup>282</sup> und deren erste Einordnung in die frühchristliche Baukunst<sup>283</sup>. Der hier wiedergegebene Grundriß der Anastasis wie sie um 450 bestanden haben mag (Abb. 22)<sup>284</sup> sowie die Rekonstruktion des Hl. Grabes (Abb. 31)<sup>285</sup> beruhen auf diesem neuesten Forschungsstand.

Ab 325 ließ Kaiser Konstantin an der Stelle des Grabes Jesu ein Grabmonument und eine prachtvolle Basilika bauen; beides wurde zehn Jahre später, am 17. September 335, geweiht<sup>286</sup>. Zunächst stand das Grabmonument (Abb. 31), das man aus dem Felsen herausgearbeitet hatte, der das Felsengrab Christi barg, auf einem Atrium östlich der Golgathabasilika unter freiem Himmel<sup>287</sup>. Erst später errichtete man die geplante Rotunde um das von Osten her zugängliche Grabmonument (Abb. 21)<sup>288</sup>. Um 350 mag die Anastasis-Rotunde fertiggestellt gewesen sein. Ob sie von Anfang an kuppelgewölbt war, ist keineswegs sicher; es ist eher an eine Holzkonstruktion zu denken, die auch nicht gänzlich geschlossen war. 614 brannte das Bauwerk aus und wurde seiner Schätze beraubt; nach 628 stellte man es wieder her und begann, es neu auszustatten. Im restaurierten Zustand sah und beschrieb sie der gallische Bischof Arculf um 685. Zwischenzeitlich war Jerusalem 638 vom Kalifen Omar eingenommen worden. In der Form des 7. Jahrhunderts verblieb die Anastasis bis ins 11. Jahrhundert; nach Erdbebenschäden des 8. Jahrhunderts und dem Erdbeben von 810 wurde durch Patriarch Thomas I. (807–820) die Kuppel restauriert. Diesen immer wieder hergestellten Zustand aus der Mitte des 4. Jahrhunderts hat Bischof Konrad um 940 in Jerusalem sehen können. Noch zu seiner Zeit, nämlich 966 brannte die Anastasis erneut und die zerstörte Kuppel wurde von den Patriarchen Thomas II. (969–978) und Joseph II. (980–983) neu errichtet. Sultan Hakim ließ 1009 die Konstantinsbasilika und die Anastasis zerstören, bzw. schwer beschädigen. In dem ruinösen Zustand sahen sie viele Jerusalempilger; die Kopien der Anastasis und des Hl. Grabes, die in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts entstanden, beruhen teilweise auf der Anschauung der Ruine oder des sehr langsam wieder

281 V. CORBO, La basilica del S. Sepolcro a Gerusalemme, in: Liber Annuus, Studi Biblici Franciscani XIX, 1969, S. 15 ff., 65–144.

282 CH. COÜASNON, The Church of the Holy Sepulchre Jerusalem, London 1974 (= The Schweiz Lectures 1972).

283 R. KRAUTHEIMER, Early Christian and Byzantine Architecture, Harmondsworth <sup>1</sup>1975, S. 62 ff., 77 ff.; neue Lit. S. 488, Anm. 45; S. 489 f., Anm. 11.

284 Der Grundriß Abb. 22 wurde nach CH. COÜASNON, Holy Sepulchre, 1974, wie Anm. 282, Taf. VIII und XI sowie R. KRAUTHEIMER, Architecture, <sup>1</sup>1975, wie Anm. 283, Abb. 27 A u. B. (S. 64, 65) aus dem kleinen Maßstab in einem größeren umgezeichnet, so daß wegen der Vergrößerung des Maßstabes leichte Maßungenaugigkeiten entstanden sein könnten, die sich aber wegen der erneuten Verkleinerung der Abbildungen aufheben dürften.

285 Nach CH. COÜASNON, Holy Sepulchre, 1974, wie Anm. 282, Taf. VII, XVII sowie S. 12 ff.; ferner Anm. 277, 280.

286 Das Folgende nach E. WISTRAND, Literarische Zeugnisse, 1952, wie Anm. 280; CH. COÜASNON, Holy Sepulchre, 1974, wie Anm. 282; R. KRAUTHEIMER, Architecture, <sup>1</sup>1975, wie Anm. 283.

287 CH. COÜASNON, Holy Sepulchre, 1974, wie Anm. 282, Taf. VII.

288 Auch das gotische Hl. Grab in Konstanz ist von Osten her zugänglich!

hochwachsenden Baues. Neubaupläne wurden 1030 gefaßt; 1034 zerstörte nochmals ein Erdbeben die Anastasisruine und vor 1042 wurde mit dem Wiederaufbau nicht ernsthaft begonnen. Der Neubau war 1048 fertiggestellt<sup>289</sup>: Auf ihn beziehen sich die Kopien der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts. 1099 eroberten die Kreuzfahrer Jerusalem. Sie erweiterten den Bau nach Westen; er wurde 1149 geweiht<sup>290</sup>. In diesem Zustand des hochmittelalterlichen Umbaus ist uns die Anastasis im wesentlichen erhalten, allerdings schwer beschädigt durch den Brand von 1808.

Bischof Konrad sah um 940 demnach nichts wesentlich anderes als die frühen Jerusalempilger vor ihm. Vor allem kannte er den restaurierten Zustand des 7. Jahrhunderts, den auch schon Bischof Arculf eingehend beschrieben hatte. Arculf war ein gallischer Bischof, der um 685 Jerusalem besucht und sich dort etwa neun Monate aufgehalten hatte. Auf der Rückreise verschlug es ihn an die schottische Westküste, wo er im Kloster Jona auf der Hebrideninsel Icolmhill gastfreundliche Aufnahme fand. Dort berichtete er dem Abte Adamnanus (679 bis 704) von seiner Reise und zeichnete die Grundrisse einiger von ihm besuchten Kirchen auf Wachstafelchen. Adamnanus schrieb diesen Bericht auf und gab ihm die Umzeichnungen von Arculfs Wachstafelgrundrissen bei, auch jenen der Anastasis (Abb. 21)<sup>291</sup>. Die vollendete Schrift übergab er 688 König Alfred von Northumbrien<sup>292</sup>. Sie war weit verbreitet und bereits Bede benutzte sie zu seiner Beschreibung der heiligen Stätten<sup>293</sup>. Arculf und Adamnanus berichten über die Anastasis im zweiten Kapitel ihrer Beschreibung und über den Kalvarienberg im fünften Kapitel<sup>294</sup>:

## Cap. II

### Die Rundkirche über dem Grabe des Herrn, die Gestalt des Grabes und der Grabmalsgrotte

Die sehr große Kirche ist ganz aus Stein in wunderbar allseitiger Rundung errichtet, auf den Fundamenten sich in drei Wänden erhebend, zwischen Wand und Wand einen breiten Umgang und an drei künstlich hergestellten Orten der Mittelwand drei Altäre enthaltend. Diese sehr hohe Rundkirche mit den oben erwähnten Altären, einem auf

289 CH. COUASSON, *Holy Sepulchre*, 1974, wie Anm. 282, S. 19 f., Taf. IX, XXV.

290 Ebenda, S. 20 Taf. X; vgl. J. FORMIGÉ, *Saint Sepulchre*, 1956, wie Anm. 277.

291 Abb. 21 ist eine Umzeichnung 1:2 des Faksimiles Migne Pl. 88, S. 783/84 und CSEL 39, S. 233 nach dem Codex Paris, Bibl. Nat. Ms. lat. 13048, saec. IX, vgl. Anm. 354, jedoch ohne die Ein- und Beischriften.

292 ADAMNANUS, *De vocis sanctis libri tres*. Texte: Migne Pl 88, S. 721–816; maßgebend: *Itinera Hierosolymata* (ed. P. Geyer) CSEL 38, Wien 1898, S. 219 ff.; vgl. Anm. 354; Übersetzung: P. MICKLEY, *Arculf. Eines Pilgers Reise nach dem heiligen Lande* (um 670), aus dem Lateinischen übersetzt und erklärt, Teil I: Einleitung und Buch I (Jerusalem), Leipzig 1917 (= *Das Land der Bibel*, Bd. II/2). Zu Adamnanus und Arculf siehe: P. MICKLEY, *Arculf*, 1917, wie oben, S. 3–13; I. CECCHETTI, Art. „Adamnanus“ in: *Enciclopedia Cattolica*, Bd. I, Città del Vaticano, 1949, S. 269 (mit Lit.).

293 *Baedae liber de locis sanctis*, CSEL 39, wie Anm. 292, S. 299–324.

294 Text Übersetzung P. MICKLEY, ebenda, *Arculf*, 1917, wie Anm. 292, cap. II, S. 227 ff.; cap. V, S. 233.



der Südseite, dem andern auf der Nordseite, dem dritten auf der Westseite, tragen zwölf steinerne Säulen von wunderbarer Größe. Sie hat zwei vierfache Tore, d. h. vier Eingänge, die zwischen drei gleichgerichteten Wänden (Pfeilerstellungen) verlaufen, welche Gänge zwischen sich freilassen. Von denselben schauen vier Ausgänge nach Nordosten, wofür man auch „caecias“ sagt, vier nach Südosten.

Im Mittelraum dieses inneren Rundhauses befindet sich eine runde, aus ein und demselben (natürlichen) Felsen gehauene Grotte, in welcher dreimal drei Menschen zugleich stehend beten können. Vom Scheitel eines stehenden Menschen von nicht kleinem Wuchs mißt man bis zur Deckenwölbung des Häuschens einen und einen halben Fuß. Der Eingang zu der Grotte ist im Osten. Auf der Außenseite ist sie ganz von auserlesenem Marmor verkleidet. Die äußere oberste Kuppe ist verguldet und trägt ein ziemlich großes goldenes Kreuz. Im nördlichen Teil dieser Grotte befindet sich das Grab des Herrn vertieft aus demselben Felsen gehauen. Aber der Fußboden der Grotte ist niedriger als die Stätte des Grabes. Nämlich vom Fußboden bis zum Rande der Seitenfläche des Grabes beträgt der Höhenabstand, wie sich erkennen läßt, ungefähr drei Spannen. So hat mir Arculf, der das Grab des Herrn oft besuchte, auf Grund zuverlässiger Messung berichtet. Hier ist die Eigentümlichkeit oder der Unterschied zwischen den Worten „Grabmal“ und „Grab“ bemerkenswert. Nämlich die oben oft erwähnte runde Grotte nennen die Evangelisten mit einem anderen Wort Grabmal, an dessen Tür nach ihrem Bericht ein Stein herangewälzt worden ist. Grab aber im eigentlichen Sinne heißt die Stätte in der Grotte, d. i. in dem nördlichen Teil des Grabmals, an welcher der in Leinen gewickelte Leichnam des Herrn niedergelegt worden ist und geruht hat. Die Länge des Grabes beträgt nach Arculfs eigenhändiger Messung sieben Fuß. Das Grab ist nicht wie manche fälschlich meinen, doppelt vermöge etwa einer vom Felsen selbst beim Meißeln ausgesparten Scheidewand, die zwischen den beiden Unter- und den beiden Oberschenkeln scheiden und trennen würde, sondern ist ganz und gar einfach vom Scheitel bis zu den Fußsohlen und bietet nach Art einer Höhle (oder Nische) Lagerstatt nur für einen auf dem Rücken liegenden Menschen. Den Eingang hat das Grab auf der (Lang-)Seite nach dem gegenüberliegenden Südteil des Grabmals hin. Die Decke ist künstlich hergestellt, niedrig und (flach) gewölbt. In dem Grab fallen ferner 12 Lampen in die Augen, entsprechend der Zahl der zwölf heiligen Apostel. Sie brennen immer tags und nachts. Vier davon sind unten auf die Grablagerstatt gestellt. Die anderen zweimal vier sind höher über ihrem Rande angebracht. Mit Öl gespeist, leuchten sie zur Rechten (des in die Grabkammer Eintretenden, im Norden also).

Aber auch dies ist wohl bemerkenswert, daß das Mausoleum des Heilandes, eben die oft erwähnte Grotte, mit Recht als eine Höhle oder Nische bezeichnet werden kann, auf welche sich die dem darin bestatteten Herrn Jesus Christus geltende Weissagung des Propheten bezieht: „Er wird wohnen in einer hohen Höhle aus dem harten Felsenstein“ (Jes. 33, 16). Und gleich darauf folgt zum Entzücken der Apostel eine Andeutung über die Auferstehung des Herrn: „Ihr werdet den König in Herrlichkeit sehen“ (Jes. 33, 17).

Den Grundriß der oben genannten Rundkirche mit der runden kleinen Grotte mitten darin, in deren nördlichem Teile sich das Grab des Herrn befindet, macht die beigegefügte Zeichnung deutlich (hier Abb. 22), zugleich die Pläne der drei anderen Kirchen, über welche weiter unten genauere Mitteilung folgen wird.

Diese Pläne von den vier Kirchen haben wir nach dem Muster, welches mir, wie gesagt, St. Arculf auf eine Wachstafel gezeichnet hat, abgezeichnet, nicht daß es möglich wäre gemischt: rot und weiß, wovon der Fels zweifarbig erscheint. Doch mag dies darüber genügen.<sup>295</sup>

295 Die von P. MICKLEY, ebenda, angegebenen aus dem Text Adamnanus und Arculfs errechneten Maße sind: Breite der Kammer etwa 1 m; Höhe der Kammer etwa 2,20 m; die nördliche Grabnische selbst ist ca. 0,66 m über dem Bodenniveau erhoben. Das in den Fels eingeschlagene Grab, der Felsensarkophag, hat eine lichte Länge von ca. 2,07 m. Die Maße beziehen sich offenkundig auf das kapitolinische



## Cap. V

## Die Kirche, welche an der Stätte von Calvaria erbaut ist

Eine andere sehr große Kirche ist im Osten an der Stätte erbaut worden, welche hebräisch Golgatha heißt. Hoch oben in der Kirche hängt an Seilen ein großer eherner Radleuchter mit Lampen. Darunter ist ein großes silbernes Kreuz aufgestellt, an derselben Stelle fest in den Boden eingelassen, wo ehemals das Kreuz von Holz gestanden hat, an dem der Heiland des Menschengeschlechtes gelitten hat.

In derselben Kirche befindet sich, aus dem Felsen gehauen, eine Nische unter der Stätte des Kreuzes des Herrn, wo auf einem Altar das Meßopfer dargebracht wird für die Seelen gewisser Personen von Stand, deren Leiber inzwischen auf dem Platz vor die Tür der Golgatha-Kirche hingelegt werden, bis die hochheiligen Mysterien für die Abgeschiedenen beendet sind.

Arculfs ausführliche Beschreibung kann nun mit dem Befund verglichen werden, und damit ist auch feststellbar, was Bischof Konrad in Jerusalem um 940 hat sehen können. Die Anastasisrotunde (Abb. 22)<sup>296</sup> war ein Zentralbau über kreisförmigem Grundriß mit einem lichten Durchmesser von 33,70 m. In ihm war eine Säulen-Pfeiler-Stellung, ebenfalls über kreisförmigem Grundriß, errichtet, so daß sich ein ca. 4,60 m breiter Umgang und ein Mittelraum mit einem Durchmesser von etwa 21,90 m ergab. In der Hauptachse der Stützenreihe stand je ein Pfeilerpaar; das östliche Pfeilerpaar wurde in die Ostwand integriert. Die Pfeilerpaare hatten einen lichten Abstand von ca. 2 m. Die Säulen zwischen ihnen, jeweils drei, insgesamt also zwölf, zeigten einen ebensolchen lichten Abstand. Im Norden, Westen und Süden ist an den Umgang jeweils eine Apsis mit lichtem Durchmesser von etwa 6,40 m angefügt; die beiden Apsiden im Norden und Süden sind rechtwinklig hintermauert und aus der Nord-Süd-Achse des Bauwerkes nach Westen verschoben, wohl bedingt durch die frühe Baugeschichte der Anastasis<sup>297</sup>. Im Osten weitet sich der Umgang zu rechteckigen, an die Ostwand anschließende Anräume, die vom Atrium zu betreten waren. Der Ostfassade gab ein Porticus über acht Säulen einen starken Akzent. Das ganze Bauwerk war im Verhältnis zur Achse der konstantinischen Golgathabasilika nach Norden verschoben, so daß sich ein schiefwinklig-trapezförmiges Atrium ergab, durch das die Anastasis von der gewesteten Golgathabasilika getrennt war<sup>298</sup>.

Im Inneren der Rotunde stand das Grabmonument Jesu (Abb. 31). Es war viereckig und sein Mittelpunkt gegenüber dem der Rotunde um etwa 2,40 m auf der

Fußmaß (F. V. ARENS, *Werkmaß*, 1938, wie Anm. 110) und dürften, zieht man mittelalterliche Kopien und den Zustand des Grabes seit dem 12. Jahrhundert heran, nicht zutreffen: E. DYGGRE, *Sepulcrum Domini, Form und Einrichtung*, in: *Festschr. F. Gerke, Baden-Baden 1962*, S. 11–19, bes. S. 14, vgl. Abb. 22 u. 31.

296 Vgl. Beschreibung bei CH. COÜASNON, *Holy Sepulcre*, 1974, wie Anm. 282, S. 21 bis 36, mit Einzel- und Gesamtmaßen; R. KRAUTHEIMER, *Architecture*, <sup>2</sup>1975, wie Anm. 283.

297 CH. COÜASNON, *Holy Sepulcre*, 1974, wie Anm. 282, Taf. VII.

298 Ebenda, S. 38 ff., Taf. VII, XI, XV; R. KRAUTHEIMER, *Architecture*, <sup>2</sup>1975, wie Anm. 283, S. 65, Abb. 27 C. Die Westlösung der Anastasis ist noch nicht in wünschenswerter Weise geklärt. Die Befunde verkomplizieren die voneinander abweichenden Rekonstruktionen. Zum Befund: V. CORBO, *La basilica del S. Sepolcro a Gerusalemme*, in: *Liber Annuus, Studi Biblici Franciscani 19*, 1969, S. 65–144.

Achse nach Westen verschoben. Um den runden Grabesfels mit einem äußeren Durchmesser von 4,90 m standen neun Säulen, die ein kreuzgekröntes Kegeldach trugen. Die Grabgrotte öffnete sich nach Osten; eine Ädikula stand über deren Eingang. Die schiefwinklige Grabesgrotte entspricht mit Kammer und Felsenarkophag oder -grab also genau der Beschreibung Arculfs.

Zwar berichten die Quellen, Bischof Konrad habe sein Konstanzer Hl. Grab in der St.-Mauritius-Stiftskirche nach dem Vorbild der Jerusalemer Anlage errichtet, aber wir können uns aufgrund fehlender Befunde kein konkretes Bild seiner Schöpfung machen. Das Heilige Grab Konrads war nicht die erste Kopie dieser Art. So stand bis 1715 in Fulda, St. Michael, einer anderen Anastasiskopie<sup>299</sup>, im Obergeschoß eine Kopie des Hl. Grabes, ein „tumulus Christi“, der um 820–822 zusammen mit dem Bauwerk selbst errichtet worden sein muß<sup>300</sup>. Auch hier fehlen Befunde, um sich eine Vorstellung von der Anlage machen zu können. Und über die etwas später als das Konstanzer Hl. Grab entstandenen Stuckreliefs (um 1000) des Hl. Grabes zu Gernerode (um 1100), die möglicherweise zum Teil zu einer älteren Anlage als der vorhandenen gehören könnten, läßt ebenfalls keine Aussage betreffs des dazugehörigen Monuments zu<sup>301</sup>. Hingegen entspricht die Ädikula im Musée Lamourguier (5. Jahrh.) als Hl.-Grab-Kopie den Vorstellungen, die man sich aufgrund der Quellen auch für Konstanz machen muß<sup>302</sup>. Sie wiederholt im kleinen ihr Jerusalemer Vorbild. Zwar sind auch schon recht früh Grufträume als Hl. Grab bekannt<sup>303</sup>, kommen aber als Vergleich zu Bischofs Konrads oberirdischem und freistehenden Werk nicht in Betracht. Hingegen dürfte der Zentralbau in der karolingischen Abteikirche zu Hersfeld (Bau III, 831–850)<sup>304</sup>, als solches anzusehen sein, obwohl er nicht als Hl. Grab in den Quellen genannt ist. Es war ein Zentralbau über nahezu quadratischem Grundriß, mit kreisrundem wohl auch kuppelgewölbtem Innenraum von 4,75 m Durchmesser und Zugang von Osten. Der Bau dürfte 769–775 entstanden sein. Ob die Apsis und Ostteile des Baues I aus der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts zu dieser Zeit, sozusagen als Vorbau, zu diesem Zeitpunkt noch bestanden hat, kann nicht mit Sicherheit entschieden werden, ist aber wahrscheinlich. Im Westen des Mittelschiffes von Bau III blieb er in der

299 Siehe unten S. 85 u. 98, Anm. 360.

300 G. DALMANN, Grab Christi, 1922, wie Anm. 78, S. 26 ff.

301 E. WACKENRODER, Das Hl. Grab in der Stiftskirche zu Gernerode, Phil. Diss. Halle 1907; G. DALMANN, Grab Christi, 1922, wie Anm. 78, S. 65 ff.; H. BEENKEN, Romanische Skulptur in Deutschland, Leipzig 1924, S. 60 ff.; E. PANOFKY, Die deutsche Plastik des 11. bis 13. Jahrhunderts, München 1924, S. 87 ff.; Vorromanische Kirchenbauten, 1966–71, wie Anm. 70, S. 98 ff.

302 J. FORMIGÉ, Saint Sepulcre, 1956, wie Anm. 277, S. 125, Fig. 40 a–b; dort erkennbar Inv.-Nr. 839.

303 Allgemein: A. HEIMANN-SCHWARZWEBER, Heiliges Grab, 1070, wie Anm. 82, Sp. 184; ein frühes Beispiel in relativer Nähe zu Konstanz im Bistum Chur ist um 800 St. Martin in Disentis: Vorromanische Kirchenbauten 1966–71, wie Anm. 70, S. 61; G. BINDING, Quellen, Brunnen und Reliquiengräber, 1975, wie Anm. 276, passim.

304 Vorromanische Kirchenbauten, 1966–71, wie Anm. 70, S. 113 ff.; G. BINDING, Stift Eltern, 1970, wie Anm. 9, S. 75, Anm. 342; Ders., Die karolingisch-salische Klosterkirche Hersfeld, in: Aachener Kunstblätter 41, 1971, S. 189–201; Ders., Quellen, Brunnen und Reliquiengräber, 1975, wie Anm. 276, S. 43, 48, 54.

ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts möglicherweise als Reliquienkapelle des Hl. Wigbert bestehen und wurde bewußt als freistehender Einbau in die Architektur mit einbezogen. Westlich davor und an die Westmauer des Zentralbaues anstoßend, liegen zwei hervorgehobene Gräber, wohl die der Erzbischöfe Lul und Witta von Büraburg sowie das hochkarolingische Reliquiengrab<sup>305</sup>. Die Tatsache der Übernahme des älteren Zentralraumes, möglicherweise mit einem Johannespatrozinium der Rotunde selbst oder des apsidialen Ostvorraumes, in den jüngeren Bau III, die hervorgehobenen Gräber und das Reliquiengrab sowie die Bauform, aber auch die Weihe durch Erzbischof Hrabanus Maurus 850 sprechen für eine Hl.-Grab-Anlage. Unter seinem Einfluß entstand in Fulda 820–822 die Anastasiskopie St. Michael mit ihrem Hl. Grab<sup>306</sup>; zu seiner Zeit bestand in Fulda, übrigens im Bau I bezeichnenderweise wiederum am Westende der Kirche, das Grab Bonifatius', das, dann in der Mitte des Kirchenneubaues gelegen, mit dem Kreuzaltar und einem Hl.-Grab-Bau verbunden war<sup>307</sup>. Hier scheint sich eine Gruppe von Hl.-Grab-Bauten um die Fuldaer Abtei zu formieren, die auch auf der Reichenau bekannt gewesen sein muß<sup>308</sup>. Die genannten Einbauten zeigen nicht nur, daß dergleichen bereits vor Bischof Konrad üblich waren, er solche Einbauten sehen oder von ihnen Kenntnis bekommen konnte, sondern auch, mit welcher formalen Ausprägung wir bei Konrads Hl.-Grab-Bau zu rechnen haben.

Vielleicht mögen Kopien des Hl. Grabes vor dem Umbau der Kreuzfahrer nach Bischof Konrad im 11. Jahrhundert die Vorstellungen konkretisieren. Vor allem dürfte das Hl. Grab im Dom zu Aquileia, das sowohl die Charakteristica der Anastasisarchitektur als auch der Grabgrotte und des Grabes selbst verkürzend zusammenzieht (Abb. 32) und zwischen 1021 und 1077, wohl in der Jahrhundertmitte, entstanden sein muß, für die formale Ausgestaltung der Konstanzer Anlage einige Hinweise ergeben. Das Bauwerk wird erstmalig 1077 genannt, als „*ante sepulcrum*“ Patriarch Sigewardos bestattet wurde. Entsprechend der Anordnung und der Maße des Jerusalemer Grabmonumentes steht schiefwinklig zur Achse des Hl. Grabbaues, festgelegt durch Eingang und Altar, das Arconsolgrab. Bei den Hl.-Grab-Bauten oder -Grüften, die im 11. Jahrhundert und in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts entstanden, war in vielen Fällen ein solcher „Sarkophag Christi“, oftmals mit zwei Vertiefungen und auch einem Durchbruch in der Abdeckplatte<sup>310</sup>, vorhanden. Als Beispiele seien die Busdorffkapelle in Paderborn

305 Ebenda, S. 48.

306 Vorromanische Kirchenbauten, 1966–71, wie Anm. 70, S. 87 ff.; siehe oben und unten S. 85 u. 98 mit Anm. 360.

307 H. BEUMANN, Die Lage des Bonifatiusgrabes und seine Bedeutung für die Entwicklung der Fuldaer Klosterkirchen, in: Marburger Jb. 14, 1949, S. 17–40; Vorromanische Kirchenbauten, 1966–71, wie Anm. 70, S. 84 ff.

308 Siehe unten S. 97 f.

309 E. DYGGVE, Aquileia e la Pasqua, in: Studi Aquileiesi (Festschr. Giov. Brusin), Aquileia 1953, S. 385–397; Ders., Sepulcrum Domini, 1962, wie Anm. 295; P. L. ZOVATTO, Il Santo Sepolcro di Aquileia e il dramma liturgico medievale, Udine 1956; Ders., Il Santo Sepolcro di Aquileia e la struttura del Santo Sepolcro di Gerusalemme, in: Palladio, N. S. VI, 1956, S. 31–40 (freundlicher Hinweis von Herrn Prof. Dr. W. N. Schumacher, Freiburg).

310 Seit 1106/7 in Jerusalem belegt: B. SMITH, The Dome, Princeton 1950, S. 21 (zit. nach A. HEIMANN-SCHWARZWEBER, Heiliges Grab, 1970, wie Anm. 82, Sp. 183).

(erste Weihe 1036)<sup>311</sup> und, ihr zeitlich wie formal folgend, die um 1100 entstandene Kapelle auf der Krukenburg bei Helmarshausen genannt<sup>312</sup> sowie das um 1115 in den Fels geschlagene Arconsolgrab der Externsteine<sup>313</sup>, oder auch das Hl. Grab von Eichstett (Mitte 12. Jahrhundert)<sup>314</sup>.

Ebenso ist das schon angeführte Hl. Grab in Gernerode in diesem Zusammenhang zu nennen<sup>315</sup>. Die Anlagen haben alle entsprechende Maße des Grabes, die sich in der Tat auf die Jerusalemer Grabmemorie Christi beziehen<sup>316</sup>. Es muß daher damit gerechnet werden, daß auch Bischof Konrad das Hl. Grab in der Konstanzer St.-Mauritius-Rotunde, wie die Quellen belegen und durch die Vergleichsbeispiele illustriert wird, in der Mitte des Raumes frei errichten ließ. Es war rund oder vieleckig und barg wohl auch einen „Sarkophag Christi“, der den jerusalemischen Abmessungen entsprach.

Etwa zur gleichen Zeit, als Konrad die St.-Mauritius-Rotunde und darinnen das Hl. Grab errichten ließ, kam er mit einem entsprechenden Bauwerk in Berührung, das in seiner Diözese lag und das er selbst weihte: die Memorie des Hl. Meinrad in Einsiedeln. Es handelt sich dabei um einen kleineren Saalbau, der wohl noch im 9. Jahrhundert an der Stelle der Meinradzelle und des Martyriums des Einsiedlers errichtet wurde. Beim Kirchenneubau der 934 gegründeten Reformabtei wurde diese „Memorie“ nicht abgebrochen, sondern man baute um diese Kapelle herum und beließ sie freistehend in der neuen Kirche. Das im Westen des Schiffes stehende Meinradsmonument war dem Salvator und dem Hl. Kreuz geweiht und mit dem als „Kalvarienberg“ östlich davorstehenden(!) Kreuzaltar der Abteikirche verbunden. Den Neubau der Abteikirche mit dem in die Konzeption einbezogenen Meinradsmonument weihte Bischof Konrad von Konstanz 948; die Bauzeit ist demnach zeitlich parallel zur Konstanzer Anlage anzunehmen<sup>317</sup>. Vom Bauvorgang her drängt sich der Vergleich mit Bau III der

311 G. DALMANN, Grab Christi, 1922, wie Anm. 78, S. 35 ff.; A. FUCHS, Die ursprüngliche Busdorfkirche in Paderborn auf Grund der Grabung, in: Westfalen, 1935, S. 359–376; R. WESENBERG, Wino von Helmarshausen, 1949, wie Anm. 85; weitere Lit.: W. ERDMANN u. A. ZETTLER, Reichenau-Mittelzell, 1975, wie Anm. 93, S. 514, wie Anm. 277; siehe Abb. 27 (Isometric) und Abb. 33 (Grundriß), vgl. unten S. 88 ff.

312 R. WESENBERG, Ausgrabungen auf der Krukenburg bei Helmarshausen, Hessische Heimat 1937, Heft 1; Ders., Wino von Helmarshausen, 1949, wie Anm. 85; siehe Abb. 34 (Grundriß).

313 G. DALMANN, Grab Christi, 1922, wie Anm. 78, S. 37 ff.; A. FUCHS, Der Streit um die Externsteine, Paderborn, 1934; O. GAUL, Neue Forschungen zum Problem der Externsteine, in: Westfalen 32, 1954, S. 141–164; E. KITTEL, Die Externsteine als Tummelplatz der Schwarmgeister und im Urteil der Wissenschaft, Detmold 1965 (mit ausführlicher Bibliographie); G. BINDING, Besprechung von E. Kittel, Die Externsteine, 1965, in: Bonner Jahrbücher 168, S. 556 ff.

314 G. DALMANN, Grab Christi, 1922, wie Anm. 78, S. 56 ff.

315 Wie Anm. 301.

316 Siehe oben S. 79 f., Anm. 295; weitere Grabmonumente zum Teil mit Sarkophag siehe R. KRAUTHEIMER, Introduction, 1942, wie Anm. 80, S. 15 ff.

317 R. BAUERREISS, Zur Entstehung der Einsiedler-Wallfahrt, in: Studien und Mittg. z. Gesch. d. Benediktiner-Ordens 52, 1934, S. 120 f.; L. BIRCHLER, Die ältesten Bauten von Einsiedeln, in: Karolingische und ottonische Kunst, Wiesbaden 1957 (= Forsch. z. Kunstgesch. und christl. Archäologie, Bd. III), S. 174–178; A. KNOEFLI, Kunstgeschichte, 1961, wie Anm. 69, S. 192; A. A. SCHMID, Zur Kenntnis des gotischen Münsters von Einsiedeln, in: Corolla Heremitana (= Festschr. L. Birchler) Olten–



Hersfelder Abteikirche sowie der Hl.-Grab- und Kreuzaltaranlage in Fulda auf<sup>318</sup>, so daß der Meinradsmemorie, die sicherlich nicht ohne Wissen und Billigung des Konsekrators Konrad in den Neubau mit einbezogen wurde, sehr wohl in einer Bedeutungsschicht auch als Hl.-Grab-Anlage gedeutet werden darf. Sie verknüpft das Martyrium Meinrads mit jenem Christi.

*Die Anastasis-Kopie als Architekturtopos und dessen frühmittelalterliche Rezeption in Architektur, Zeichnung und Literatur*

Im Band V des „Journal of the Warburg and Courtauld Institutes“ veröffentlichte Richard Krautheimer 1942 einen Aufsatz mit dem Titel: Introduction to an „Iconography of Medieval Architecture“<sup>319</sup>. Es ist ein methodisch bedeutender Aufsatz, der wissenschaftsgeschichtlich nicht ohne Folgen blieb<sup>320</sup>. Am Beispiel des Verhältnisses der Anastasis in Jerusalem zur Vielzahl ihrer architektonischen Kopien im frühen und hohen Mittelalter sowie auch des Aachener Münsters zu seinen Kopien versuchte Krautheimer Begriff und Inhalt der mittelalterlichen Architekturkopie zu definieren. Sein Hauptergebnis, eben am Beispiel der Anastasienkopien gewonnen, ist die Erkenntnis, daß bei der mittelalterlichen Wiederholung einer Bauform nicht eine im heutigen Sinne genaue Kopie der formalen Struktur beabsichtigt war. Vielleicht kam es darauf an, den Sinngehalt des Vorbildes durch einige signifikante Zeichen an den neuen Ort zu binden. Das geschah eben in der Wiederholung einiger Charakteristica des Vorbildes, in formalen Verkürzungen und komprimierenden Kombinationen oder auch nur in formalen Anspielungen. Gleiches galt für die Bedeutungsstruktur von Vorbild und Kopie. Zwischen beiden stand stets das „tertium comparationis“ mittelalterlichen Denkens.

Vor diesem Hintergrund muß Bischof Konrads St.-Mauritius-Kirche als Architektur mit der Anastasis in Jerusalem und den anderen architektonischen Anastasiskopien verglichen werden, sprechen doch die Konstanzer Quellen, wenn auch nur indirekt davon, der Erbauer habe mit St. Mauritius die Grabeskirche nachahmen wollen. Nach dem Ergebnis Krautheimers hätte es beispielsweise genügt, wenn eine beliebige Architektur mit einem Hl.-Grab-Monument versehen wor-

---

Freiburg 1964, S. 155–188, bes. 180; Vorromanische Kirchenbauten, 1966–71, wie Anm. 70, S. 68, mit älterer Lit.; A. REINLE, Kunstgeschichte, wie Anm. 74, S. 349 f.; K. BUGMANN, Die Einsiedler Engelweihbülle und die Reichenau – Renaissance im 12. Jahrhundert, in: Der heilige Konrad, Bischof von Konstanz, Freiburg 1975, (= FDA 95, 1975), S. 35–148.

318 Siehe oben S. 81.

319 Wie Anm. 80.

320 Für den frühmittelalterlichen Kirchenbau war es vor allem Günter Bandmann, der über das Verhältnis von Vorbild und Kopie hinaus nach der Begründung des Wandels formaler Erscheinungen und deren Bedeutungsstruktur fragte: G. BANDMANN, Bedeutungsträger, 1951, wie Anm. 242; Ders., Ikonologie der Architektur, in: Jahrb. f. Ästhetik u. allg. Kunstwissen. I, 1951, S. 67–109; Ders., Früh- und hochmittelalterliche Altaranordnung als Darstellung, in: Das erste Jahrtausend, Bd. I, Düsseldorf 1962, S. 371–411; Ders., Die vorgotische Kirche als Himmelsstadt, in: Frühmittelalterl. Studien VI, 1972, S. 67–93.



den wäre, wie es etwa in der Mitte des 11. Jahrhunderts beispielsweise in Aquileia mit der stark verkürzenden und formal zusammenziehenden Wiederholung des Hl. Grabes geschehen ist (Abb. 32)<sup>321</sup>. Es kann nicht darum gehen, wiederum alle architektonischen Anastasienkopien mit der Konstanzer Lösung zu vergleichen; das ist bereits anderwärts geschehen, wo die große Zahl der Beispiele zusammengetragen, formal verglichen und in ihren Bedeutungszusammenhang gestellt wurden.<sup>322</sup> Vielmehr soll versucht werden, anhand nur weniger, aber charakteristischer Bauten und des Vorbildes selbst, die optische und gedankliche Umsetzung der Anastasis durch den bischöflichen Bauherrn und Jerusalem-Reisenden Konrad andeutungsweise nachzuvollziehen.

Die frühen architektonischen Kopien der Anastasis schließen direkt an diese an. Das früheste Beispiel, S. Stefano zu Bologna, zwischen 431 und 450 errichtet und 1160 erneuert, folgt mit den Abmessungen nahezu exakt dem Vorbild<sup>323</sup>. Es fehlen jedoch die drei Apsiden des Umganges, die etwa bei späteren Anastasienkopien als Kreuzform oft so signifikant in Erscheinung treten. Wie bei den meisten anderen Bauten, entsprach die Anzahl der Stützen nicht dem Vorbild; die Außenflucht war ein unregelmäßiges Zwölfeck. Dieses Bauwerk steht in einem Gesamtkomplex von Kirchen und Kapellen sowie Atrien, die in ihrer Gesamtheit die Jerusalemer Heilstätten wiederholen, den Kalvarienberg mit Hl. Kreuz, die Golgatha-Basilika usw. Zwar sind die Bauten im Zustand des 11. und 12. Jahrhunderts, auf uns gekommen, aber sie stehen zum Teil auf älteren Fundamenten. Und diese Gesamtanlage ist in der Tat als Jerusalem begriffen und bereits 887, 973 und 1017 so bezeichnet worden<sup>324</sup>, was in Auffassung wie Benennung keineswegs einen ausgezeichneten Einzelfall darstellt<sup>325</sup>.

Fulda, St. Michael (820–822)<sup>326</sup> ist ein kreisförmiger Zentralbau mit rechtwinklig ummantelter Apsis im Osten. Der Bau war zweigeschossig; im Obergeschoß stand die Hl.-Grab-Nachbildung in der Raummitte, im Untergeschoß war ein Umgang durch Mauern vom Mittelraum geschieden, der durch vier Zugänge in der Hauptachse zu betreten war und eine Mittelstütze aufwies. Im östlichen Teil des Umganges wurde auf der Achse des Gebäudes der Stifter, Abt Egil, bestattet. Für das 9. Jahrhundert muß man, ähnlich dem heutigen seit 1092 bestehenden Zustand, einen von acht Säulen getragenen Mittelbau rekonstruieren. Im ganzen war es ein recht kompliziertes Gebäude, sowohl von den Bauformen her als auch was deren Deutung angeht<sup>327</sup>.

Hingegen betont Arculf's Beschreibung der Anastasis eingangs als das hervor-

321 Siehe oben S. 82.

322 Siehe Anm. 70, 78, 80–82, 85–93, 95, 242, 246, 250, 277, 301, 304, 307, 309, 311, 313, 324, 332, 337, 340, 343 f.; vgl. D. NERI, *Il S. Sepolcro riprodotto in occidente*, Jerusalem 1971.

323 R. KRAUTHEIMER, *Introduction*, 1942, wie Anm. 80, S. 16 ff.; P. VERZONE, *Werden des Abendland*, Baden-Baden 1967, S. 201 ff.; D. NERI, *S. Sepolcro*, 1971, wie Anm. 322, S. 51–159.

324 A. KINGSLEY-PORTER, *Lombard Architecture*, New Haven 1915, Bd. II, S. 139 f.

325 K. SCHMID, *Aachen und Jerusalem*, in: *Das Einhardkreuz*, hrsg. v. K. Hauck (= *Abh. d. Akad. d. Wiss. in Göttingen, Phil.-Hist. Kl.*, 3. Folge, Nr. 87) 1974, S. 122–142.

326 *Vorromanische Kirchenbauten* 1966–71, wie Anm. 70, S. 87 ff.

327 R. KRAUTHEIMER, *Introduction*, 1942, wie Anm. 80, S. 11 f.

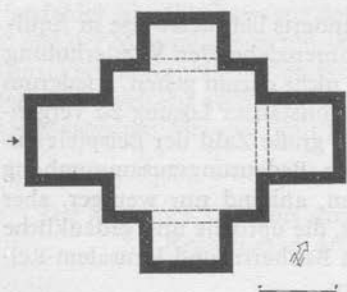


Abb. 28 St. Gallen, St. Mangan, ca. 980–920, Grundrißrekonstruktion nach E. Fiechter-Zollikofer 1947, M. 1:500.

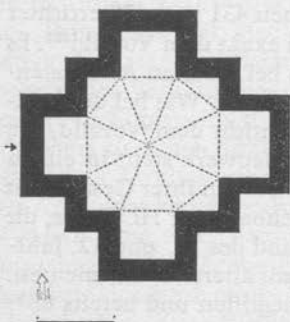


Abb. 29 Wieselburg a. d. Erlauf, St. Ulrich, Weihe 993/4, Grundrißrekonstruktion nach H. Ladenbauer-Orel 1973, M. 1:500.

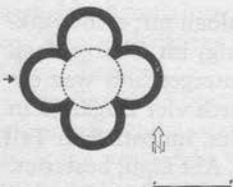


Abb. 30 Avolsheim, St. Ulrich, nach 996, Grundrißrekonstruktion nach R. Kautzsch 1944, M. 1:500.

stechenste Merkmal des Bauwerkes seinen kreisförmigen Grundriß; sodann kommt er auf die drei Altarstellen zu sprechen. Daß die Apsiden zum Teil ummantelt waren, ist für Arculf nicht berichtenswert. Erst als dritte besondere Eigenschaft notiert er, der Tambour des Zentralraumes sei von zwölf Säulen getragen. Die acht Pfeiler zu je vier Paaren beschreibt er als vier Tore. Sodann kommt Arculf recht ausführlich auf das Grabmonument inmitten der Anastasis und die Ausstattung zu sprechen. Im beigegebenen Grundriß (Abb. 21) hat er eine ähnliche Bewertung der Formeigentümlichkeiten vorgenommen und die Hauptgrundrißlinien schwarz eingezeichnet. Verglichen mit dem vorgefundenen Bestand (Abb. 22) wird deutlich, daß Arculf den runden Grundriß des Baues, nachgezogen in den Linien der Außenmauern, und die drei Altarstellen in den Apsiden, die er als Rechteckformen an den Umgang schob, als wichtigste formale

Merkmale dieses Bauwerks ansah. Und eben diese wichtigsten Merkmale der Anastasis kehren bei Bischof Konrads Bau wieder (Abb. 20), aber auch bei anderen Kopien (Abb. 28, 29, 33, 34).

In der Zeichnung Arculfs (Abb. 21) ist das Rund der Stützenstellung nicht schwarz ausgezogen worden, sondern man gab es nur mit zwei dünnen konzentrischen, eng beieinanderliegenden Kreisen an. Ein weiterer Doppelkreis gleicher Art umfaßt den gesamten Rundbau. Daß der innere Doppelkreis die Stützenstellung bezeichnen soll, lehrt der Blick auf den Befund. Beide Doppelkreise verbindet im Nordosten und Südosten der Rotundenzeichnung Arculfs ein Bündel Linien, jeweils drei Doppelstriche und zwei voll ausgezogene Linien, so daß beide sich nicht nur formal gleichen, sondern am Baukörper selbst in einer irgendwie gearteten Verbindung gesehen wurden. Bei aller Vorsicht und der wesentlichen Einschränkung, daß keine Vergleichszeichnung weitere Interpretationshilfen zu geben vermag und deshalb kein schlüssiger Beweis geführt werden kann, möchte man vermuten, der dem inneren Doppelkreis der Stützenstellung entsprechende äußere könnte wohl eine Stützenstellung im Obergeschoß, entweder von einer umlaufenden Empore oder einer Blendgliederung bezeichnen; die sie verbindenden Strichbündel wären dann möglicherweise als Bezeichnung des Aufrisses oder als eines Teiles davon zu verstehen. Es wechseln in trophäischem Rhythmus die Doppelstriche mit den schwarz ausgezogenen; dem entspräche dann ein ebensolcher Stützenwechsel, mit dem jedoch nicht jener des Untergeschosses gemeint sein kann, steht doch dort sein Aussehen fest. Die Linienbündel könnten sich somit nur auf das Obergeschoß beziehen, wo in der Tat spätestens für den Bauzustand von 1048 ein solches trophäisches System angenommen wird<sup>328</sup>. Der äußere Doppelkreis kann sich zudem kaum auf außerhalb der Anastasis selbst ehemals befindliche Bauteile runden Grundrisses beziehen; der nun bekannte Befund läßt das nicht zu. So könnten sich diese Eigentümlichkeiten erklären lassen, nimmt man an, in die Zeichnung habe Arculf nicht allein den Grundriß charakterisieren, sondern auch Elemente des Aufrisses mit einbeziehen wollen, was zwangsläufig dazu führen muß, diese Kürzel in die gleiche Zeichenebene zu klappen, was bei einem runden Zentralbau dann zu konzentrischen und nur schwer ables- und deutbaren Kreisformen führen muß. Der in der Reichenauer Abtei um 820 nach einer dort vorhandenen Vorlage gepauste und in die St. Galler Abtei gesandte Klosterplan enthält ähnlich Arculfs Anastasiszeichnung Aufrißelemente in der Ebene des Grundrisses festgehalten, etwa die Kreuzgangarkaden. Altar- und Hochkreuze, einzelne Fenster- und Türöffnungen und Bäume, ist aber im ganzen, auch bedingt durch die Maßeintragungen, konsequenter als Grundriß ge-griffen<sup>329</sup>.

Inmitten der Rotunde Arculfs steht das Grabmonument Christi, „tegerium rotundum“, darin der Felsensarkophag, „sepulcrum Domini“, unter der Eingangsdikula zwei Altäre, die man aus dem von den Osterengeln fortgewälzten

328 CH. COUASSON, *Holy Sepulchre*, 1974, wie Anm. 282, Taf. 25.

329 H. REINHARD, *Der St. Galler Klosterplan* (mit Faksimile), St. Gallen 1952 (= 92 Jahrsblatt, hrsg. v. Historischen Verein d. Kantons St. Gallen); W. HORN u. E. BORN, *New Theses about the plan of St. Gall., A Summary of Recent Views*, in: *Die Abtei Reichenau, Sigmaringen* 1974, S. 407–480 (mit ausführlicher Bibliographie).

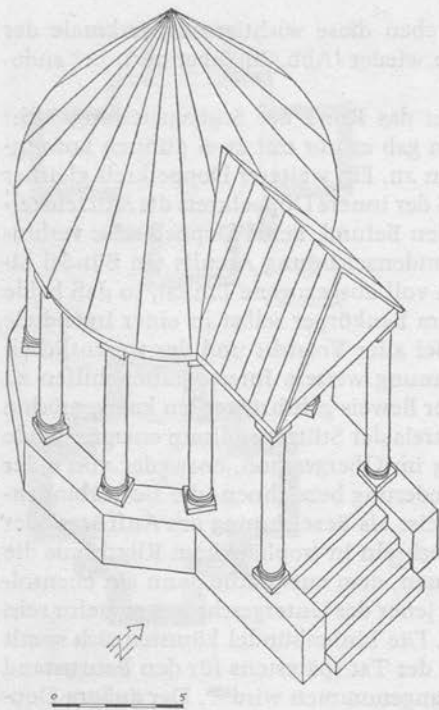


Abb. 31 Jerusalem, Anastasis, Hl. Grab Christi, 4. Jahrh., isometrischer Rekonstruktionsversuch nach Ch. Coüasnon 1974 (vgl. Abb. 22).

Grabverschlußstein bestehend währte „altaria dualia“. Die Beischriften sind in der Kopie von Arculfus und Adamnanus' Zeichnungen enthalten, in die Umzeichnung (Abb. 21) jedoch nicht mit aufgenommen worden<sup>330</sup>. Wie auch im beschriebenen Text ist der Grabplatz Christi und sein Grabmonument in der Zeichnung überbetont; auffälligerweise gilt gleiches für die Konstanzer Quellen des 11. und frühen 12. Jahrhunderts zur Gründung Bischof Konrads, wo das Hl. Grab zwar ausführliche Erwähnung fand, nicht aber die es umgebende Architektur. Diese aber entspricht, zieht man den in Konstanz nachweislich nicht verwirklichten Aufriß ab, genau der Seh- und Zeichenweise Arculfus um 685. Das von Krautheimer postulierte „tertium comparationis“ wäre also für Konstanz sehr gut greifbar: Auch die Architektur ist eine Kopie der jerusalemischen Anlage, die in Konstanz und vorher bei Arculf als Rotunde mit Kreuzarmen charakterisiert wurde.

Wie ihn Arculf und Bischof Konrad sahen, so interpretierte auch Abt Wino von Helmarshausen den Anastasisbau. Der Paderborner Bischof entsandte 1032 den von ihm eingesetzten Abt nach Jerusalem, damit er dort Maße abnähme und einen Grundriß von der Grabeskirche anfertige, so daß man in Paderborn eine

330 Wie Anm. 291.

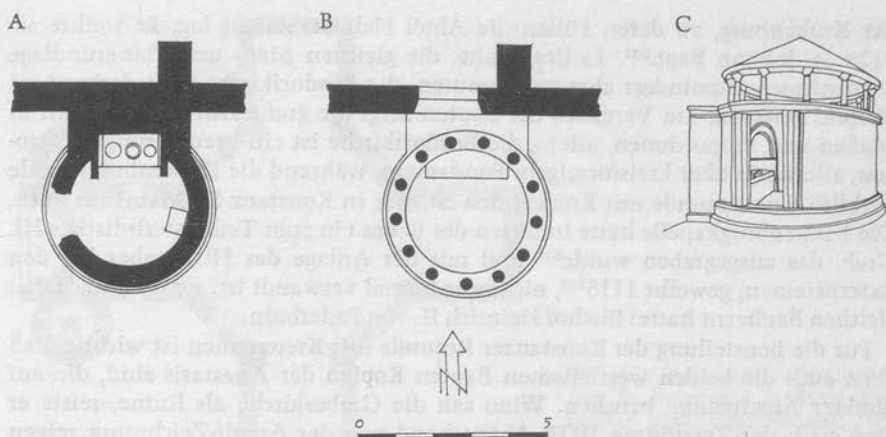


Abb. 32 Aquileia, Dom, Heiliges Grab, I. Hälfte 11. Jahrh., A: Grundriß, B: Schnitt in Gesimshöhe, C: Ansicht von Westen, nach P. L. Zovatto 1956.

Kopie errichten könne<sup>331</sup>: Diese Kopie, die Busdorfkirche St. Peter und Andreas (Abb. 27, 33), wurde auch nach Winos Rückkehr gebaut und unter großer Beteiligung, auch Kaiser Konrad II. sowie die Erzbischöfe von Köln und Mainz waren zugegen, am 25. Mai 1036 von Bischof Meinwerk geweiht, elf Tage vor seinem Tod<sup>332</sup>. Er wurde in seiner Stiftung bestattet. Im Mai 1036 kann das Bauwerk noch nicht weit gediehen gewesen sein, hatte man doch erst anfangs des gleichen Jahres zu bauen begonnen; um 1060 mag das Bauwerk fertiggestellt gewesen und vom Neffen Meinwerks, Bischof Imad, geweiht worden sein<sup>333</sup>. Im Kloster Helmarshausen müssen sich weiterhin Plan und Maße, die Abt Wino aus Jerusalem heimbrachte, befunden haben. Wohl noch im 11. Jahrhundert förderte Heinrich, seit 1084 Bischof in Paderborn, mit dem Gelde, das einer nicht unternommenen Jerusalem-Wallfahrt hätte dienen sollen, eine Anastasiskopie auf

331 Vita Meinwerki episcopi Patherbrunnensis, cap. 216 ff. (MGH SS rer. Germ. in us. schol. 59, 1921, ed. F. Tenckhoff, S. 128 ff.).

332 Westf. Urk. Buch I, Nr. 127; zur Kirche: A. FUCHS, Die ursprüngliche Busdorfkirche in Paderborn auf Grund der Grabung 1935. in: Westfalen 20, 1935, S. 359–376; K. HONSELMANN, Die älteste Kirche im Busdorf, in: Die Warte 3, 1935, S. 198 ff.; W. TACK, Die Grabstätte des Bischofs Meinwerk von Paderborn, ebenda, 4, 1936, S. 98 ff.; W. RAVE, Die Entdeckung der ursprünglichen Busdorfkirche zu Paderborn, in: Deutsche Kunst und Denkmalpflege 1936, S. 221 ff., Heft 7/8; R. KRAUTHEIMER, Introduction, 1942, wie Anm. 80, S. 4; R. WESENBERG, Wino von Helmarshausen, 1949, wie Anm. 85; H. LAHRKAMP, Mittelalterliche Jerusalemfahrten und Orientreisen westfälischer Pilger und Kreuzritter, in: West. Zeitschr. 106, 1956, S. 269–346, bes. S. 270 ff.; weitere Literatur W. ERDMANN u. A. ZETTLER, Reichenau-Mittelzell, 1974, wie Anm. 93, S. 514, wie Anm. 277; zur Paderborner Kirchenfamilie: E. HERZOG, Die ottonische Stadt, Berlin 1964, S. 102–113; W. WINKELMANN, Die karolingische und die ottonische Königspfalz in Paderborn, in: Das neue Bild der alten Welt, Kölner Römer-Illustrierte II, Köln 1975, S. 275 ff.

333 R. WESENBERG, Wino von Helmarshausen, wie Anm. 85.



der Krukenburg, zu deren Füßen die Abtei Helmarshausen lag. Er weihte sie 1126 St. Johann Bapt.<sup>334</sup>. Es liegt nahe, die gleichen Maß- und Plangrundlage anzunehmen, zumindest aber zu vermuten, die Busdorfkirche in Paderborn sei Vorbild gewesen. Ein Vergleich der Bauten zeigt die große Ähnlichkeit, auch in Maßen und Proportionen, allein, die Busdorfkirche ist ein kreuzförmiges Oktagon, allerdings über kreisförmigem Fundament, während die Krukenburgkapelle wirklich eine Rotunde mit Kreuzarmen ist, wie in Konstanz St. Mauritius auch. Die Krukenburgkapelle hatte inmitten des Baues ein zum Teil unterirdisches Hl. Grab, das ausgegraben wurde<sup>335</sup> und mit der Anlage des Hl. Grabes bei den Externsteinen, geweiht 1115<sup>336</sup>, nicht nur formal verwandt ist, sondern auch den gleichen Bauherrn hatte: Bischof Heinrich II. von Paderborn.

Für die Beurteilung der Konstanzer Rotunde mit Kreuzarmen ist wichtig, daß eben auch die beiden westfälischen Bauten Kopien der Anastasis sind, die auf direkter Anschauung beruhen. Wino sah die Grabeskirche als Ruine, reiste er doch nach der Zerstörung 1009. Abweichend von der Arculf-Zeichnung zeigen alle drei Bauten eine Westkapelle, die als Eingangsraum zu deuten ist. Bereits Anastasiskopien des 4. Jahrhunderts wie S. Stefano Rotondo in Rom, S. Angelo in Perugia und S. Giovanni e Paolo in Canosa hatten schon einen solchen vierten Kreuzarm, so daß die Bauten in ihrer Grundrißgestalt ein griechisches Kreuz bildeten. Dies entsprach auch anderen Kirchenbauten der Zeit.<sup>336a</sup> Diese mit dem vierten Kreuzarm nicht auf die Anastasis zu beziehende Raumdisposition leitet sich letztlich aus der Zentralraumarchitektur der Mausoleen her; ihr ist auch die Anastasis selbst verpflichtet<sup>337</sup>. In diesem Zusammenhang wären auch andere Räume zu stellen, etwa jene kreuzförmigen Bauten, die Rudolf Wesenberg als Vergleiche zu den westfälischen Anastasienkopien zitierte<sup>338</sup> oder Nischenrundbauten wie Tongern, Altötting oder Würzburg<sup>339</sup>. Aus der Mausoleumsarchitektur der Spätantike leiten sich ebenso Tetrakonchen her, wie die um 996 geweihte

334 Ebenda mit älterer Lit.; H. LAHRKAMP, Jerusalemfahrten, 1956, wie Anm. 332, S. 272 f.; Vergleich mit Busdorfkapelle siehe Anm. 332.

335 R. WESENBERG, Wino von Helmarshausen, wie Anm. 85, S. 36.

336 Ebenda siehe Anm. 313; H. LAHRKAMP, Jerusalemreisen 1956, wie Anm. 332, S. 272.

336a R. KRAUTHEIMER, S. Stefano Rotondo, 1935, wie Anm. 86; Ders., S. Maria Rotunda, 1950, wie Anm. 86; P. VERZONE, Le chiese cimiteriali cristiane a struttura montepelice nell'Italia settentrionale, ebenda, S. 28-41; S. CORBETT, Santo Stefano Rotondo, in: Riv. di Archeol. Cristiana XXXVI, 1960, S. 249-261; F. W. DEICHMANN, Ravenna, Hauptstadt des spätantiken Abendlandes, Bd. II/1, Wiesbaden 1974, S. 200 f.; R. KRAUTHEIMER, <sup>2</sup>1975, wie Anm. 238, S. 94 ff.

337 A. GRABAR, Martyrium, 1946, wie Anm. 242; F. W. DEICHMANN, Ravenna, 1974, wie Anm. 336 a. Vgl. zum frühmittelalterlichen Fortwirken dieses Bautyps: G. BANDMANN, Bedeutungsträger, 1951, wie Anm. 242, passim; Ders., Aachener Pfalzkapelle, 1965, wie Anm. 95; zur Typologie kreuzförmiger Kirchenbauten W. BOECKELMANN, Grundformen im frühkarolingischen Kirchenbau des östlichen Frankreichs, in: Wallraf-Richartz-Jahrb. 18, 1956, S. 27-69, bes. 58 ff.; G. NOTH, Frühformen der Vierung im östlichen Frankreich, Phil. Diss. Göttingen 1967; die einzelnen Bauten: Vorromanische Kirchen, 1966-71, wie Anm. 70.

338 R. WESENBERG, Wino von Helmarshausen, 1949, wie Anm. 85.

339 A. VEERBECK, Tongern und Maastricht, 1958, wie Anm. 89, S. 355 ff.; Vorromanische Kirchenbauten 1966-71, wie Anm. 70, S. 21 f., 383 f.

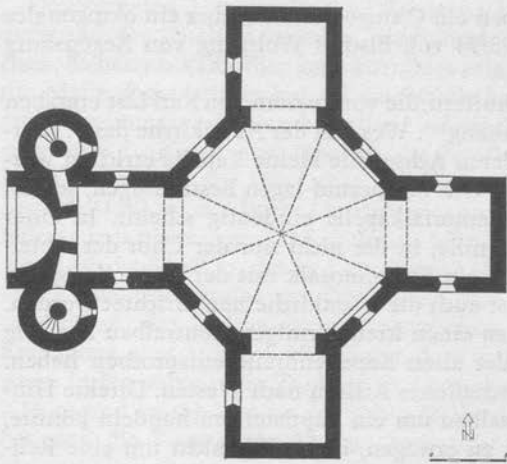


Abb. 33 Paderborn, Busdorfkirche, St. Peter und Andreas, Erstweihe 1036, Schlußweihe 1060, Grundrißrekonstruktion nach A. Fuchs 1935 und W. Rave 1936.

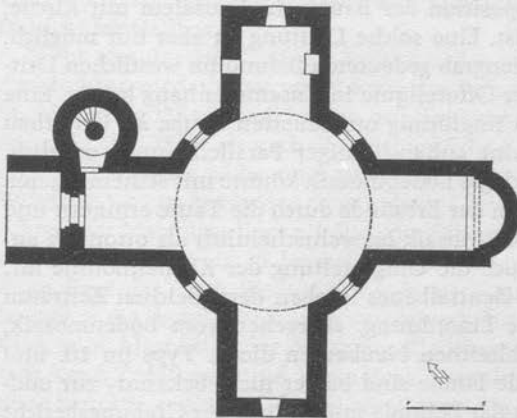


Abb. 34 Krukenburg bei Helmarshausen, St. Johannes, ca. 1100–1126, Grundrißrekonstruktion nach R. Wesenberg 1937 und 1949.

St.-Ulrich-Kapelle in Avolsheim (Abb. 30)<sup>340</sup>, die auf östliche Formen zurückgreift<sup>341</sup>. Gleiches gilt für andere kreuzförmige Zentralbauten, wie etwa die St.-Magnus-Kirche in St. Gallen (Abb. 28), die Bischof Konrad gekannt hat<sup>342</sup>. Dem gleichen Bautyp gehört St. Ulrich in Wieselburg an der Erlauf in Niederösterreich (Abb. 29), der jüngst ausgegraben wurde, an. Über dem zentralen Quadrat erhebt

340 R. KAUTZSCH, *Der romanische Kirchenbau im Elsaß*, Freiburg 1944, bes. S. 58 f., 137, 306; R. WESENBERG, *St. Ulrich in Avolsheim*, in: *Das Münster 2*, 1948/49, S. 257–62; *Vorromanische Kirchenbauten*, 1966–71, wie Anm. 70, S. 31.

341 R. WESENBERG, *Avolsheim*, 1949, wie Anm. 340; zu den östlichen Parallelen siehe nunmehr den Katalog der Bauten: A. MERHAUTOVÁ, *Rane stredoveka architektura v Cechach*, Prag 1971; vgl. die ältere Zusammenstellung: J. STRZYGOWSKI, *Die alt-slavische Kunst. Ein Versuch ihres Nachweises*, Augsburg 1929.

342 Siehe oben S. 69 f.

sich nach Vermittlung durch Trompen ein Oktogon und darüber ein oktogonales Klostergewölbe. Der Bau wurde 993/94 von Bischof Wolfgang von Regensburg geweiht<sup>343</sup>.

Auch die Westkirche der Abtei Schuttern, die vor kurzem von Karl List ergraben wurde, gehört in diesen Zusammenhang<sup>344</sup>. Westlich der Abteikirche des 9. Jahrhunderts, einem Saalbau, war auf deren Achse eine kleine Kapelle errichtet worden. Es war ein kleiner Apsidensaal. Um ihn herum lagen Bestattungen, so daß die Deutung als Friedhofs- oder Memorialkapelle eindeutig scheint. In einer zweiten Ausbauphase der Kirchenfamilie, in der nicht nur der Chor der Abteikirche erneuert und im Kirchenschiff ein Bodenmosaik mit der Darstellung von Kain und Abel geschaffen wurde, ist auch die Westkirche neu errichtet worden. Über der älteren Kapelle führte man einen kreuzförmigen Zentralbau auf. Die Breite des Mittelquadrates dürfte der alten Kapellenbreite entsprochen haben. Der Kreuzbau begrenzte ein neu geschaffenes Atrium nach Westen. Direkte Hinweise, daß es sich bei diesem Zentralbau um ein Baptisterium handeln könnte, gibt es vorerst nicht. Deswegen ist zu erwägen, ob es sich nicht um eine Reliquienkapelle für den sagenhaften Gründer Schutterns, Offo, handeln könnte, zumal die Anspielung an die Disposition der Bauten in Jerusalem mit Kirche, Atrium und Zentralbau deutlich ist. Eine solche Deutung ist aber nur möglich, wenn man einen bisher als Reliquiengrab gedeuteten Befund im westlichen Drittel des Kirchenschiffes nicht mit der Offoreliquie in Zusammenhang bringt. Eine Interpretation der dort ergrabenen ringförmig ummauerten Grube als Unterbau und Sickergrube einer Taufe scheint anhand einiger Parallelbefunde möglich. Auch das später an dieser Stelle verlegte Bodenmosaik könnte mit seinem Thema des Brudermordes an die Lösung von der Erbsünde durch die Taufe erinnern und auf eine Taufanlage hinweisen. Das Mosaik ist wahrscheinlich als ottonisch anzusehen. So scheint es sinnvoll, auch die Umgestaltung der Kirchenfamilie mit der Errichtung des kreuzförmigen Zentralbaues in eben dem gleichen Zeitraum zu vermuten. Gestützt wäre diese Einordnung, abgesehen vom Bodenmosaik, allerdings nur durch die recht zahlreichen Neubauten dieses Typs im 10. und frühen 11. Jahrhundert. Datierende Funde sind bisher nicht bekannt; zur endgültigen Beurteilung und Deutung der Befunde muß jedoch der Grabungsbericht abgewartet werden.

343 H. LADENBAUER-OREL, Ausgrabung in der ottonischen Kirche in Wieselburg an der Erlauf, Niederösterreich, in: Arch. Korrespondenzbl. 2, 1972, (H. 4), S. 341–46. Abb. 29 zeigt den ursprünglichen Zustand. Offenkundig ist bereits sehr früh der Westarm verlängert worden; die Bautechnik ist gleich, der Gebäudeteil aber mit Fuge gegen den Westarm des Zentralbaues gesetzt worden.

344 K. LIST, Ergebnisse einer Sondierungsgrabung in der Klosterkirche Schuttern bei Lahr, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg I, 1972, S. 37 f.; Ders., Die Reichsabtei Schuttern. Ergebnisse der Grabungen in den Jahren 1972–75, ebenda, 4, 1975, S. 107–117; G. BINDING, Quellen, Brunnen und Reliquienräber, 1975, wie Anm. 276, S. 48 f. Der von K. List 1975 vorgelegte Plan (S. 110 f.) zeigt, da die Grabung noch nicht abgeschlossen war, vom Kreuzbau nur den Ostarm; der Bau ist inzwischen vollständig ergraben. Vgl. K. LIST, Ein neuentdecktes ottonisches Bildmosaik in der ehemaligen Reichsabtei Schuttern, in: Kunstchronik 29, 1976 (H. 7), S. 216 bis 221, Plan Abb. A, S. 217. Die Befunde werden unter dem modernen Kirchenboden konserviert erhalten. Eine Publikation ist in Vorbereitung.

Der formalen Abhängigkeit der Konstanzer Kreuzrotunde zur Anastasis müßte aufgrund der Quellen auch ein bestimmtes Verhältnis in den Maßen entsprechen. Sicherlich kann dies kein korrektes sein, da Bischof Konrad wahrscheinlich die Maße abgeschritten hat. Allein für die bedeutsame Wiederholung des Christus-Monumentes dürften korrekte Maßwiederholungen anzunehmen sein, wie es sowohl die Konstanzer Quellen, die Parallelen und auch der Arculfstext nahelegen. Sehen wir zu: Der lichte Durchmesser des Zentralraumes der Anastasis beträgt 21,80 m, der lichte Durchmesser in Konstanz 11,30 m, das ist ein Verhältnis von nicht ganz 1:0,5, nämlich 1:0,52. Der lichte Gesamtdurchmesser der Anastasis ist 35,70 m, der in Konstanz 11,30 m, so daß etwa eine Verkleinerung 3:1 (3:0,95) festzustellen ist. Die lichte Breite der Konstanzer Kreuzarme beträgt ca. 3,50 m, der Radius der jerusalemischen Apsiden 3,20 m. Die Konstanzer Kreuzarme sind außen 5,45 m breit, 5,50 m ist der äußere Abstand der Pfeilerpaare in Jerusalem. Die Zugänge in die Anraumkapellen haben eine Breite von 2,16 m und knapp 2 m ist der lichte Pfeilerabstand in Jerusalem. Es ist erkennbar, daß die Konstanzer Anlage zwar nicht exakt Maße wiederholt oder verkleinert, daß aber andererseits ähnliche Maße auftreten oder 3:1- bzw. 2:1-Verkleinerungen angestrebt gewesen sein könnten. Ein durchgehaltenes Maßsystem ist nicht feststellbar.

Nicht nur das Hl. Grab als freistehendes Monument und die es umgebende Architektur wiederholen verkürzend die Anlage in Jerusalem; auch die Lage von St. Mauritius läßt Anspielungen auf das Vorbild erkennen. Sowohl der heutige Befund (Abb. 22)<sup>345</sup> als auch die zeichnerische Rezeption Arculfs (Abb. 21) zeigen, daß die Anastasis nicht axial zur konstantinischen Golgathabasilika lag<sup>346</sup>. Der Rundbau war nach Norden verschoben. Gleiches können wir in Konstanz beobachten: St. Mauritius liegt nördlich der Münsterachse<sup>347</sup>. Und berücksichtigt man, daß der Baukomplex in Jerusalem gewestet ist, der Konstanzer jedoch geostet, dann liegt das Grab Bischof Konrads etwa analog zum Golgathafelsen – man betrachte die Arculfzeichnung spiegelverkehrt – südwestlich der Rotunde, beim Blick zum Altar links der Achse des Kirchengebäudes. Die Lage des Grabes Konrads kann Zufall sein und allein daraus resultieren, daß ein vorhandener Sarkophag benutzt werden sollte, der von Chorraum und Kryptenanraum zugleich einsehbar war<sup>348</sup>. Aber dieser Platz ist eben im Blick auf Jerusalem voller Anspie-

345 Ch. COÜASNON, *Holy Sepulcre*, 1974, wie Anm. 282, Taf. VII, VIII, XI, XV, XVII; R. KRAUTHEIMER, *Architecture*, 1975, wie Anm. 283, S. 64 f., Abb. 27 B/C für das Atrium und die Golgatha-Anlage, die auf Abb. 22 nicht enthalten ist. Im Blick auf die Arculfzeichnung Abb. 21 scheint der Vergleich mit dem Befund zu bestätigen, daß die nicht vollschwarz durchgezogenen Doppelkreise Stützenstellungen bedeuten: Unter dem Kreuz Christi öffnet sich die Golgathakapelle mit großen Bögen in das Atrium. Ebenso verkürzt eine Doppellinie die konstantinische Golgathabasilika mit ihrer fünfschiffigen Raumdisposition zu einem doppellinig umfahrenen Rechteck. Der Ort von Helenae Kreuzauffindung ist mit drei schwarzen Kreuzen markiert. Aufgrund dieser beiden Befunde und deren Zeichenweise durch Arculf darf geschlossen werden, auch die übrigen Doppellinien der Zeichnung seien als Arkadenstellung zu deuten.

346 Ebenda.

347 Siehe oben S. 65, vgl. S. 72, 100, Anm. 370.

348 Siehe oben S. 65.



lungen, Teilzitate und symbolträchtig. Um den Golgathafelsen lagen nämlich bereits zu Arculfs Zeit eine Reihe von Gräbern, er hat das beschrieben<sup>349</sup>. Es war ein besonders hervorgehobener Bestattungsort. Später wurden dort die lateinischen Könige von Jerusalem beigesetzt. Auch Bischof Konrad hat dort Gräber sehen können.

Der Ort des konstantinischen Atriums hatte sowohl im Jüdischen als auch im Christlichen legendenhaft und mythologisch seine besondere Bedeutung<sup>350</sup>. Es war nicht nur der Platz des Altares Abrahams – in der Nordwestecke des Atriums bei Arculf eingezeichnet, versehen mit den Beischriften „*in loco altaris Abraham*“ und „*mensa lignea*“ –, sondern der Golgathafelsen selbst wurde als Mittelpunkt der Welt begriffen. In ihm war das Grab des ersten Menschen, Adam, als Höhle eingeschlagen, so daß Christi Blut, als dieser auf ebendenselben Felsen, der den Weltmittelpunkt bezeichnete, gekreuzigt wurde, über den Leichnam Adams rann, der nach dem Kreuzestod Christi auferstand. Der Golgathafelsen bezeichnete aber auch den Mittelpunkt des Paradieses, von dem die weltumspannenden Paradiesströme ausgehen. Der Baum der Erkenntnis stand dort sowie hernach das daraus gefertigte Kreuz Christi. Zu Arculfs und Bischof Konrads Zeiten stand eine reichgeschmückte Nachbildung des Kreuzes auf dem Felsen; das Standloch ist heute noch sichtbar. Von diesem Felsen herab verlas man die Hl. Schrift, damit sie wie die Paradiesflüsse alle Welt „bewässere“; ebenso wurden hier bevorzugt Totenmessen gelesen. An diesem Platz wurde auch das jüngste Gericht erwartet. Und in den Felsen war das Grab des ersten Menschen eingehauen, Adams, der vor dem Sündenfall christusgleich als Abbild des Kosmos und Gottes begriffen wurde und die Weltharmonie darstellte, als Urmensch Anfang und Ende der Schöpfung verband, zugleich auch Priester, König und Prophet war. Durch die Fixierung historisch geglaubter Ereignisse an den Ort der Kreuzigung und des zukünftigen Weltgerichts wurde der Paradiesesgipfel im christlichen Verständnis zum Mittelpunkt des gegenwärtigen wie zukünftigen Kosmos schlechthin. So wird verständlich, daß dieser Ort mit seinen formalen Erscheinungen durch zeichnerische und abgekürzte Wiederholung in seinem Sinngehalt in der Kopie anderorten und auch in der Kleinkunst vergegenwärtigt wurde<sup>351</sup> und zugleich, etwa mit den Gräbern der lateinischen Könige in Jerusalem und der Selbstkrönung Friedrichs II. 1229, die in der Staatssymbolik eine besondere Rolle spielte<sup>352</sup>.

Das hat Bischof Konrad in Jerusalem gesehen und kennengelernt. Ob aber sein Grab bewußt auf die Symbolik des Adamsgrabes Bezug nimmt oder nur auf die

349 Siehe oben S. 80.

350 P. DUNKEL, Die Adamskapelle und die Gräber der lateinischen Könige Jerusalems, in: Das Heilige Land 50, 1906, Heft 2, S. 56 ff.; C. W. WILSON, Golgatha, 1906, wie Anm. 277, S. 1 ff.; H. L. VINCENT und F. M. ABEL, Jerusalem, 1914, wie Anm. 277, S. 186 ff., 224 f., 275 ff.; B. MURMELSTEIN, Adam. Ein Beitrag zur Messiaslehre, in: Wiener Zeitschr. f. Kunde des Morgenlandes XXXV, 1928, S. 242–275 und XXXVI, 1929, S. 51–86; E. WISTRAND, Literarische Zeugnisse, 1952, wie Anm. 280, S. 31 ff.; G. BANDMANN, Zur Deutung des Mainzer Kopfes mit der Binde, in: Zeitschr. f. Kunstwiss. 10, 1956, S. 153–174, bes. S. 159, Lit.: Anm. 38; Ch. COÜASNON, Holy Sepulcre, 1974, wie Anm. 282, S. 38 ff.

351 G. BANDMANN, Mainzer Kopf, 1956, wie Anm. 350, S. 164 ff.

352 Ebenda, S. 172.



Tatsache, daß das Atrium bevorzugter Bestattungsplatz nahe des historischen Ortes und des liturgischen Mysteriums war, kann mangels zeitgleicher Quellen nicht gesagt werden; es ist nur die Möglichkeit zu konstatieren. Primär dürften die oben erörterten Bezüge zur Kathedralkirche sein, vielleicht unausgesprochen und nebenrangig das Jerusalemzitat.

Daß sich Bischof Konrad mit seiner Gründung der St.-Mauritius-Stiftskirche in eine breite abendländische Bautradition hineingestellt hat, ist bereits deutlich geworden. Einzelne genannte Bauten belegen es. Manche von ihnen hat Konrad nachweislich gekannt. Zu diesen tritt die Vielzahl der hier nicht aufgeführten Anastasienkopien<sup>352a</sup>. Sie zeigen zum Teil den gleichen Formenapparat, ähnliche Abmessungen und Proportionen wie die Konstanzer St.-Mauritius-Rotunde, so daß man wirklich fragen muß, ob die Jerusalem-Reise und das dort Gesehene alleinige Begründung war, die Anastasiskopie in Konstanz zu errichten und sie in der geschilderten Form zu gestalten. Eigentlich hätte es einer Jerusalem-Reise Konrads und dessen Seherfahrung gar nicht bedurft, die Gestalt der heiligen Stätten in Konstanz zu wiederholen. Er stellte sich doch auch in die Bautradition, die ihm den Formenvorrat für seine Kopie bereithielt.

Die zahlreichen Anastasienkopien anderenorts, die zu verschiedenen Zeiten entstanden, belegen nicht nur ein breites Wissen über die heiligen Stätten. Vielmehr prägen sie die formalen Kürzel, mit denen Architektur als Anastasienkopien zusammenziehend benannt werden. Einzelne Zeichen kehren wieder, werden zu Topoi, die signifikant bezeichnen und in die Geschichte zurückführen. So sind die Formen keineswegs ästhetische Ereignisse, welche sinnliche Erfahrung am Vorbild selbst wiederholen, wenn auch nun verkürzt. Das Zeichenhafte des immer wieder verwandten Topos macht die Konstanzer St.-Mauritius-Rotunde dem mittelalterlichen Betrachter und natürlich auch den Verfassern von Konrads Lebensbeschreibungen zur Hl.-Grab-Kopie, nicht die Eigenerfahrung des Gründers. Wenn Topoi zum wiederholten Male in Konstanz um 940 historische und außerörtliche Wirklichkeit in die örtliche und zeitliche Gegenwart des damaligen Betrachters zwangen, Geschichte in der Gegenwart neu vollzogen wurde und allgemeinverständlich war, dann wirkte die direkte Erfahrung Konrads kaum allein formbildend. Damit ist ein Grundproblem mittelalterlicher Welterfahrung und Gegenwartsgestaltung überhaupt angesprochen: Es ist der Rückbezug auf die Geschichte, die stets als lebensbegründendes Wissen in die Tat einfloß und zugleich ihr Maßstab war. Der Erkenntnisgang gründete sich weniger auf die Diesseitserfahrung der Einzelnen als auf die kollektive Erfahrung der Gemeinschaften, von Geschichte nämlich. Zudem ist die Architektur im platonischen Sinn wirklich die Hl.-Grab-Kirche in allen ihren formalen und vor allem heilsgeschichtlichen Bezügen, wenn sie durch formale Kürzel, „tertium comparationis“ als solche benannt und bezeichnet wurde, da dann das Abbild sinngemäß dem Urbild entsprach<sup>353</sup>. So wurden die Topoi, mit denen Konrad seine Gründung

---

353a Siehe Anm. 322.

353 Zu beiden Problemkreisen ist eine kaum mehr zu überblickende Zahl von Untersuchungen erschienen: Es seien nur wenige und sehr heterogene als Beleg genannt, um diese Kernfrage der Frühmittelalterforschung zu verdeutlichen und die allgemeine Denkweise mit künstlerischen Äußerungen verbinden zu können;

als Wiederholung der Anastasis bezeichnete und damit mit den anderen Anastasiskopien und -beschreibungen notwendigerweise Untersuchungsgegenstand, vor allem Bischof Konrads Möglichkeit, sie vor seiner Reise zu kennen, andererseits auch, ob diese Topoi allgemeinverständlich waren. Bischof Konrads Kopie mußte doch als eine solche verstanden werden können. Das galt weniger für die Hl.-Grab-Nachbildung, von der die Konradsviten berichten, sie sei formal eng an das jerusalemische Vorbild angelehnt gewesen, als vielmehr für die Architektur selbst. Diese war zwar durch das eingestellte Hl. Grab bereits als Anastasis bezeichnet, aber sie ist durch ihre formalen Kürzel ebenso mit dem Vorbild verknüpft.

Die beim Bau von St. Mauritius in Konstanz von Konrad benutzten Topoi entsprechen genau jenen Kürzeln, wie sie Adamnanus von Jona nach Angaben des gallischen Bischofs Arculf um 685 niedergeschrieben und mit Grundrissen versehen hatte<sup>354</sup>: Ein runder Raum mit drei kreuzförmig angeordneten Rechteckchören. Die Arculf-Zeichnung belegt ein hohes Alter des von Konrad wiederbenutzten Topos; dem stehen in der formalen Ausprägung als kompliziertere Kopien die frühen italienischen Anastasiskopien gegenüber<sup>354a</sup>. Sicherlich war die Kenntnis des angesprochenen Topos weit verbreitet, wie auch die Adamnanushandschrift. Am Bischofssitz Konstanz ist diese Kenntnis jedoch nicht nachzuweisen; dazu ist die Quellenlage zu schlecht. Aber stellvertretend dafür und das allgemeine Wissen sei der Traditionsstrang der nahegelegenen Abtei Reichenau andeutungsweise aufgezeigt. Er belegt nicht nur allgemeine Kenntnis im Abendland, sondern es besteht die Möglichkeit, daß Bischof Konrad, gerade zur

---

dort jeweils auch weiterführende Literaturhinweise: E. PANOFKY, *Idea* (1924) Berlin 1960, S. 17 ff.; R. KRAUTHEIMER, *Introduction*, 1942, wie Anm. 80; H. BEUMANN, *Widukind von Korvey. Untersuchungen zur Geschichtsschreibung und Ideengeschichte des 10. Jahrhunderts*, Weimar 1950; Ders., *Wissenschaft vom Mittelalter. Ausgewählte Aufsätze (1950-1971)*, Köln 1972; G. BANDMANN, 1951-1972, wie Anm. 87, 92, 242, 320; E. PANOFKY, *Meaning in the visual Arts* (1955), Harmondsworth 1970 (deutsch: *Sinn und Deutung in der bildenden Kunst*, Köln 1975); R. G. LEFF, *Medieval Thought, St. Augustine to Ockham* (1958), Harmondsworth 1965; R. HAUSHERR, *Der tote Christus am Kreuz, zur Iconographie des Gerokreuzes*, Phil. Diss. Bonn 1963; A. BORST, *Kaisertum und Namenstheorie im Jahre 800*, (1964), Nachdruck in: *Zum Kaisertum Karls des Großen*, hrsg. von G. Wolf, Darmstadt 1972, S. 216-239; J. LE COFF, *Kultur des europäischen Mittelalters* (1964), Zürich 1970, S. 215 ff., 527 ff.; A. FUNKENSTEIN, *Heilsplan und Entwicklung*, 1965, wie Anm. 181; A. BORST, *Das Bild der Geschichte in der Enzyklopädie Isidors von Sevilla* in: *Deutsches Archiv* 22, 1966, S. 1-62; W. BEIERWALTES, Hrsg., *Platonismus in der Philosophie des Mittelalters*, Darmstadt 1969; G. HERMERËN, *Representation in the visual Arts*, Lund 1969; M. BERNADES, *Weltbild des Mittelalters*, 1973, wie Anm. 183; A. A. HÄUSSLING, *Mönchskonvent und Eucharistiefeier*, 1973, wie Anm. 181; D. FREY, *Bausteine zu einer Philosophie der Kunst*, Darmstadt 1976.

354 Wie Anm. 292; *Zum Pariser Codex lat. 13048* (Vorlage für Abb. 21) Anfang des 9. Jahrhunderts: L. V. DELISLE, *Inventaire des manuscrits latin conservés à la Bibliothèque Nationale, Paris 1863-71* (Nachdruck Hildesheim 1974), S. 87; F. LEO, in: *MGH Auct. antiqu. IV, S. VIII*; P. GEYER, *CSEL* 39, 1898, wie Anm. 279, S. XXXIII bis XXXIX (mit älterer Lit.). Der beschreibende Katalog der lateinischen Handschriften der Bibliothèque National Paris steht für einen Teil der Bestände noch aus.

354a Siehe oben S. 78.

Zeit des Abbatates Alawichs I. (934–958) um ihn wußte und mit diesem Vorwissen nach Jerusalem reiste. Vielleicht ist hierin, besonders in der Reichenauer Hl.-Grab-Rotunde auch das Motiv zu suchen, das Konrad zur Stiftung der seinigen veranlaßte. Über das Motiv Konrads schweigen die Quellen; die Feststellung, St. Mauritius sei dem Hl. Grab nachgebaut worden, war Seherfahrung der Biographen im 12. Jahrhundert, die diesen offensichtlichen Umstand natürlich mit den Jerusalem-Reisen des Bischofs verknüpften. Fest steht nur, daß die Biographen die architektonischen Topoi Konrads zu lesen verstanden, diese somit all-gemeingültig waren.

Der Bericht Arculf's lag auch in der Reichenauer Klosterbibliothek. Er ist im Katalog des Bibliothekars Reginbert verzeichnet, den er selbst überschreibt: „*Incipit brevis librorum, quos ego Reginbertus, indignus monachus atque scriba, in insula coenobio vocabulo Sindleoazes Avva sub dominatu Waldonis, Heitonis, Erlebaldi et Ruadhelmi abbatum eorum permissu de meo gradu scripsi aut scribere feci vel donatione amicorum suscepi.*“ Der Band war Reginbert von Walahfrid geschenkt worden; das muß vor 842, dem Todesjahr Reginberts geschehen sein, vielleicht sogar vor 825, als Walahfrid nach Fulda ging. Der Codex mit dem vollständigen Text und den Grundrissen wird unter der Zürcher Zentralbibliothek unter der Nummer Cod. Rh. 73 aufbewahrt, in der er aus der Rheinauer Klosterbibliothek kam.<sup>355</sup>

Sein Wissen über die heiligen Stätten hat Walahfrid später literarisch verwertet: In seinem Werk über den Ursprung und die Entwicklung einzelner Teile der Liturgie „*Liber de exordiis et incrementis quarundam in observationibus ecclesiasticis rerum*“<sup>356</sup> hat er angedeutet, daß die Anastasis sehr wohl auch

355 Verzeichnet im Katalog Reginberts (P. LEHMANN, Mittelalterliche Bibliothekskataloge Deutschlands und der Schweiz, Bd. I: Die Bistümer Konstanz und Chur, München 1918, Nachdruck 1969, S. 261): „*In XXX. libello habentur libri tres, quos Arculphus episcopus Adamnano exipiente de locis sanctis ultramarinis designavit conscribendos et quartus liber de eadem notatione est adiunctus, quis autem fecerit ignoramus, quem mihi Walahfrid, frater noster, me supplicante donavit.*“ Text-edition siehe Anm. 292. Zur Reichenauer Handschrift in Zürich und ihrer Überlieferung: P. GEYER, CSEL 39, 1898, S. XXXIII–XXXIX (mit älterer Lit. und der fälschlichen Zuweisung des Codex in das 10. Jahrhundert); P. LEHMANN, Bibliothekskataloge, Bd. I, 1918; wie oben, S. 232; 257, Anm. 3; 261, Z. 6–9; K. PREISENDANZ, Erkundliche Spuren im Kloster Reichenau, in: Festgabe der Bad. Landesbibliothek Karlsruhe zur Begrüßung des Deutschen Geographentages 1927, Karlsruhe 1927, bes. S. 20–27 (mit Abb.); L. C. MOHLBERG, Katalog der Handschriften der Zentralbibliothek Zürich, Bd. I: Mittelalterliche Handschriften, Zürich 1951, S. 190 f., 887, Nr. 440; zukünftig zu diesen Reichenauer Architekturzeichnungen, auch im Verhältnis zum Klosterplan in St. Gallen (siehe S. 87 und Anm. 329) und der auf der Reichenau gebauten Architektur: W. ERDMANN, Die ehemalige Stiftskirche St. Peter und Paul zu Reichenau-Niederzell, Forsch. und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg, hrsg. v. Landesdenkmalamt Baden-Württemberg (in Vorbereitung). Auf die Reichenauer Grundrißzeichnungen hinweisend, jedoch ohne Quellenbeleg: J. HECHT, Romanischer Kirchenbau, 1928, wie Anm. 66, S. 215; A. KNOEFLER, Kunstgeschichte, 1961, wie Anm. 81, S. 190.

356 Texte: Migne PL 114, 919–966; MGH Cap. II, S. 473–516, ed. V. KRAUSE, 1897; A. KNOEFLER, Walahfridi Strabonis liber exordiis et incrementis quarundam in observationibus ecclesiasticis rerum, München 1899 (= Veröff. aus dem Kirchenhist. Seminar München, Heft 1); vgl. dazu: L. EIGEL, Walahfrid Strabo in: Studien und

jenen bekannt war, die Jerusalem nicht aus eigener Anschauung kannten<sup>357</sup>. Zudem war er etwa 825–829 in Fulda gewesen<sup>358</sup>. Dort hatte er nicht nur in der neuen Abteikirche das Grab Bonifatius' mit dem Kreuzaltar und einer Hl.-Grab-Nachbildung gesehen<sup>359</sup>, sondern er muß auch die dortige Hl.-Grab-Rotunde und die in ihr aufgestellte Hl.-Grab-Kopie gekannt haben, die von Abt Eigil soben (820–822) als „Cymeterium“ nach Angaben von Hrabanus Maurus durch den Mönch Rachulf erbaut und dem Hl. Michael, dem Seelenwäger, geweiht worden war<sup>360</sup>. Gleiches gilt auch für die Anlage in Hersfeld<sup>361</sup>.

Weiterhin hatte gerade die Reichenauer Abtei nachweisbare Beziehungen zu Jerusalem: In den Verbrüderungsbüchern tauchen Orientreisende auf, die sehr wohl ihre Kenntnisse von den heiligen Stätten weitergeben konnten. Das gilt besonders für die Besuche zweier Patriarchen von Jerusalem, Basilius (821–842) und, zur Zeit des Baues der Hl.-Blut-Rotunde, Christofolus (928–937)<sup>362</sup>. Ferner kam unter Abt Thieting (913–916) der griechische Mönch Symeon auf die Insel. Er trat in die Abtei ein und starb auf der Reichenau. So steht er auch im Verbrüderungsbuch (Zürich, Rh. hist. 27, pag. III) verzeichnet.<sup>363</sup> Der Namenszug dürfte kaum eigenhändig, sondern in gräzisierungenden Rustica-Buchstaben von abendländischer Hand eingetragen sein (S statt C, H statt E). Den Unterschied zu einem originalgriechischen Namen belegt der Eintrag der Methodios-Gesandtschaft (pag. LIII)<sup>363a</sup>. In der Reichenauer Reliquien- und Wunderliteratur, die nach 930 im Kloster niedergeschrieben wurde, taucht Symeon wieder als Zeuge des Geschehens auf. So kam er, die Marcus-Reliquie zu verehren und bestätigte die

---

Mitt. aus dem Kirchengeschichtlichen Seminar d. Theol. Fakultät d. k. k. Univ. in Wien 2, 1908, bes. S. 39–50; J. A. JUNGMANN, *Missarium sollemnia*, Wien 1952, Bd. I, S. 116 ff.; Th. KLAUSER, *Kleine abendländische Liturgiegeschichte*, Bonn 1965, S. 80 ff.; A. A. HÄUSSLING, *Mönchskonvent und Eucharistiefeier*, 1973, wie Anm. 181, S. 95 f., 238 f., 254 f., 280–286, 350 ff.; Th. FEHRENBACH, *Walahfrid Strabo, Abt der Reichenau (838–849)*, in: *Hegau* 31, 1974, S. 105–120, bes. S. 111 f.

357 Migne PL 114, Sp. 923; A. KNOEPFLER, 1899, wie vorige Anm., S. 12: Cap. IV; MGH Cap. II, S. 478 „... *Verissima enim relatione didicimus, in ecclesia, quam apud Aelium Constantinus imperator cum matre Helena, super sepulcrum Domini mirae magnitudinis in rotunditate constituit, ...*“

358 Zusammenfassender Überblick mit Lit.: Th. FEHRENBACH, *Walahfrid Strabo*, 1974, wie Anm. 356.

359 Siehe oben S. 81 f., Anm. 307, S. 85.

360 G. DALMANN, *Grab Christi*, 1922, wie Anm. 78, S. 26–30; R. KRAUTHEIMER, *Introduction*, 1942, wie Anm. 80, bes. S. 3 f., 11 f.; *Vorromanische Kirchenbauten*, 1966 bis 1971, wie Anm. 70, S. 87 ff. (wie baugesch. Lit.).

361 Siehe oben S. 81, Anm. 304.

362 MGH Libri confr. S. 272 ff., col. 411, 1–3; vgl. K. BEYERLE, *Das Reichenauer Verbrüderungsbuch als Quelle der Klostergeschichte*, in: *Die Kultur der Abtei Reichenau*, München 1925, Bd. II, S. 1007–1217, bes. S. 1113.

363 MGH Libri confr. S. 155, col. 13 f.; Zur Einordnung siehe: K. BEYERLE, *Von der Gründung bis zum Ende des freiherrlichen Klosters (724–1427)*, ebenda, Bd. I, S. 112/9; Ders., *Liturgisches Leben*, ebenda, wie vorige Anm., S. 1179, Nr. 756. Zur Symeonsvita sowie erstmalig vollständige und handschriftengerechte Edition des Vitatextes: Th. KLÜPPEL u. W. BERSCHIN, *Vita Symeonis Achivi*, in: *Die Abtei Reichenau*, Sigmaringen 1974, S. 115–124.

363a Freundliche Mitteilung von Prof. Dr. W. Berschin, Heidelberg.



Echtheit der Reliquie des „Krugers der Hochzeit zu Kana“<sup>364</sup>. Diese Schriften, *Miracula s. Marci*, *Translatio sanguinis Domini* und *Vita Symeonis Achivi*, zeugen von einer den Reliquien zugewandten Spiritualität des Konventes<sup>365</sup>, wohl unter dem Reformabt „Alawicus venerabilis“ (934–958)<sup>366</sup>. Zuvor hatte man bereits um 900 die erste Marcuskirche für die bedeutende Reliquie gebaut und etwa in den dreißiger Jahren, wohl unter Abt Alahwich(?), den Rotundenbau für die Hl.-Blut- und Hl.-Kreuz-Reliquie nach dem Vorbild der Jerusalemer Anastasis<sup>367</sup>. Patriarch Christofolus mag sie im Bau oder schon fertiggestellt gesehen und die Vorbildlichkeit bestätigt haben. In jene Jahre fällt eben auch die erste Jerusalem-Reise Bischof Konrads, der um 940 zum zweiten Mal ins Heilige Land aufbrach und hernach die St.-Mauritius-Rotunde errichten ließ. Die Begeisterung für Jerusalem-Fahrten, die heiligen Stätten sowie die mit der Geschichte Jesu zusammenhängenden Reliquien, wie etwa Hl. Blut und Kreuz, Evangelist Marcus, Krug von Kana, hl. Mauritius und seine „Longinuslanze“, wie sie auf der nahe-

364 *Vita Symeonis Achivi*, cap. VII ed. Th. KLÜPPEL, 1974, wie vorige Anm., S. 123; *Miracula s. Marci*, cap. 12/13, ed. F. J. MONE, Quellensammlung zur Badischen Landesgeschichte, Bd. I, Karlsruhe 1848, S. 65 f.; vgl. K. BEYERLE, *Liturgisches Leben*, 1925, wie Anm. 220, S. 356 ff., 374 ff.

365 Diese drei Reichenauer Texte stellen eine geschlossene Literaturgruppe dar, die „Reichenauer Orientgeschichten“. Sie greifen zurück auf die um 840 ebenfalls in der Reichenauer Abtei entstandenen *Genesiswunder* (W. WATTENBACH, *Die Übertragung der Reliquien des hl. Genesius nach Schienen*, ZGORh. 24, 1872, S. 1–21) und den verlorenen Gesandtschaftsbericht des Reichenauer Abts Heito, der 811 für Karl den Großen nach Byzanz reiste (Herimanni Augiensis *Chronicon*, a. a. 811, MGH SS V, S. 102: „*Heito, abbas Augiae et episcopus Basileae, cum Hugone et Haione comitibus Constantinopolim missus, odoporicum scripsit. Interim Nicoforus imperator cum vulgaribus pugans, occisus est. Tandem Michahel imperator factus, legatos Karoli imperatoris remittit. . . .*“). Dieser Gesandtschaftsbericht mag vielleicht jenem entsprochen haben, den Erzbischof Amalar von Trier aufgrund seiner 813 erfolgten Reise nach Konstantinopel (Herimanni Augiensis *Chronicon*, a. a. 813, MGH SS V, S. 102: „*Karolus imperator Amalharium Treverensem archiepiscopum et Petrum Nonantulanum abbatem item Constantinopoli misit quorum odoporicum item scriptum habetur. . . .*“) nach seiner Rückkehr verfaßte: Amalarii versus marini (MGH *Poet. lat. I*, S. 426–428). Beide Berichte müssen aufgrund des Textes Hermann des Lahmen um 1050 noch auf der Reichenau vorhanden gewesen sein. Die diese Berichte verarbeitende Reichenauer Orientreise und -Wunderliteratur ist phantastisch ausgeschmückt und spielt zu großen Teilen zur Zeit Karls des Großen (vgl. *Annales regni francorum*, a. a. 800–804, MGH *Script. rer. Germ.* ed. F. KUNZE, 1895, S. 110–119), um schließlich in die Reichenauer Gegenwart des frühen 10. Jahrhunderts einzumünden und so die dortigen Reliquien in die Geschichte einzubinden. Dazu vgl. K. BEYERLE, *Liturgisches Leben*, 1925, wie Anm. 220, S. 356 ff., 361 ff., 374 ff. und vorerst zusammenfassend Th. KLÜPPEL u. W. BERSCHIN, *Vita Symeonis*, 1974, wie Anm. 362, bes. S. 115 f.; zukünftig umfassend bearbeitet: Th. KLÜPPEL, *Reichenauer Hagiographie zwischen Walahfrid und Berno* (Arbeitstitel), Phil. Diss. Heidelberg 1977. Herrn Prof. Dr. Walter Berschin und Herrn cand. phil. Theo Klüppel sei für ihre Mitteilungen zu diesem Thema herzlich gedankt, das m. E. bei dieser baugeschichtlichen Betrachtung einen äußerst wichtigen Hintergrund aufhellt und jene Zeit sowie die Jerusalem-Reise Konrads charakterisiert.

366 Herimanni Augiensis *Chronicon* a. a. 934, MGH SS V, S. 113.

367 W. ERDMANN u. A. ZETTLER, *Reichenau-Mittelzell*, 1974, wie Anm. 93, S. 510 ff.; siehe oben S. 69.



gelegenen Reichenau um 930 lebendig war, konnte Bischof Konrad nicht unbekannt gewesen sein. Er teilte sie doch, indem er dreifach ins heilige Land reiste, ebenso die heiligen Stätten baulich zu wiederholen suchte und, wahrscheinlich über Bischof Ulrich von Augsburg von Alawich von Reichenau, eine Mauritiusreliquie erwarb, um den „Wächter“ Mauritius über die Konstanzer „Heiligen Stätte“, dem dortigen Hl. Grab, wachen zu lassen. Mit Pelagiusgrab und dem Neubau von St. Mauritius war ein Heiligtum entstanden, wie zuvor Anfang des Jahrhunderts mit den heilsgeschichtlich bedeutenden Reliquien des Hl. Blutes und des Evangelisten Marcus auf der Reichenau sowie der Gruppe der Ortsheiligen St. Gallus, St. Otmar, St. Magnus in St. Gallen, deren Bauten zeitlich breit gestreut im Laufe des 9. Jahrhunderts errichtet worden waren<sup>366</sup>.

In der Tat sind die Jerusalem-Zitate in der Bautätigkeit Konrads zu deutlich, als daß man verneinen könnte, er habe den Bereich um das Münster zu einem „Jerusalem“ gemacht, zu einer Gruppe von Bauten, die sehr direkt und dinglich die Heilstätten vergegenwärtigen und ihren Sinngehalt herbeizwingen und am Ort fixieren<sup>369</sup>. Im Blick auf die gesamte Bautätigkeit Bischof Konrads in Konstanz nimmt die St.-Mauritius-Kreuzrotunde eine besondere Stellung ein. Die übrigen Kirchenneubauten Konrads folgen in ihrer Lage und ihrem römischen Vorbild Patrozinien, so daß die fünf Patriachatskirchen des päpstlichen Sitzes – Santa Maria Maggiore, San Giovanni in Laterano, San Paolo fuori le mura, San Lorenzo fuori le mura, San Pietro in Vaticano – in Konstanz mit entsprechenden Kirchen vertreten waren<sup>370</sup>: Kathedrale St. Maria und Pelagius<sup>371</sup>, St. Johann, St. Paul, das außerhalb der Stadtmauern lag, ebenso wie St. Lorenz und das über dem Rheinausfluß gelegene, von St. Gebhard II. (979–995) gegründete Benediktiner-Reformkloster St. Gregor-Petri domus, Petershausen, das nach dem Vorbild von Alt-St. Peter errichtet wurde. Wiederholte Bischof Konrad die stadtrömische

368 Zu den Kirchenfamilien in Basel und Konstanz sowie Reichenau und St. Gallen, ferner zukünftig ausführlich: W. ERDMANN, wie Anm. 355.

369 Formulierung nach G. BANDMANN, Mainzer Kopf, 1956, wie Anm. 350, S. 161.

370 H. MAURER, Konstanz, 1973, wie Anm. 4; Ders., Konrad, 1975, wie Anm. 64, bes. S. 49. Die auffällige Lage von St. Mauritius nördlich der Münsterachse (siehe oben S. 65 und 93) kann außer durch praktische Notwendigkeit und vorhandene Gebäude sowie das erörterte Vorbild in Jerusalem auch durch entsprechende Befunde in Rom bei Alt-St. Peter begründet sein, so daß die Konstanzer Disposition des „Jerusalems“ zugleich mit der Rom-Kopie übereingeht. Einmal liegt in Rom südwestlich von St. Peter, in eben der gleichen Lage wie St. Mauritius in Konstanz, nämlich links der Längsachse des Baues (St. Peter, Rom, ist gewestet!), die Hl.-Kreuz-Kirche, wo der Hauptraum östlichen und palästinensischen Vorbildern folgend, einen fünfzähligen Kubusbau in kreuzförmiger(!) Anlage darstellt. Hl. Kreuz in Rom steht im Grundriß über einem Quadrat, so daß sich ein zwölfzähliges Raumgefüge (mit Apsis) ergibt (G. DEHIO und G. v. BEZOLD, Die kirchliche Baukunst des Abendlandes, Stuttgart, 1884–1901, Nachdruck Hildesheim 1967, Atlas-Bd. I, Taf. 18, Bd. I, S. 112; F. GERKE, Spätantike und frühes Christentum, Baden-Baden 1967, S. 94, Fig. 12). Ferner waren an das südliche Westquerhaus (wiederum wie in Konstanz links vom Altar) Rotunden angefügt (siehe oben S. 72), in denen bedeutende Reliquien verehrt wurden, aber im Beginn des 3. Jahrhunderts und um 400 als Mausoleen errichtet worden waren (R. KRAUTHEIMER, Architecture <sup>2</sup>1975, wie Anm. 283, S. 55 ff., 66 ff., mit älterer Lit.). Dieser Disposition folgt auch die Konrad bekannte Reliquien-Rotunde St. Jacob in Zürich (siehe oben S. 71 f.).

371 Zum Mitpatron Pelagius: H. MAURER, Konstanz, 1973, wie Anm. 4, S. 24, 36–44.

Kirchendisposition, so daß Konstanz zum Abbild Roms wurde, so schuf er zugleich ein „Jerusalem“ und verband beide zu einem Kirchenbild, zu einem „Großheiligtum“, das zu den Heiligtümern auf der Reichenau mit ihren Orientreliquien und St. Gallen mit den bedeutenden Lokalheiligen in Konkurrenz trat und übergeordneten Anspruch formulieren sollte<sup>372</sup>. Dem entspricht, daß etwa die komplexe Anlage in Bologna während des Frühmittelalters immer wieder als „Jerusalem“ bezeichnet wurde<sup>373</sup>. Und auch die Busdorfkirche in Paderborn hat, ohne daß sie weitere Bauten wie Bologna als Jerusalemkopie vorzuweisen hatte, im 11. und frühen 12. Jahrhundert nachweislich die Bezeichnung „Jerusalem“ getragen<sup>374</sup>.

#### *Ulrich von Augsburg und Konrad von Konstanz als Bauherren*

Bischof Konrads Beweggrund, eine Hl.-Grab-Nachbildung zu errichten, muß aber nicht allein in seiner Jerusalem-Reise, den ähnlichen Bauten seiner Kenntnis und der bereits im Abendland vorhandenen Bautradition mit dem dazugehörigen literarischen Hintergrund begründet sein. Er könnte auch in manchem seinem Vorbild, Gönner und Freund Ulrich von Augsburg gefolgt sein, der ihm offenkundig die St.-Mauritus-Reliquie für seinen Kirchenneubau um 940 verschafft hatte<sup>375</sup>. Ulrich von Augsburg errichtete nämlich einen ebensolchen kreuzförmigen Bau, wie Konrad, auf dem Kathedralfriedhof. Er weihte ihn St. Johann Bapt. Sein recht zuverlässiger Biograph Gerhard berichtet davon in seiner Vita des Heiligen<sup>376</sup> im Kapitel XX, das er „*De constructione aecclesiae sancti Iohannis baptistae*“ überschrieb<sup>377</sup>. Auf dem Friedhof der hl. Maria habe Ulrich eine Kirche in der Form eines Kreuzes gebaut und nach Vollendung mit fünf Altären ausgestattet. Sie sei zu Ehren des hl. Johannes geweiht und in ihr ein aus Stein gehauenes Taufbecken aufgestellt worden. Ulrich habe angeordnet, daß die Domgeistlichkeit allwöchentlich am Samstag und den hohen Feiertagen die Kirche in Prozession zu besuchen und Evangelienbuch, Kreuze und Lichter mitzuführen habe. Überdies sollte in der Osterliturgie St. Johann Bapt. eine besondere Rolle spielen. Ulrich selbst pflegte dort häufig die Messe zu lesen<sup>378</sup>. So ist eine besondere Wertschätzung dieses kreuzförmigen Baues durch Ulrich belegt, die sich auch in anderen Berichten der Vita niederschlägt<sup>379</sup>. St. Johann Bapt. hat man archäologisch untersucht, jedoch einen völlig anderen Baukörper, nämlich eine

372 H. MAURER, Der Bischofssitz Konstanz als Hauptstadt in Schwaben, in: Schriften d. Vereins f. Gesch. d. Bodensees und seiner Umgebung 91, 1973, S. 1–15, bes S. 5; Ders., Konrad, 1975, wie Anm. 64, S. 50.

373 Siehe oben S. 85.

374 K. HONSELMANN, Busdorfkirche, 1935, wie Anm. 332, S. 198 f.; H. LAHRKAMP, Jerusalemfahrten, 1956, wie Anm. 332, S. 271.

375 Zum Verhältnis Ulrichs zu Konrad siehe H. MAURER, Konrad, 1975, wie Anm. 64, S. 42 ff.; zur Mauritiusreliquie siehe oben S. 67 ff.

376 Siehe oben S. 67 ff.

377 MGH SS IV, S. 385.

378 MGH SS IV, S. 407.

379 MGH SS IV, S. 392, 413. Cap. 4, 27.

Basilika, gefunden<sup>380</sup>; wegen der eindeutigen zeitgenössischen Aussage des Biographen muß überlegt werden, ob man wirklich den Bau Ulrichs erfaßt hat, die ergrabene Kirche nicht vielleicht eine andere ist, auf die später das Patrozinium der Kreuzkirche übertragen wurde.

Ulrichs Vorliebe für einen kreuzförmigen Bau scheint sich auch nach seiner Kanonisation 993 niedergeschlagen zu haben; denn es fällt auf, daß frühe Ulrichskirchen Zentralbauten sind. So wurde noch im Jahre der Kanonisation oder 994 die kreuzförmige mit einem achtseitigen Klostergewölbe versehene St.-Ulrichs-Kirche in Wieselburg vom Schüler Ulrichs, Bischof Wolfgang von Regensburg, geweiht (Abb. 29)<sup>381</sup>. 996 kam die Ulrichsreliquie ins Elsaß, für die ebenfalls ein Kreuzbau errichtet wurde, der Tetrakonch von Avolsheim (Abb. 30)<sup>382</sup>. Und als man in St. Gallen daran dachte, dem großen Schüler des eigenen Klosters einen Altar zu weihen, so errichtete man ihn in der von Abt Ulrich I. vor 990 erbauten Rotunde zum Hl. Grab östlich der Abteikirche (Abb. 40)<sup>383</sup>. Diese bevorzugte Verwendung von Zentralräumen für Ulrichspatrozinien läßt vielleicht Rückschlüsse auf die Bautätigkeit Ulrichs zu. Ein von ihm in Kreuzform errichteter Bau läßt sich nachweisen. Suchte Bischof Konrad von Konstanz Entsprechendes zu wiederholen?

Die Vita Ulrichs von Augsburg berichtet auch davon, wie dieser Bischof sein Grab vorbereitet hat. Im Kapitel XIV wird erzählt, daß er durch eigens dafür herbeigerufene Grab-Bauleute an der südlichen Außenwand der St.-Afra-Kirche einen Grabbau errichten ließ, der nach außen ummauert und durch einen Wanddurchbruch mit dem Kircheninnern verbunden gewesen sei. Die gemauerte Gruft sei gewölbt gewesen und man habe zusätzlich eine Holzdecke eingezogen. Und nachdem er so für sein Begräbnis vorgesorgt habe, pflegte Ulrich freitags dieses Grab aufzusuchen, um dort, gemeint ist wohl in St. Afra, an einem Altar nahe oder direkt vor dem beschriebenen Wanddurchbruch, eine Messe zu lesen.<sup>384</sup> Das Grab war offenbar oberirdisch sichtbar, aber nicht wesentlich über dem Niveau erhaben, wie der Bericht von Ulrichs Bestattung belegt, in dem es heißt, man habe in Bodenhöhe das Grab mit Steinen vermauert<sup>385</sup>. In diesem Zustand wurde auch 1183 das Grab bei der Öffnung vorgefunden<sup>386</sup>. Viele Einzelheiten der Beschreibung des Ulrichsgrabes passen auch auf Konrads Grabanlage. Sie liegt außerhalb der Kirche, ist aber mit dem Kirchenbau eng verbunden, in Augsburg mit einer Fensteröffnung, in Konstanz mit einer tiefen Nische, die ebenfalls nahelegt anzunehmen, die Rotundenmauer sei an dieser Stelle gänzlich durchbrochen gewesen.

380 Vorromanische Kirchenbauten, 1966–71, wie Anm. 70, S. 30 f.

381 H. LADENBAUER-OREL, Wieselburg, 1972, wie Anm. 343.

382 Wie Anm. 340.

383 E. POESCHEL, Die Kunstdenkmäler des Kantons St. Gallen, Bd. III: Die Stadt St. Gallen, Teil 2, Das Stift, Basel 1961, S. 68 f.; siehe unten S. 106 und S. 130.

384 MGH SS IV, S. 403, cap. 14.

385 Ebenda, S. 415, cap. 27.

386 *Translatio s. Udalrici*, ebenda, S. 427 f.; zur Baugeschichte von St. Ulrich und Afra sowie ihren Belegen in den Schriftquellen zukünftig: J. WERNER, Hrsg., Die Ausgrabungen in St. Ulrich und Afra in Augsburg 1961–1966, München 1977 (= Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte, Bd. 23), im Druck.

Der Bestattungsweise „ad sanctos“, wie sie Ulrich vorbereitete, entspricht jener Konrads an der Rotunde, an seiner „Auferstehungskirche“, seinem „Jerusalem“. Die oben besprochenen Vergleichsbauten zeigen eben den gleichen Befund; sie wurden als bevorzugter Bestattungsort gewählt. Bei dem Grabe Bonifatius errichtete man eine Hl.-Grab-Nachbildung; Abt Eigil ließ sich in St. Michael bestatten; in Hersfeld liegen die beiden Erzbischofgräber in direktem Kontakt mit dem Hl.-Grab- und Reliquien-Monument. In St. Gallen hatte Salomo III. sein Grab in St. Mang vorbereitet, ohne jedoch dort begraben worden zu sein. Abt Purchar d. I. wurde 971 in seiner Gründung, der Kapelle zum Hl. Kreuz und St. Gallus, bestattet<sup>387</sup>. Bischof Meinwerk von Paderborn fand in seinem „Jerusalem“, der Bußdorfkirche, die letzte Ruhe. Die Stifterfamilie in Hochelten liegt in direktem Kontakt mit dem Rotundenbauwerk außerhalb der Rundkirche; die Gräber wurden in die Fundamente eingespitzt. Es sind nur jene Beispiele, deren Architektur bereits zur Sprache kam. Sie lassen sich jedoch vermehren, war doch der Zentralraum seit der Antike bevorzugt Mausoleumsarchitektur<sup>388</sup> und wurden von der Grabrotunde König Sigismunds in Genf im frühen 6. Jahrhundert<sup>389</sup> über karolingische Rotunden, wie jene Bischof Erchanberts in Freising, wohl ein Hl.-Grab-Bau, in dem der Stifter 843 sein Grab fand<sup>390</sup> bis zur Rotunde des 11. Jahrhunderts<sup>391</sup> an St. Peter in Löwen, der Zentralbau gern als Grabkirche genutzt, wenn er nicht sogar als solche errichtet wurde<sup>392</sup>. Das gilt etwa auch für die Aachener Pfalzkapelle und das Grab Karls des Großen, der außerhalb der Kirche im Vorbau bestattet worden war<sup>393</sup> und sowohl an das Grab des Königs, Priesters und Propheten Adam im Erdmittelpunkt erinnert<sup>394</sup> als auch an das Grab Pippins in St. Denis<sup>395</sup>. Kurzum, die Lage des Konradsgrabes hat eine lange Tradition in der

387 J. DUFT, Die Gallus-Kapelle zu St. Gallen und ihr Bilderzyklus, St. Gallen 1977 (= 117. Neujahrsblatt, hrsg. v. Hist. Ver. d. Kts. St. Gallen), S. 19 ff. Vgl. unten S. 105 f.

388 A. GRABAR, Martyrium, 1946, wie Anm. 242.

389 Vorromanische Kirchenbauten, 1966–71, wie Anm. 70, S. 91 ff.

390 A. VERBEEK, Tongern und Maastricht, 1958, wie Anm. 89, S. 356.

391 G. BANDMANN, Chorscheitelrotunde Löwen, 1974, wie Anm. 92.

392 Auflistung und Besprechung von Bauten siehe Anm. 322.

393 L. HUGOT, Der Westbau des Aachener Domes, in: Aachener Kunstbl. 24/25, 1962/63, S. 108–125; H. BEUMANN, Grab und Thron, 1967, wie Anm. 203; L. HUGOT, Der Reichssitz im Aachener Dom. Karl der Große und „sein“ Thron. Neues Material zur Datierungsfrage, in: Aachener Volkszeitung, Beilage Wort und Werk, Nr. 115, 20. Mai 1967; Ders., Datierung des Karlsthrons, ebenda, Nr. 134, 12. Juni 1968; W. ERDMANN u. A. ZETTLER, Reichenau-Mittelzell, 1974, wie Anm. 93, S. 518, Anm. 304. TH. WINANY, Umstrittener Marmorhron, hat Karl der Große je darauf gegessen?, FAZ vom 9. 8. 1976, Nr. 174, S. 15. Auffälligerweise stand über dem Grabe Karls im Obergeschoß des Westbaues ein gewesteter(!) Salvatoraltar, in dem sich eine Herrenreliquie befand. Das Verhältnis dieses Salvatoraltares zum Grab Karls sowie des darüberstehenden Außenthrones, dem eine Bedeutung im Krönungszeremoniell (als Reichsmittelpunkt?) zukam, zur Anlage in Jerusalem, wo über dem Grabe des Königs Adam im Weltmittelpunkt das Kreuz Christi stand und zukünftig das Weltgericht gehalten werden soll, ist bedeutsam. Es ist ein auffälliges Zitat, wenn überdies über Grab und Thron Karls die täglich wiederholbare liturgische Parusie der Gotteserscheinung in Christus und der endzeitlichen Parusie in Jerusalem entspricht.

394 Siehe oben S. 94; vgl. H. SCHMIDT, Aachen und Jerusalem, 1974, wie Anm. 325.

395 Wie Anm. 203.



frühmittelalterlichen Baupraxis und Bischof Ulrich von Augsburg gab dem Konstanzer Freund mit seiner Grabanlage ein Beispiel.

Ein weiteres Licht auf den Bau Bischof Konrads mag ein Blick auf jene Bauten werfen, die parallel zu St. Mauritius oder wenig später entstanden, aber noch zu Lebzeiten Konrads errichtet wurden und auf deren Baugestalt er möglicherweise im Sinne der formalen oder inhaltlichen Lösung von St. Mauritius hat Einfluß nehmen können. Dabei ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß die kurz vor der Konstanzer Rotunde auf der Reichenau errichtete Hl.-Blut-Kapelle<sup>396</sup> ebenso als Vorbild wirksam wurde. 948 weihte Bischof Konrad in der Reformabtei Einsiedeln den Neubau seiner Kirche. In ihr stand frei als Monument die „Meinradskapelle“, verbunden mit dem Kreuzaltar; es ist schon darauf hingewiesen worden, daß hier formal analog zum Hl. Grab in der Konstanzer Rotunde verfahren wurde<sup>397</sup>. Abt Purchar d I. (958–971, † 975) ließ in St. Gallen an der Stelle, wo der hl. Gallus über einen Dornbusch gestrauchelt sein soll, eine Kapelle zum Hl. Kreuz und St. Gallus errichten; der Neubau geschah in ausdrücklichem Einvernehmen mit Bischof Konrad, der den Bau auch weihte. Das Patrozinium legt einen kreuzförmigen Bau nahe. Abt Purchar d ließ sich an diese Kapelle einen Holzverschlag als Inklusenzelle anbauen und wollte vor (!) der Kapelle bestattet sein. Bischof Konrad untersagte Purchar d jedoch das Inklusenleben wegen dessen Gesundheitszustandes<sup>398</sup>. Mit der Hl.-Kreuz-Kapelle scheint ein direkter Bezug auch zu dem Kreuzbau St. Mang und der dortigen Inklusen formuliert worden zu sein<sup>399</sup>.

Am Beispiel der Hl.-Kreuz-Kapelle in St. Gallen wird deutlich, daß es nichts Außergewöhnliches war, sich bereits zu Lebzeiten ein Grab zu bestimmen und einen dazugehörigen Memorialbau als „Gebetsvorsorge“ zu errichten. Eben gleiches hatte auch Ulrich von Augsburg getan, der zudem seinen zukünftigen Bestattungsort mit häufigem Messelesen auszeichnete. Auch Konrad betrieb eine „Gebetsvorsorge“, indem er seinen zukünftigen Bestattungsort so wählte, daß der Sarkophag vom Münster her einsehbar war und er, wegen dieser Sichtverbindung, in das Gebet der Kleriker wie der Pilger zum Hl. Grab mit eingeschlossen werden konnte und gegenwärtig war. Durch den Wanddurchbruch war Ulrich von Augsburg als Toter mit dem Kult in St. Afra verbunden und nahm an ihm teil. In Konstanz hat das vielleicht gar in doppelter Weise gegolten, wenn man einen Durchbruch der Grabnische zur Rotunde hin annimmt. Eine solche „Gebetsvorsorge“ ist ebenso in anderer Weise für Bischof Konrad überliefert. Auffälligerweise wird 962 von Otto I. dem Bischof Konrad und für den Fall seines Todes dem Konstanzer Domkapitel Breisgauer Besitz übereignet, damit es für sein und seiner Eltern Seelenheil bete, aber zugleich auch für das Seelenheil des

396 Siehe oben S. 69, 98 f.

397 Siehe oben S. 83 f.

398 Ekkehard IV. Casuum s. Galli Continuatio I, cap. 122, MGH SS II, S. 135 f.; E. POESCHEL, St. Gallen, Das Stift, 1961, wie Anm. 383, S. 72; J. DUFT, Notker der Arzt, St. Gallen 1972, S. 21, 48 f.; Ders., Bischof Konrad und St. Gallen, in: Der heilige Konrad, Bischof von Konstanz, Freiburg 1975 [= FDA 95, 1975], S. 56–66, bes. S. 62 f.; Ders., Gallus-Kapelle, 1977, wie Anm. 387, S. 20 f.

399 Siehe oben S. 69 ff.



noch lebenden Bischof Konrad<sup>400</sup>, der Otto I. soeben auf dessen Romzug begleitet und der Kaiserkrönung beigewohnt hatte. 968 schloß Bischof Konrad erneut eine Gebetsverbrüderung, es war die dritte, mit der Abtei St. Gallen. Er setzte Einkünfte für die Feier seines Anniversariums aus und erbat sich von den Mönchen, sie möchten ihn in das tägliche Gebet für den Kaiser und andere Wohltäter, das in der Friedhofskapelle St. Peter gehalten wurde, mit einschließen und für ihn den 142. Psalm, den siebten Bußpsalm, singen. Ferner möge man für ihn, d. h. noch zu Lebzeiten wie für einen Toten, drei Oratorien in Messen einfügen, die dort in der Friedhofskapelle für Verstorbene gelesen würden<sup>401</sup>. Gebetsvorsorge solcher Art paßt gut zu dem Befund des Konradgrabes, das sich mit seiner Lage ebenso als eine indirekte Gebetsvorsorge ausweist.

### *Ergebnis und Nachfolgebauten*

Die Gründung Bischof Konrads ist somit ein vielschichtiger Vorgang; die oft sehr ausgreifenden Erörterungen ließen das deutlich werden. Das Bauwerk selbst, das darin stehende Hl.-Grab-Monument, das vorbereitete Grab Bischof Konrads und der Gründungsvorgang sind eingebunden in ein vielfältiges Geflecht von Beziehungen und Abhängigkeiten; keine Erscheinung läßt sich monokausal erklären, sondern sie hat mehrere Begründungen unterschiedlicher Gewichtigkeit. So kannte Konrad bereits Bauten, die dem Hl. Grab formal und inhaltlich folgten, er stellte sich mit seiner Gründung in eine lange abendländische Tradition und baute zu einer Zeit, die allgemein und besonders auf der nahen Reichenau durch eine Jerusalem-Begeisterung gekennzeichnet war, ja reiste selbst dreimal an die heiligen Stätten. Konrad konnte so eigene Seherfahrungen, die andere vor und nach ihm in gleicher Weise machten, in ebensolcher Weise umsetzen. Er folgte aber außerdem Vorbildern seiner Zeit, etwa dem Ulrichs von Augsburg.

Konrad hatte noch im 10. und frühen 11. Jahrhundert Vollender und Nachahmer gefunden, Gebhard II. von Konstanz und Meinwerk von Paderborn. Bei der Betrachtung des Neubaus von St. Mauritius scheinen diese vielfältigen Beziehungen, Bedingtheiten, Begründungen und Abhängigkeiten auf. Für einen Chronisten des frühen 12. Jahrhunderts war, bedingt durch die nun bessere Kenntnis der heiligen Stätte seit dem I. Kreuzzug, am auffälligsten, daß Bischof Konrads Bauwerk dem Hl. Grab glich, zu dem er gewallfahrt war. Und diese hervorsteckende Eigenschaft notierte Oudalscalc von Augsburg und überlieferte sie. Die anderen Bezüge traten für diese Chronisten zurück; sie erschließen sich erst nachträglich dem heutigen Betrachter mittelalterlicher Geschichte und Baugeschichte, naturgemäß aber nur als Teilbild.

Die beiden Rotundenbauten auf der Insel Reichenau und in Konstanz, sowie auch die wahrscheinlich ältere in Zürich, haben im Bodenseegebiet Nachfolger gefunden<sup>402</sup>. Bereits zu Konrads Lebzeiten wurde die Hl.-Kreuz-Kapelle in St.

400 H. MAURER, Konstanz, 1973, wie Anm. 4, S. 27; Ders., Konrad, 1975, wie Anm. 64, S. 45, 50f.

401 J. DUFT, Konrad, 1975, wie Anm. 398, S. 58–61.

402 A. KNOEPFLI, Kunstgeschichte, 1961, wie Anm. 69, S. 190ff.; W. ERDMANN u. A. ZETTLER, Reichenau-Mittelzell, 1974, wie Anm. 93, S. 513f.

Gallen errichtet, über deren Bauform wir nichts wissen. Das Patrozinium läßt aber vermuten, es habe sich um einen kreuzförmigen Bau gehandelt. Bischof Konrad hat ihn selbst geweiht<sup>403</sup>. Gegen Ende des 10. Jahrhunderts wurde in St. Gallen die Kapelle des Hl. Grabes erbaut. Bauherr war Abt Ulrich I. (984–990), der die Kapelle reich mit Gold und Wandmalereien geschmückt hat. Der Bau besaß neben dem Altar der Dreifaltigkeit, dem des Hl. Kreuzes, dem der Muttergottes dedizierten und dem des hl. Johannes Bapt. auch einen Ulrichsaltar<sup>404</sup>. Das Bauwerk ist von Hans Rudolf Sennhauser angegraben worden<sup>405</sup>. Die Rotunde (Abb. 40)<sup>406</sup> liegt östlich des Chores der Abteikirche St. Gallus und aus deren Längsachse nach Norden verschoben. Hierin folgt sie dem Konstanzer Vorbild.

In Weingarten wurde 1124 eine Rotunde geweiht, die der Hl.-Blut-Reliquie als Aufbewahrungs- und Verehrungsort errichtet worden war. Die Reliquie hatte die Gattin Welfs IV., Judith, um 1090 dem Kloster geschenkt. Die Rotunde war das erste Bauwerk eines Neubaues der Abteikirche; sie kam im Westen des Langhauses auf dessen Nordseite zu liegen<sup>407</sup>. Damit nimmt es auf die römischen Rotunden an St. Peter und Zürich Bezug. Ob damit allerdings auch ein Zitat der Konstanzer Konradsrotunde gemeint ist, kann nicht nachgeprüft werden, ist aber möglich, wurde doch durch die Welfen das Gedächtnis an ihren Vorfahren Konrad von Konstanz besonders gepflegt, so daß eine Wiederholung von Konrads Bauform, der Rotunde, an der die Familiengrablege der Welfen sinnvoll erscheint<sup>408</sup>.

#### *Das Stiftergrab und seine weitere architektonische Ausgestaltung*

In dem Grab, das Bischof Konrad sich bereitet hatte, wurde er 975 bestattet; Oudalscalc berichtet davon:<sup>409</sup> „*Spiritu itaque ad coelestem patriam assumpte, sanctum corpus eius cum omni reverentia sepultum est ante ecclesiam sancti*

403 Wie Anm. 398.

404 Casuum s. Galli Continuatio II., MGH SS, S. 150 f.; E. POESCHEL, St. Gallen, Das Stift, wie Anm. 383, S. 68. Da der anonyme Fortsetzer der St. Galler Klostergeschichten nach 1076 schreibt [E. URL, Casus s. Galli, 1969, wie Anm. 235, S. 34 ff.], ist dort der Zustand des 11. Jahrhunderts geschildert, der kaum der Altarposition von 990 entsprechen dürfte, da Ulrich von Augsburg doch erst 993 kanonisiert worden ist.

405 A. REINLE, Kunstgeschichte, 1968, wie Anm. 74, S. 94, 113, Abb. 88.

406 Siehe unten S. 120, Anm. 493, 494.

407 K. HECHT, Die mittelalterlichen Bauten des Klosters, insbesondere die beiden ersten Münster, in: Festschrift zur 900-Jahr-Feier des Klosters 1056–1956, hrsg. v. G. SPAHR, Weingarten 1956, S. 254–327, bes. S. 283 f., 295 ff.; A. NAGEL, Das Hl. Blut Christi, ebenda, S. 188–229, bes. S. 188–191, 194–199; A. KNOEPFLI, Kunstgeschichte, 1961, wie Anm. 69, S. 192, 248 ff.; G. SPAHR, Kreuz und Blut Christi in der Kunst Weingartens, Konstanz, 1962, S. 96 f.

408 O. G. OEXLE, Bischof Konrad von Konstanz in der Erinnerung der Welfen und der welfischen Hausüberlieferung während des 12. Jahrhunderts, in: Der heilige Konrad, Bischof von Konstanz, Freiburg 1975 (= FDA 95, 1975), S. 7–40, bes. S. 23 ff.

409 MGH SS IV, S. 434, cap. 11.

*Mauricii matris, quam ipse construxit et in qua sepulchrum Domini, sicut iam ante diximus, miro opere decoravit.*“ Nach seinem Tode wurde der Leichnam Bischof Konrads mit großer Ehrfurcht vor der Kirche des heiligen Märtyrers Mauritius beigesetzt, jener Kirche, die er selbst gebaut hatte und in der sich das von ihm reich geschmückte Hl. Grab befand. Die zweite Vita setzt überdies ausdrücklich hinzu, daß Konrad dort bestattet worden sei, wo er es noch zu seinen Lebzeiten angeordnet und vorbereitet habe, „*sicuti ipse adhuc vivens disposuerat*“.<sup>410</sup> Das Reichenauer Martyrolog aus der Mitte des 11. Jahrhunderts berichtete bereits von Wundern an Konrads Grab<sup>411</sup>; er muß also zu jener Zeit, kaum achtzig Jahre nach seinem Tode bereits verehrt worden sein. Und in seiner Chronik vermerkte Hermann der Lahme, nach dem Tode Bischof Notings sei Konrad Bischof geworden, der sich sowohl durch Abstammung als auch seine Lebensführung ausgezeichnet und sein Bistum 41 Jahre rühmlich geleitet habe: „*Counradus, genere et vita praenobilis, praesul ordinatus, 41 per annos illam nobiliter rexit aecclesiam.*“<sup>412</sup> Zu Konrads Tod vermerkt Hermann: „*Constantiae sanctae memoriae Counradus episcopus 6. Kal. Decemb. hac vita decessit . . .*“, heiligen Angedenkens verschied Bischof Konrad am 26. November in Konstanz.<sup>413</sup> Auch diese Notizen, außergewöhnlich positiv, blickt man auf Hermanns Wortwahl, auch im Hinblick auf die übrigen Personenbeschreibungen, lassen erkennen, daß Konrad bald nach seinem Tode Verehrung genossen hat.

Wie dies geschah und welche Wunder sich am Grabe ereigneten, berichtet der kritische Oudalscalc in den Kapiteln XII–XXIII, dem zweiten Buch, seiner Konradsvita<sup>414</sup>. Dabei wird deutlich, daß ein oberirdisches Monument sichtbar gewesen sein muß und Teile des Sarkophages, um den man, zumindest teilweise, herumgehen und sich dort auch lagern konnte<sup>415</sup>.

In der zweiten Konradsvita<sup>416</sup> heißt es im ersten Kapitel des dritten Buches<sup>417</sup>: „*Igitur cum permulta temporum curricula diversis temporibus plurima apud sepulchrum beatissimi praesulis Kōnradi miraculorum clarescerent insignia, celebre nomen eius ubique ferebatur. Factum est autem temporibus venerandi antistitis Gebehardi, eiusdem nominis tercii, placuit eidem episcopo, et consilio habito cum beatae recordationis Heinrico praeposito ac vicedomno eiusdem loci, ac tocius cleri ac populi contionis voto in unum concordante, transtulerunt corpus eius de priori sepulchro in aecclesiam sanctae Dei genitricis Mariae, ibique cum omni honore et reverentia posuerunt illud retro altare sanctae Crucis, sub pulpito eiusdem aecclesiae, ne videlicet clarissima lucerna sub modio lateret absconsa, set omnibus qui in domo sunt eius claritas fieret manifesta.*

*Praefatus vero Heinricus prioris locum monumenti altius exstructum celebri*

410 Ebenda, S. 440, cap. 23.

411 Siehe oben S. 66 f.

412 MGH SS V, S. 113, a. a. 934.

413 Ebenda, S. 116, a. a. 974.

414 MGH SS IV, S. 434–436, vgl. oben S. 73 f.

415 J. CLAUSS, Konrad, 1947, wie Anm. 159, S. 19–29, 68 f., 70 ff.; W. MÜLLER, Verehrung des Hl. Konrad, 1975, wie Anm. 177, S. 159 ff., bes. 167 ff.; R. NEUMÜLLERS-KLAUSER, Kanonisation, 1975, wie Anm. 264, S. 72 ff., 78.

416 Siehe oben S. 74, Anm. 267 u. 268.

417 MGH SS IV, S. 441, cap. I.

*memoria decoravit, capellam etiam antiquitus inibi constructam, set tunc desolatam, destruxit, aliamque in sublimi aedificavit, quam in honore sancti Nicolai dedicari fecit. Novum etiam tumulum variis ornamentis decoravit, idemque totum eiusdem loci claustrum renovavit novisque structuris exornavit.*"

In diesem Kapitel erfahren wir einiges über die Baugeschichte des 11. und frühen 12. Jahrhunderts und die Rolle, die Propst Heinrich dabei spielte<sup>418</sup>. Auf Drängen Heinrichs entschloß sich Bischof Gebhard III. anläßlich einer in Konstanz gehaltenen Synode, wohl jener von 1094<sup>419</sup>, auf einstimmigen Wunsch sowohl der Klerikerschaft als auch des Volkes, die Gebeine Konrads in den Chor des Münsters zu überführen<sup>420</sup>. Propst Heinrich gestaltete die ehemalige Grabstätte baulich um. Er fand eine ältere Kapelle über dem Grabe vor, von der wir sonst nichts wissen, auch nicht, wann sie errichtet worden war. Sie muß aber schon alt gewesen sein, denn ihr baulicher Zustand war schlecht. Möglicherweise hatte sie auch unter dem Erdbeben von 1052 gelitten, das die Kathedalkirche zum Einsturz gebracht hatte<sup>421</sup> und Anlaß war, über alten Fundamenten den 1065 teileigeweihten und 1089 endgültig geweihten Münsterbau zu errichten<sup>422</sup>. Es ist daher anzunehmen, daß mit den ersten Berichten über eine Verehrung des Konradsgrabes eine darüberstehende Kapelle vorhanden war, also spätestens in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts eine solche errichtet wurde, falls ein solcher Bau, war er doch um 1094 bereits baufällig, nicht doch schon in das 10. Jahrhundert datiert. Eine derartige Baumaßnahme über dem Grabe Konrads setzt ohne Zweifel eine Veränderung des westlichen Kreuzflügels der St.-Mauritius-Rotunde voraus.

Diese Kapelle ließ Heinrich gegen Ende des 11. Jahrhunderts abbrechen und höher (. . . *aliamque in sublimi aedificavit*, . . .) neuerbauen. Da die spätere Konradikapelle um 1300 doppelgeschossig errichtet wurde<sup>423</sup>, ist nicht auszuschließen, daß man auf eine vorhandene, von Propst Heinrich geschaffene, ebensolche Lösung zurückgriff, wie es der Wortlaut der Quelle beschreibt. Heinrich ließ auch das Grabmonument Konrads entfernen und eine neue Memoria errichten und reich schmücken. Reste davon hat Karl Marbe 1875 gefunden und festgestellt, daß die bauplastischen Teile dem Formenapparat des 1089 geweihten Münsters entsprechen<sup>424</sup>. Die Schriftquelle bestätigt dies und läßt vermuten, man habe nach dem Neubau und der Weihe des Münsters die Umgebung baulich saniert oder gar neu gestaltet. Heinrich neuerte ja nicht nur die Kapelle über dem Konradsgrab, die er dem Hl. Nikolaus weihen ließ, sondern auch die daran anschließenden Konventsgebäude.

418 Siehe oben S. 74, Anm. 267 u. 268.

419 E. REINERS-ERNST, Regesten, 1956, wie Anm. 48, S. 8, Nr. 48; es handelt sich allerdings um eine spätmittelalterliche Überlieferung.

420 Dazu ausführlich bereits K. MARBE, 1875, wie Anm. 157; vgl. J. CLAUSS, Konrad, 1947, wie Anm. 159, S. 70 f.; H. REINERS, Konstanz, 1955, wie Anm. 68, S. 438 ff.

421 Herimanni Augiensis Chronicon, a. a. 1052, MGH SS V, S. 132: *Constantiae basilica sanctae Mariae corrui*.

422 E. REINERS-ERNST, Regesten, 1956, wie Anm. 48, S. 5 ff., Nr. 30–36, 42–46. Zum Baubestand siehe unten S. 130 ff.

423 Siehe oben S. 48 f.

424 Siehe oben S. 53 ff.



Sowohl die ältere Kapelle über dem Grab Konrads als auch die von Propst Heinrich neu errichtete setzen einen Zugang vom Münster aus voraus, zudem ist ein entsprechender Abgang gefunden worden<sup>425</sup>. Es muß bei den zukünftigen Untersuchungen auch die Frage gestellt werden, ob und wie der nördliche Kryptenraum zu einem Vorraum der Grabkapelle Konrads umbaut und erweitert wurde. Da offenkundig vor dem Münsterneubau seit 1052 schon eine Verehrung des Grabes nachgewiesen und zudem eine Kapelle anzunehmen ist, besteht die Möglichkeit, daß bereits vor dem Münsterneubau, spätestens jedoch anlässlich dieser Baumaßnahme, Teile der Krypta als Vorraum für die Grabkapelle Konrads umgestaltet wurden. Der gotische Vorraum zur Konradskapelle hat mindestens einen vorgotischen Vorgänger gehabt.

Der Augenzeuge Oudalscalc berichtet in seinem dritten Konradsbuch über die Erhebung Konrads am 26. November 1123 und die dazugehörigen Geschehnisse. Er war selbst Augenzeuge; sein Bericht läßt das erkennen<sup>426</sup>. Vor allem gibt er uns am Ende seines dritten Buches, das Walter Berschin ediert hat, eine kurze Beschreibung, wie die Konradsreliquien aufbewahrt wurden, nachdem man sie wieder in die Grabkapelle überführt hatte<sup>427</sup>. Dem Text entsprechend waren die Konradsreliquien nicht in der ursprünglichen Grabstätte, dem Sarkophag, beigelegt worden, sondern sie waren in einem tragbaren Reliquienschrein geborgen; er scheint aus Holz gewesen zu sein, denn später schmückte man ihn mit Gold und Edelsteinen. Der Schrein stand frei und war sichtbar. Für ihn hatte man aus Steinplatten eine Memoria errichtet. Es scheint sich nicht um jenes Monument zu handeln, das Propst Heinrich über dem ursprünglichen Grab Ende des 11. Jahrhunderts errichtet oder erneuert hatte. Die neue Memoria war für den Schrein bestimmt, so daß in der Konradikapelle sowohl die Reliquien als auch die Grabstätte verehrt werden konnten. Zum Münster hin hatte man eine Öffnung geschaffen, damit die Reliquien vom Münster her einzusehen und damit in den Kult mit einbezogen seien. Diesen Zustand traf man offenkundig um 1300 vor, als man begann, die Konradikapelle neu aufzuführen, ebenso den Vorraum; Quellen berichten nicht über zwischenzeitliche Baumaßnahmen. Der Neubau war 1313 mit der Neuweihe des Konradialtares abgeschlossen<sup>428</sup>.

425 Siehe oben S. 65; vgl. H. REINERS, Konstanz, 1955, wie Anm. 68, S. 149 f., 154 f.

426 W. BERSCHIN, Vita Konradi, 1975, wie Anm. 264; R. NEUMÜLLERS-KLAUSER, Kanonisation, 1975, wie Anm. 264; W. MÜLLER, Verehrung des hl. Konrad, 1975, wie Anm. 177, S. 167 ff.; vgl. K. MARBE, 1875, wie Anm. 157; J. CLAUSS, Konrad 1947, wie Anm. 159, S. 73 ff.

427 W. BERSCHIN, Vita Konradi, 1975, wie Anm. 264, S. 106: „In ipso autem loco unde fuerat sublatus constructa ex tabulis lapideis memoria beatissimus konradus in illo suo portabili tugurio est reconditus, et facto versus sanctuarium ut cernentibus patet ostio, hinc clerum in choro psallentem respicit, hinc populo supplicanti per latitudinem templi numquam deerit.“

428 Siehe oben S. 48 f.; E. REINERS-ERNST, Regesten, 1956, wie Anm. 48, S. 14, Nr. 97.



## ZUR BAUGESCHICHTE DES MÜNSTERS

*Vorkarolingische Dombauten*

Die in diesem Bande von Peter Eggenberger und Werner Stöckli vorgelegten Befunde und daraus resultierenden Kryptenrekonstruktionen<sup>428a</sup> erfordern einen Blick auf die Baugeschichte des darüberstehenden Münsters. Diese muß nun in Teilen neu gesehen werden. Vieles bleibt nach wie vor im Dunkel oder muß auf diesem Stand des Wissens Hypothese bleiben. Nach wie vor ist die vorromanische Baugeschichte des Münsters als schlecht erforscht anzusehen<sup>429</sup>. Sie wird es auch solange bleiben, bis eine archäologische Untersuchung des Untergrundes, die allein Aufschluß geben kann, vorgenommen wird. Das Kirchengebäude des 11. Jahrhunderts stellt ebenfalls noch viele Fragen. Sie könnten durch eine systematische Auswertung der am aufgehenden Bau aufgedeckten Befunde geklärt werden.

Mit den Befunden in der Krypta lassen sich nun die Fragen an die Forschung präzisieren. Das Hauptergebnis der dortigen Untersuchung ist der Nachweis einer mehrperiodigen Krypta<sup>430</sup>. Als die ältesten Teile sind die westlichen Stollenenden und Mauerreste in der heutigen Ostwand der Hallenkrypta anzusehen (Falttafel 1). Die Stollenenden erfordern zwingend einen Oberbau, der mindestens ebenso breit ist wie der lichte Abstand zwischen den beiden Stollenaußenwänden. Der zu dieser Krypta gehörige Münsterbau hätte demnach eine Mindestbreite von 23 m gehabt, wahrscheinlich waren es aber etwa 25 m. Die Länge des Baues ist nicht bekannt, ebensowenig Chorklösung und Innenraumaufteilung, kurz, vom Oberbau kennen wir nur die ungefähre Breite. Im Osten ist aufgrund der Mauerreste in der Kryptenostwand ein weiteres Gebäude zu rekonstruieren. Es lag nicht auf der gleichen Achse wie der ältere Münsterbau selbst. Abb. 35 zeigt unser Wissen über diese Baukörper: Man kann nur die ungefähr überbaute Fläche abschätzen. Trotzdem ist deutlich, daß in diesem Bauzustand das Konstanzer Münster als Großbau zu bezeichnen ist und eine stattliche Architektur dargestellt haben muß.

Als ein solcher Großbau steht die Konstanzer vor- oder frühkarolingische Domkirche in der Baugeschichte nicht allein: In den ostfränkischen Reichsteilen gab es bereits im 6. und 7. Jahrhundert Kirchnenneubauten mit monumentalen Abmessungen<sup>431</sup>. So ist uns ein Großbau in Köln aus dem Ende des 6. Jahrhunderts be-

428a Erster Bericht: P. EGGENBERGER und W. STÖCKLI, 1976, wie Anm. 103.

429 Zur Forschungslage siehe oben S. 31 ff.

430 Zu den Befunden, deren Deutung und Datierung siehe jeweils P. EGGENBERGER und W. STÖCKLI, S. 1–18 dieses Bandes und Dies., 1976, wie Anm. 103, auf Einzelverweise wird im Folgenden verzichtet und das dort Vorgetragene vorausgesetzt.

431 Die folgenden Abmessungen sind zumeist aus den oft recht kleinen und dafür zu ungenauen Grundrissen abgegriffen, da Maße nicht angegeben waren. Sie beziehen sich grundsätzlich auf die lichten Schiffmaße, ohne Berücksichtigung von Apsiden und Anbauten. Es ist ferner das Verhältnis von Schiffbreite zu Schifflänge in Klammern angegeben. Aufgrund der nicht ganz korrekten Maße sind es daher nur Näherungswerte, die keine Entwicklung belegen wollen, aber Entwicklungstendenzen erkennen lassen. Der Vergleichbarkeit mit Konstanz und seiner Bautradition wegen

kannt<sup>432</sup>. Die damalige Kathedrale hatte eine Länge des Schiffes von etwa 64 m und war 25 m breit (1:2,56). Der um 614–627 errichtete Dom in Worms<sup>433</sup> (Abb. 36) war 45 m lang und 22 m breit (1:2,05). Von der Kathedrale Ende des 6. Jahrhunderts in Lausanne ist uns, wie in Konstanz, nur die Breite bekannt; sie betrug etwa 16 m. Ob der Bau wirklich um 40 m lang war, entzieht sich bisher der Nachprüfung (dann etwa das Verhältnis 1:2,5<sup>434</sup>). Und auch das Straßburger Münster scheint zu dieser Zeit ein Großbau gewesen zu sein<sup>435</sup>.

Als jene Neubauten errichtet wurden, standen noch die Großbauten des 4., 5. und frühen 6. Jahrhunderts etwa in Trier und Mainz, Metz und Maastricht sowie auch in der Nähe von Konstanz die kleinere Bischofskirche in Kaiseraugst<sup>436</sup>.

Gegenüber diesen Großbauten des 6. und 7. Jahrhunderts scheinen die Bauten des 8. Jahrhunderts in ihren Proportionen gedungener; die bekannten Bauten legen jedenfalls diesen Schluß nahe. Zumeist entstanden sie um und nach der Jahrhundertmitte als Folge der Bistumsgründungen durch Bonifatius. So war die Abteikirche in Fulda etwa 40 m lang<sup>437</sup> und der Salzburger Dom Bischof Vigils (ca. 760–784) war außen 58,20 m lang und 33 m breit (1:1,76)<sup>438</sup>. Die bischöfliche Basilika zu Regensburg, wohl vor 778 errichtet<sup>439</sup>, hatte eine lichte Schifflänge von 49,60 m und eine Breite von 31 m (1:1,6). Rechnet man mauermittig, so sind die Seitenschiffe der Basilika halb so breit wie das Mittelschiff; zehn Pfeiler im Abstand von 3,24 m trugen die elf Arkaden<sup>440</sup>. Hingegen nimmt sich die Saalkirche (?) des neuen Bischofssitzes Eichstätt (nach 743) recht bescheiden aus und darf kaum als Großbau bezeichnet werden<sup>441</sup>: Länge ca. 20 m, Breite 12 m (1:1,6).

sind im folgenden die Beispiele bewußt nur aus den östlichen Teilen des fränkischen Reiches gewählt.

- 432 W. WEYRES, Zur Baugeschichte der vorgotischen Kölner Kathedralen, in: Kölner Domblatt 26/27, 1967, S. 7–56; Ders., Die frühchristlichen Bischofskirchen und ihre Baptisterien, ebenda, 30/31, 1969, S. 121–136; Vorromanische Kirchenbauten, 1966 bis 71, wie Anm. 70, S. 139 ff.; A. WOLF, Ausgrabungen unter dem Kölner Dom, Köln 1974 (Manuskriptvervielfältigung); Ders., Der Kölner Dom, Stuttgart 1974, S. 5 ff.
- 433 R. KAUTZSCH, F. ILLERT, G. BEHRENS, Der Dom zu Worms, Berlin 1938; A. VERBEEK, Tongern und Maastricht, 1958, wie Anm. 98, S. 363 f.; Vorromanische Kirchenbauten, 1966–71, wie Anm. 70, S. 378 ff.
- 434 Ebenda, S. 169 ff.; W. STÖCKLI, Les édifices antérieurs à la cathédrale actuelle, in: La Cathédrale de Lausanne, Bern 1975, S. 15–30.
- 435 Freundliche mündliche Mitteilung von Prof. Dr. R. Will, Straßburg, der merowingische Mauern beobachtet hat, die vorerst jedoch keinen Zusammenhang ergeben.
- 436 Einzelnachweise: Vorromanische Kirchenbauten, 1966–71, wie Anm. 70, passim.
- 437 Vorromanische Kirchenbauten, 1966–71, wie Anm. 70, S. 84 ff.
- 438 Ebenda, S. 292 ff.; H. VETTERS, Die mittelalterlichen Dome in Salzburg. Eine Zusammenfassung der bisher erarbeiteten Ergebnisse, FMSt 5, 1971, S. 413–435, bes. S. 418 bis 426; Maß ohne Atrium (= Breite: 33 m, Tiefe: 25,20 m).
- 439 Neue Deutung und Datierung der älteren Befunde bisher nur überblickhaft: A. HUBEL, Der Dom zu Regensburg, München–Zürich 1975, bes. S. 2–4.
- 440 K. ZAHN, Die Ausgrabung des romanischen Domes in Regensburg, München 1931; J. SAUERMOST, Regensburgs spätkarolingischer Dom, Zs. f. Kunstgeschichte XXXII, 1969, S. 44–47; Vorromanische Kirchenbauten, 1966–71, wie Anm. 70, S. 270 f.
- 441 W. SAGE, Die Ausgrabungen im Willibaldsdom zu Eichstätt, in: Ausgrabungen in Deutschland, Mainz 1975, Bd. II, S. 416–425.

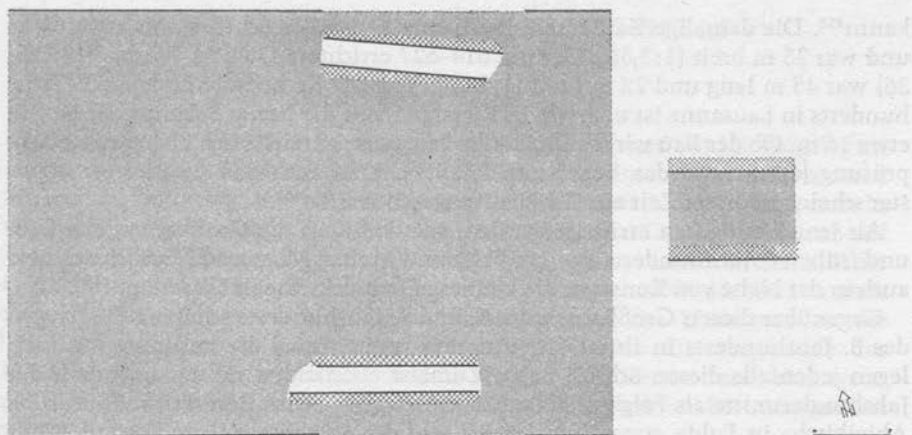


Abb. 35 Konstanz, Münster, mutmaßlich überbaute Fläche durch Bau I und II im 7. (?) und 8. Jahrh. mit Kryptenanlagen, M. 1:500.

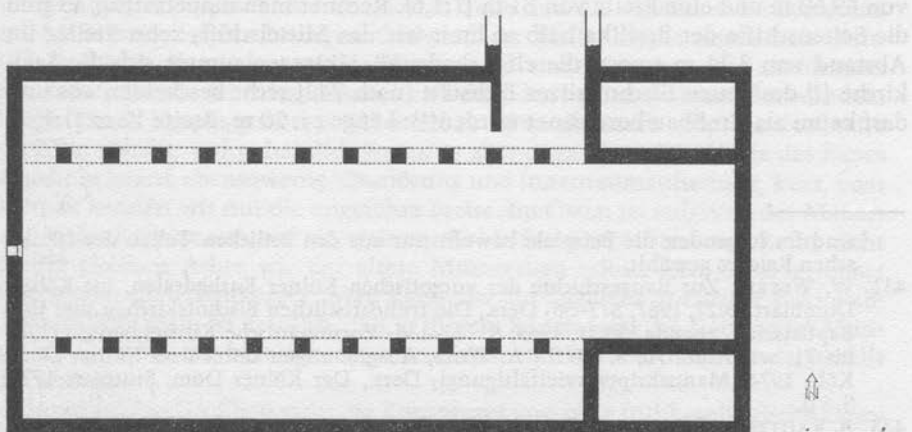


Abb. 36 Worms, Dom, St. Peter und Paul, Bau I, 612–640, rekonstruierter Grundriß nach R. Kautzsch 1938, M. 1:500.

Gleiches gilt für die Abteikirche in Lorsch (ca. 32 m auf 15 m; 1:2,13), 767 begonnen<sup>442</sup> und für die Saalbauten der Pirminabteien Reichenau<sup>443</sup> und Schwarzach<sup>444</sup>.

442 Vorromanische Kirchenbauten, 1966–71, wie Anm. 70, S. 179 ff.

443 15,28 m auf 9,50 m ohne Vorhalle und Chor, 1:1,6, W. ERDMANN und A. ZETTLER, Reichenau-Mittelzell, 1974, wie Anm. 93.

444 Periode I/Ia einschl. nicht eingezogenem Chor = Periode II/III Schiff ohne Chor, beides ohne begleitende Anbauten: 29,88 m auf 10,20 m, 1:2,93 (P. MARZOLFF, Ausgrabungen in der frühmittelalterlichen Abtei Schwarzach, in: Archäol. Korbl. I, 1971, S. 61–64).

Wie in Eichstätt wurde später auch in Basel ein Saalbau<sup>445</sup> im 9. Jahrhundert errichtet<sup>446</sup>. Der Saal ist 34 m lang und 11,20 m breit (1:3). Unter dem östlichen Drittel des Schiffes lag eine Hallenkrypta, die sich vielleicht auch bis unter den Chor erstreckte; nachzuweisen ist das jedoch nicht, da dieser Bereich durch die Nachfolgebauten vollständig zerstört wurde. Wichtig ist jedoch, daß die Hallenkrypta seitlich zugänglich war und insofern eine Parallele zu den Anlagen in St. Gallen, Konstanz und Esslingen darstellt<sup>447</sup>. Die ganze Länge des Kirchenschiffes wurde auf der Südseite von einem korridorartigen Portikus begleitet; auf der Nordseite konnte dergleichen nicht nachgewiesen werden. Seitlich neben der Westfassade und mit dieser im Verband standen zwei Rundtürme, so daß der erste bekannte Bau des Basler Münsters bereits eine Doppelturmfassade besaß. Die gestreckten Proportionen des Basler Saalbaues gehen mit den Maßverhältnissen überein, wie man sie auch am Ende des 8. Jahrhunderts beobachten kann, beispielsweise etwa bei St. Alban in Mainz<sup>448</sup>, dem Kölner Dom vor<sup>449</sup> und nach 800<sup>450</sup> sowie dem „St. Galler Plan“<sup>451</sup> und dem Gozbertmünster in St. Gallen<sup>452</sup>.

Im Vergleich zu den besprochenen Bauten ist deutlich, daß die Konstanzer Kathedrale (Abb. 35) mit ihrer großen Breite von ca. 24,60 m bereits im 7. Jahrhundert möglich war und etwa doppelt so lang wie breit angenommen werden darf. Ist sie aber, was wahrscheinlicher ist, erst ins 8. Jahrhundert zu setzen, so dürften die Proportionen nicht ganz die gleichen gewesen sein.

Da das Schiff des Münsters archäologisch nicht untersucht ist, muß offen bleiben, ob die von Peter Eggenberger und Werner Stöckli festgestellten ältesten Kryptenteile, die sie ins 8. Jahrhundert datieren, nachträglich in einen bereits bestehenden Großbau eingefügt wurden oder der zur Krypta gehörige Oberbau mit ihr gleichzeitig anzusetzen ist. Zumindest fordert die Kryptenanlage einen darüberstehenden Großbau (Abb. 35), dessen Ost- und Westerstreckung unbekannt ist. Zum Zeitpunkt des Bestehens der ältesten Kryptenanlage bestand jedoch östlich von ihr ein Gebäude von etwa 5 m lichter Breite, daher wohl als Saalbau anzusehen. Es ist aufgrund seiner anderen Bautechnik und dadurch, daß

445 Erster Vorbericht: H. R. SENNHAUSER, Zum Abschluß der archäologischen Untersuchungen im Münster (mit einem Beitrag von A. FURGER-GUNTI) in: Basler Stadtbuch 1975, S. 82 ff.; C. WILSDORF, Fouilles dans la cathédrale de Bâle, in: Bull. Monumental 133, 1975, H. 2, S. 183 f.

446 Zur endgültigen Datierung ist die Grabungspublikation H. R. Sennhauser abzuwarten. Zur Datierung sind die Schriftquellen des 9. Jahrhunderts zu berücksichtigen: C. WILSDORF, L'évêque Haito reconstruteur de la cathédrale de Bâle (Premier quart du IX<sup>e</sup> siècle). Deux textes retrouvés, in: Bull. Monumental 133, 1975, H. 2, S. 175–181.

447 Zu den Krypten siehe unten S. 120 ff.

448 Vorromanische Kirchenbauten, 1966–71, wie Anm. 70, S. 193, Länge 48 m, Breite 24,80 m; 1 : 1,9; Seitenschiff : Mittelschiff =  $\frac{1}{2}$  : 1.

449 Vorromanische Kirchenbauten, 1966–71, wie Anm. 70, S. 139 ff., siehe oben Anm. 432; 1 : 2,64.

450 Wie vorige Anm.; 1 : 2,24.

451 A. REINLE, Kunstgeschichte 1968, wie Anm. 74, S. 101–110; W. HORN, Plan of St. Gallen, 1974, wie Anm. 329 mit der gesamten älteren Literatur.

452 A. REINLE, Kunstgeschichte, 1968, wie Anm. 74, S. 111–114, 145–148, 201; Vorromanische Kirchenbauten, 1966–71, wie Anm. 70, S. 295; zum Bau Abt Gozberts siehe unten S. 120 f., 128 f. und Abb. 39, 40.

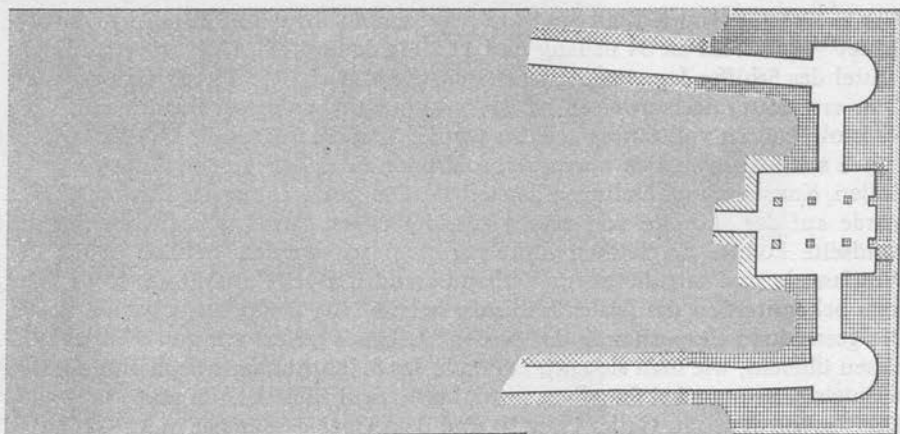


Abb. 37 Konstanz, Münster, Krypten und mutmaßlich überbaute Fläche des Baues III, 9. Jahrh. und um 900 (Legende siehe Falttafel 1), M. 1:500.

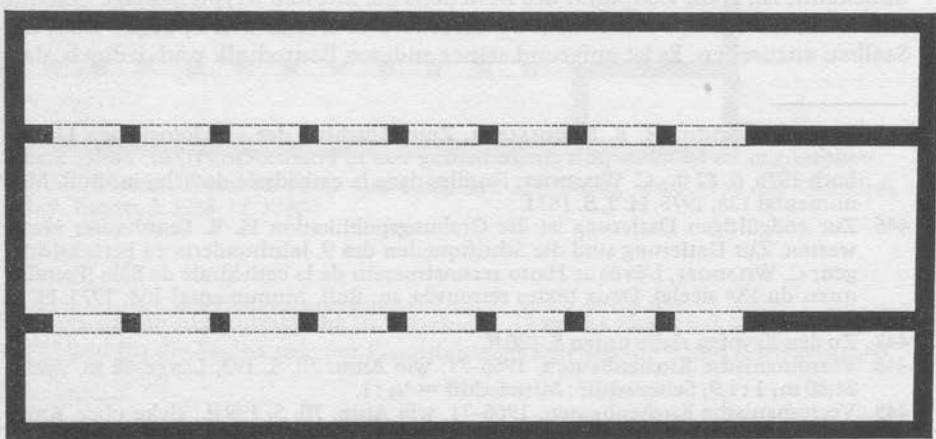


Abb. 38 Konstanz, Münster, Bau III, vor ca. 830. Rekonstruktionsversuch des Aufgehenden, M. 1:500.



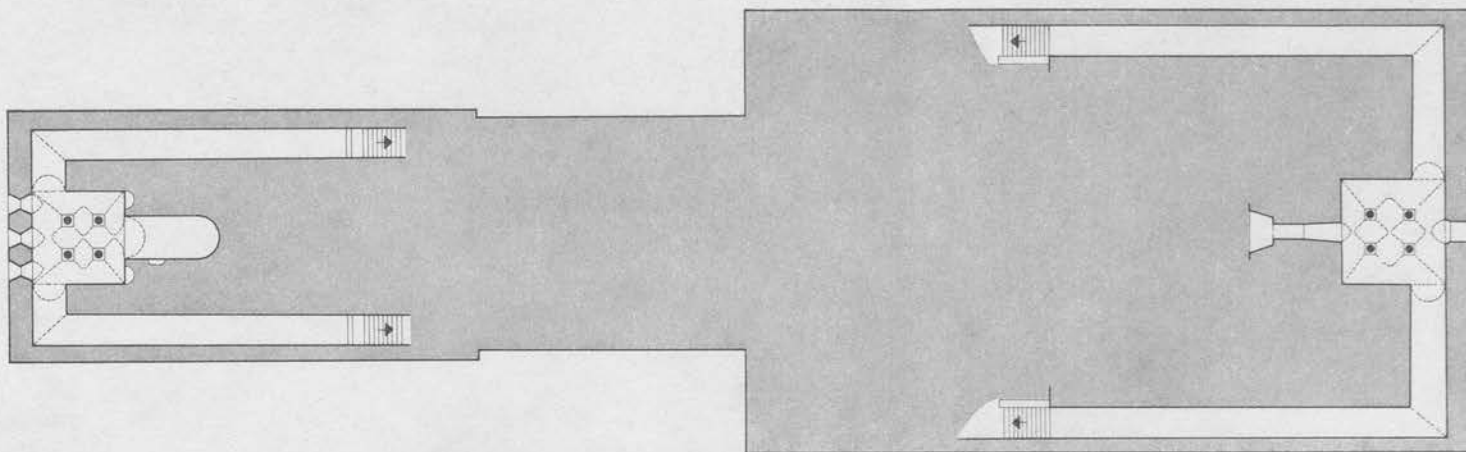


Abb. 39 St. Gallen, Abteikirche, Kryptenanlagen und überbaute Fläche, 830–837/9 und vor 867, nach H. R. Sennhauser und A. Reinle 1968, Nachmaß W. Erdmann 1976, M. 1:500.

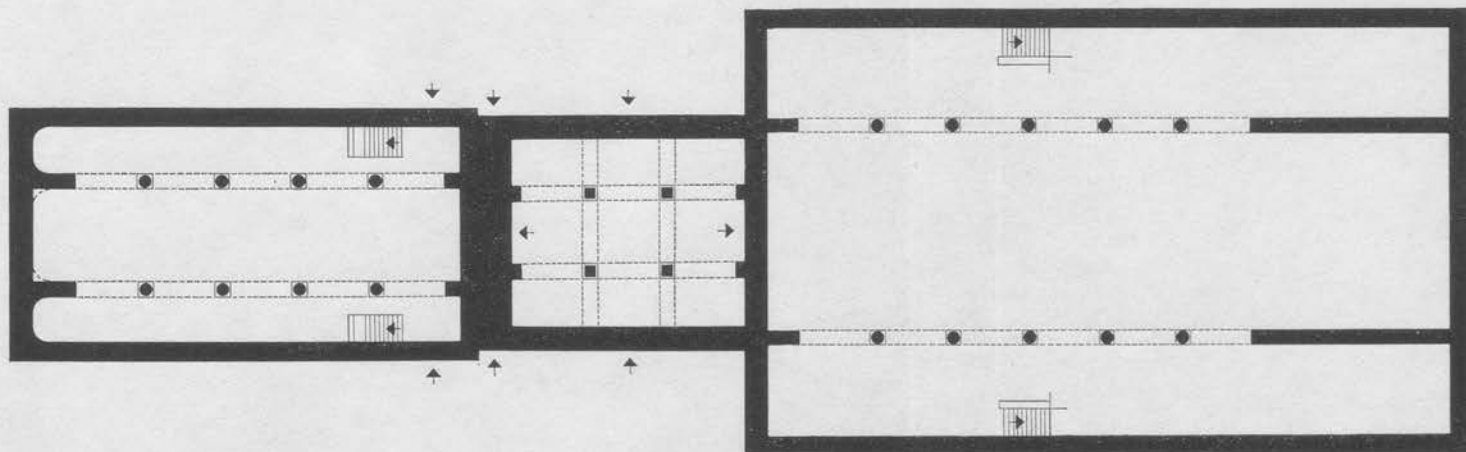
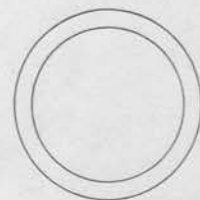


Abb. 40 St. Gallen, Abteikirche St. Gallus (830–837/9), Helmhaus und St. Otmar (Weihe 867), Rekonstruktionsversuch W. Erdmann 1976 des Grundrisses nach B. Frei 1966, H. R. Sennhauser und A. Reinle 1968, M. 1:500.





dieses Gebäude nicht auf der gleichen Achse wie der Großbau selbst liegt, zu vermuten, dieser Raum sei nicht gleichzeitig mit der Krypta entstanden und aufgrund der genannten Achsverschiebung einerseits sowie der Konstanz der bekannten Gebäudeachse bei den nachfolgenden Münsterbauten früher zu datieren als die Stollen. Hingegen hat der Saal zugleich mit der ältesten Krypta für längere Zeit bestanden und wurde erst beim Bau der Hallenkrypta (Abb. 37) teilweise abgebrochen, als auch in das neue Mauerwerk mit einbezogen. Auffällig ist, daß dieses Gebäude ein Fußbodenniveau gehabt haben muß, das über dem der späteren Krypta lag. Der Raum war also kein unter-, sondern ein oberirdischer. Diese Aussage wird durch die Feststellung des mutmaßlichen Hangabfalles am Münsterhügel noch bekräftigt. Das Gebäude lag nämlich teils im Hangabfall selbst, teils bereits östlich davon am Hangfuß. Daher ist es, obwohl mangels stratigraphischer Befunde am Hangabfall nicht beweisbar, wahrscheinlich, daß die Gangkrypta ein älteres Gebäude im Chorscheitel von der jüngeren Kathedrale aus begehbar machte und in die neue Kryptenanlage mit einbezog. Die Vermutung, daß dieses Gebäude selbständig östlich des Chores einer früheren Bischofskirche stand, hat viel für sich, doch das wird sich wohl nie klären lassen, da die späteren Bauten diese Befunde zerstört haben. Allein eine Grabung im Kirchenschiff mit einer Stratigraphie, die einen früheren Kirchenbau als die über die Gangkrypta erschlossene Großbasilika nachwies, könnte als Beleg herangezogen werden.

Es sei nochmals darauf hingewiesen, daß der erschlossene Bau östlich des Münsters kein Kryptenraum gewesen sein kann und sein Fußbodenniveau über dem der späteren Hallenkrypta gelegen haben muß. Das beweist, der Hangfuß des Münsterhügels habe zu jener Zeit östlich dieser Architektur gelegen<sup>453</sup>, was mit den Beobachtungen am römerzeitlichen Münsterhügel übereingeht<sup>454</sup>. Westlich des Steilhanges zu der Seeniederung stieg der Münsterhügel weiterhin, jedoch flacher, an. Noch heute liegt die höchste Erhebung etwa in der Mitte der Längserstreckung des Münsters. Der flache Anstieg machte es möglich, unter den Ostteilen der Kathedrale die Kryptenanlagen nahezu ebenerdig zu errichten und so das Fußbodenniveau des Münsters fast horizontal nach Osten, im Chorbereich wohl durch mehrere Stufen erhöht, weiterzuführen. Diese Überlegungen zur ehemaligen Hangstruktur werden gestützt durch eine Untersuchung des Kreisarchäologen Dr. Jörg Aufdermauer, der 1975, ehe Dr. Peter Eggenberger und Werner Stöckli ihre Untersuchungen ansetzten, im Bereich des südöstlichen Joches der Krypta den Boden öffnete, dort aber keinerlei Schichtenfolge feststellen konnte. Die Südmauer der Krypta saß ohne Fundament auf dem gewachsenen Boden auf [Abb. 18 u. 19]. Im östlichen Drittel jedoch änderte sich die Struktur des Bodens: Dort war er offensichtlich umgesetzt und lockerer als im Westen, auch kiesiger und etwas dunkler. Das Bodenmaterial war jedoch völlig steril, so daß hier mit Aushub aufgefüllt schien. An dieser Stelle scheint also das Fußbodenniveau der Hallenkrypta die Linie des langsamen Hanganstieges geschnitten zu haben: westlich wurde abplaniert, östlich leicht aufgeschüttet<sup>455</sup>.

453 Siehe Falttafel 1.

454 Siehe oben S. 24.

455 Photodokumentation Staatl. Hochbauamt Konstanz (A. Rettich), Photo-Nr. 559/13 und 559/17.

Selbständige Bauten am Chorscheitel sind bei merowingischen und karolingischen Kirchen häufig nachweisbar; diese „Außenkrypten“ konnten recht komplizierte Baukörper sein<sup>456</sup>. Dabei spielen Rotunden und rotundenartige Außenkrypten eine besondere Rolle; sie beziehen sich auf die Rotunde über dem Hl. Grab Jesu in Jerusalem<sup>457</sup> und dienten zumeist der Reliquien- und Heiligenverehrung, aber auch als Bischofs-, Königs- oder Stiftersepultur<sup>458</sup>. Einfache Saalbauten oder kleine Basiliken östlich des Chores greifen sicherlich auf die römische Praxis zurück, Kirchenbauten mit Mausoleen zu umgeben; die im 4. Jahrhundert an den Apsisscheitel von Alt-St. Peter angefügte Kleinbasilika wurde als Mausoleum für die Probi errichtet und dürfte für diese Ausprägung in der Folge vorbildhaft gewesen sein<sup>459</sup>. Eine direkte Parallele zu dem Konstanzer Saalbau östlich der Bischofskirche ist eine entsprechende Anlage in Autun an St. Martin, wohl Ende des 9. Jahrhunderts errichtet<sup>460</sup>. Auch in Chur, St. Luzi (frühes 8. Jahrhundert) findet sich ein solcher Baukörper, gleich Konstanz nicht axial zum Hauptgebäude<sup>461</sup>. Eine ältere Memorie wurde in die Kryptenanlage mit einbezogen. Die dreischiffige Außenkrypta des Basler Münsters dürfte im 9. Jahrhundert entstanden sein<sup>462</sup>. Sie ist nicht genau achsbezogen und es ist auch nach den neueren Ausgrabungen, die die betreffenden Bereiche zerstört vorfanden, keinesfalls sicher, daß diese Außenkrypta baulich mit dem Münster verbunden sowie direkt von dort zugänglich war. Die Rotunde hinter dem Chor der Kathedrale von Genf (frühes 6. Jahrhundert) stand offensichtlich vollständig frei und dürfte als Mausoleum König Sigismunds geplant gewesen sein<sup>463</sup>. Zu den letztgenannten nähergelegenen Beispielen sei zusätzlich auf den Kreis all jener Denkmäler verwiesen, wo im Rahmen einer Kirchenfamilie baulich unabhängige Kirchenräume auf einer Achse hintereinander errichtet wurden, um in einem Sinnzusammenhang zu stehen<sup>464</sup>.

- 
- 456 A. VEERBECK, Die Außenkrypta. Werden einer Bauform des frühen Mittelalters, in: Zs. f. Kunstgesch. 13, 1950, S. 7–38, mit Katalog der Bauten; J. HUBERT, Rotunde orientale, 1954, wie Anm. 88.
- 457 J. HUBERT, Rotunde orientale, 1954, wie Anm. 88; A. REINLE, Rotunde im Chorscheitel, 1968, wie Anm. 90.
- 458 G. BANDMANN, Chorscheitelrotunde Löwen, 1974, wie Anm. 92.
- 459 G. DEHIO und G. v. BEZOLD, Baukunst des Abendlandes, 1884–1901, wie Anm. 370, Atlas Bd. I, Taf. 18, Bd. I, S. 112; A. VEERBECK, Außenkrypta, 1950, wie Anm. 456 (aufgrund J. HUBERT, L'art pré-roman, Paris 1938 – Nachdruck Chartes 1974, S. 60); Bericht über die Ausgrabung des Mausoleums der Probi, in: G. B. de ROSSI, Inscriptions Christianae Urbis Romae, Rom 1888, Bd. II/1, S. 347 ff., Nr. 6–8; R. KRAUTHHEIMER, The Crypt of Sta. Maria in Cosmedin and the Mausoleum of Probus Anicus, in: Essays in Memory of Karl Lehmann, New York 1964, S. 171–175.
- 460 J. HUBERT, L'art pré-roman, Paris 1938, wie Anm. 459, S. 13 ff., 61, Fig. 18, 38; Taf. Ia; A. VEERBECK, Außenkrypta, 1950, wie Anm. 456, S. 25, Nr. 2.
- 461 Vorromanische Kirchenbauten, 1966–71, wie Anm. 70, S. 91 ff.; A. VEERBECK, Außenkrypta, 1950, wie Anm. 456, S. 26, Nr. 7.
- 462 Vorromanische Kirchenbauten, 1966–71, wie Anm. 70, S. 33 f.; R. MOOSBRUGGER-LEU, Die Pfalzgrabung 1965, in: Basler Zeitschr. 65, 1965, Nr. 2, S. XXIV–XLVI, bes. XXVX–XXVI. Zu den jüngst ergraben Befunden siehe oben Anm. 445, 446.
- 463 Vorromanische Kirchenbauten, 1966–71, wie Anm. 70, S. 91 ff.; A. VEERBECK, Außenkrypta, 1950, wie Anm. 456, S. 27 f., Nr. 16.
- 464 E. LEHMANN, Von der Kirchenfamilie zur Kathedrale. Bemerkungen zu einer Entwicklungslinie der mittelalterlichen Baukunst, in: Festschrift für F. Gerke, Baden-

*Die karolingische Krypta und die darüberstehende Domkirche*

Die Untersuchungen in der Münsterkrypta ergaben, daß ein dritter Zustand der Kryptenanlage rekonstruiert werden kann, von der überdies noch ein großer Teil vorhanden ist (Abb. 37). Stollengänge führen zu seitlichen Kryptenräumen, die ostwärts apsidial geschlossen sind. Der Gesamtraum ist etwa in ein Quadrat einbeschrieben; lichte Länge und lichte Breite gleichen einander bis auf geringe Abweichungen. Die Anräume waren auf der Längsachse durch auffällig lange Stollen zu betreten; der südliche zeigt eine im Befund erfaßte Gesamtlänge von mehr als 20 m! Die Kryptenräume machen durch seitlich angesetzte, etwa 4,30 m lange Stollen den auf der Kirchenachse liegenden, aber leicht aus ihr herausgedreht und deswegen schiefwinkligen Raum<sup>466</sup> einer vierstützigen Hallenkrypta zugänglich. Damit ist die Hallenkrypta von der Querachse aus zu betreten. Die Unregelmäßigkeiten im Achsbezug der Hallenkrypta im Verhältnis zum Oberbau, den man mit gutem Grund als bereits teilweise um 1000 angelegt sieht, legen eine Nichtgleichzeitigkeit von Krypta und Oberbau nahe. Die Gewölbe werden von vier Säulen getragen; im Westen sind ebensolche Wandvorlagen zu rekonstruieren, wie sie im Osten des Raumes noch vorhanden sind. Durch eine Erweiterung, die noch frühmittelalterlich zu sein scheint und deren genauere Datierung über den Befund selbst nicht möglich ist, aber arbeitshypothetisch über die Schriftquellen mit Bischof Salomo III. (890–919) und der verstärkten Pelagius-Verehrung in Verbindung gebracht wurde<sup>467</sup>, ist die Westbegrenzung des ehemaligen Vierstützen-Kryptenraumes und ein möglicherweise westlich vorgelagertes Reliquiengrab, oder Teile davon, zerstört. Der Raum wurde um eine Stützenachse erweitert, die hochmittelalterlich jedoch verändert wurde. Das Reliquiengrab<sup>468</sup> ist in seinem zeitlichen Verhältnis zur Kryptenerweiterung nicht definierbar; jüngere Eingriffe in die Kryptenwestwand haben an der entscheidenden Stelle die Situation so gestört, daß für immer das Verhältnis von Grab zu Kryptenerweiterung am aufgehenden Bestand un beurteilbar ist.

Das Heiligengrab ist ein steinerner Giebelsarkophag, der 0,88 m lang, 0,45 m breit und 0,51 m hoch ist. Er steht in einem gemauerten Trog (1,24–1,12 m lichte Länge, ca. 0,62–0,66 m Breite und 0,35 m Tiefe). Die Oberkanten des gemauerten Troges und der allseitig anschließende Mörtelglatzstrich mit eingestampfter Ziegelsplittoberfläche – auch die Troginnenseiten sind so behandelt – liegen nur 0,12 m unter dem Ziegelestrich der Vierung. Emil Reisser hat eine geringe Fläche

---

Baden 1962, S. 21–37 (mit Lit.-Verweisen auf frühere Arbeiten des Autors zum gleichen Thema).

465 P. EGGENBERGER und W. STÖCKLI, Abb. 3, 6, 15 in diesem Bande.

466 Siehe neben den in diesem Bande vorgelegten neuen Grundrißaufnahmen auch die älteren, sehr genauen Vermaßungen und Grundrißzeichnungen Emil Reissers, in: H. REINERS, Konstanz, 1955, wie Anm. 68, S. 27, Abb. 16; S. 130, Abb. 112; S. 138, Abb. 120; E. REISSER, Reichenau, 1960, wie Anm. 67, Abb. 261.

467 H. MAURER, Konstanz, 1973, wie Anm. 4, S. 37–44; Ders., Konstanz, Hauptstadt in Schwaben, 1973, wie Anm. 372, S. 5.

468 Ausführliche Besprechung des Befundes mit zeichnerischer Aufnahme durch Emil Reisser, in: H. REINERS, Konstanz, 1955, wie Anm. 68, S. 137–141, Abb. 120. Das Folgende nach E. Reisser und H. Reiners.



davon westlich des Heiligen Grabes, vom gemauerten Trog durch eine gefalzte Sandsteinplatte getrennt, gefunden. Auf diesem Ziegelestrich liegen die Bauschichten und Mörtelpakete des bestehenden Unterbaues der Vierung auf. Teile dieser Vierung, wie Anlage der Chor- und Querhauspartie werden von Joseph Hecht<sup>469</sup> und Heribert Reiners<sup>470</sup> der Zeit um 1000 zugeschrieben, die beim Münsterneubau nach 1052 nur wiederaufgebaut und neu hochgezogen worden seien. Nach dieser Hypothese wäre das Reliquiengrab vor 1000 anzusetzen. Das machen auch weitere Befunde wahrscheinlich, etwa, daß die Kryptaerweiterung mit ihrem Gewölbe auf das Grab Rücksicht nimmt oder das Grab mit seinem unregelmäßigen Achsbezug gut zum ersten Zustand der Hallenkrypta passen würde. Das sind zwar alles Hinweise auf eine zeitliche Einordnung, wahrscheinlich parallel zur ersten Hallenkrypta, aber beweiskräftige Befunde sind es nicht. Sie stehen bis zu einer Grabung in diesem Bereich aus. Als Arbeitshypothese darf vorerst angenommen werden, das Reliquiengrab gehöre zur Anlage der ersten Hallenkrypta und sei auch bei der Erweiterung berücksichtigt worden.

Direkte archäologische Befunde zur Datierung der beiden Zustände der Hallenkrypta fehlen. Bis zur Beibringung weiterer Befunde muß zur zeitlichen Festsetzung sowohl von der Bauskulptur, den Kapitellen also, und deren stilistische Einordnung ausgegangen werden und andererseits von der Typologie der Krypta selbst. Beides kann aber nur recht grobe Anhaltspunkte geben, stellt doch die Forschung kaum Kriterien bereit, die ein stärkeres Eingrenzen ermöglichen: Es mangelt an zahlenmäßig ausreichendem Vergleichsmaterial.

Die vier zusammengehörigen Stützen mit ihren Kapitellen<sup>471</sup> wurden von Joseph Hecht der Zeit um 1000 zugeschrieben<sup>472</sup>, ebenso von Eva Licht<sup>473</sup> und Hans Weigert<sup>474</sup>; Heribert Reiners hält sie für vorkarolingisch<sup>475</sup>, basierend auf Emil Reisser<sup>476</sup>. Albert Knoepfli folgt Hecht in der Meinung, sie seien ottonisch anzusetzen<sup>477</sup>. François Maurer-Kuhn hält sie ebenfalls für ottonisch.<sup>478</sup>

Nachdem nun die Frage der inneren relativen Bauchronologie gelöst ist, stellt sich das Problem grundsätzlich auch anders, so daß Ruth Meyer die Kapitelle erneut als karolingisch ansehen kann<sup>479</sup> in Übereinstimmung mit der typologischen Einordnung der Gesamtanlage durch Peter Eggenberger und Werner Stöckli<sup>480</sup>. Auf die Verwandtschaft der Konstanzer Palmettenkapitelle zum Reichenauer Kapitell der Witigowosäule, die um 816 anzusetzen ist<sup>481</sup>, wurde schon immer

469 J. HECHT, *Romanischer Kirchenbau*, 1928, wie Anm. 66, S. 188–193.

470 H. REINERS, *Konstanz*, 1955, wie Anm. 68, passim.

471 Ebenda, Abb. 110–115. S. 11 dieses Bandes, Abb. 16.

472 J. HECHT, *Romanischer Kirchenbau*, 1928, wie Anm. 66, S. 186 ff.

473 E. LICHT, *Kapitelle*, 1935, wie Anm. 75, S. 68 ff., 135 f.

474 H. WEIGERT, *Das Kapitell in der deutschen Baukunst des Mittelalters*, in: *Zeitschr. f. Kunstgesch.* 5, 1936, S. 7–47, bes. S. 16.

475 H. REINERS, *Konstanz*, 1955, wie Anm. 68, S. 25 ff., 128 ff.

476 E. REISSER, *Reichenau*, 1960, wie Anm. 67, S. 54 ff.

477 A. KNOEPFLI, *Kunstgeschichte*, 1961, wie Anm. 69, S. 219 ff.

478 F. MAURER-KUHN, *Kapitellplastik*, 1971, wie Anm. 76, S. 11 ff.

479 Zukünftig: R. MEYER, *Karolingische Kapitelle*, wie Anm. 77, vorläufig brieflicher Kommentar vom 6. 8. 1975 an Dr. H. Maurer, Stadtarchiv Konstanz.

480 Siehe S. 6 ff. dieses Bandes.

481 W. ERDMANN u. A. ZETTLER, *Reichenau-Mittelzell*, 1974, wie Anm. 93, S. 501, 518 f.

hingewiesen; die Vergleichbarkeit rührt nicht aus dem Kapitelltyp her – dieser ist ein ganz anderer –, sondern es ist die kerbschnittartige Palmettendekoration, die einzuordnen ist. Im Blick auf diese Dekorationstechnik können weitere bauplastische Stücke als ähnlich, aber nicht direkt vergleichbar benannt werden. Das gilt etwa für das Kapitell aus Fulda und verwandte Denkmäler<sup>482</sup> oder die Arbeitstechnik an den neu gefundenen Kapitellen aus dem Gozbertbau in St. Gallen<sup>483</sup>, für Bronzefußarbeiten in Aachen<sup>484</sup> wie für die Neufunde in Solnhofen<sup>485</sup>, sowohl für kerbschnittartige Palmetten auf sog. Flechtbandplatten<sup>486</sup> als auch allgemein für karolingische Kapitelle im schweizerisch-südwestdeutschen Raum<sup>487</sup>. Im technischen Detail ähnelt sich manches; die Vielfalt karolingischer Kapitellplastik zeigt jedoch keine einheitliche Stilistik, so daß sich die Konstanzer Kapitelle zwar in den Kreis der vorhandenen Denkmäler einfügen lassen, dort jedoch vereinzelt stehen. Das gilt auch für den Kapitelltyp; denn die ähnlich scheinenden Kapitelle in der Krypta zu Reichenau-Oberzell sind erst in jüngster Zeit zu dieser Form abgearbeitet worden<sup>488</sup>.

Allein nach formalen Kriterien, also typologisch, die Konstanzer Krypta im Verhältnis zu den übrigen Kryptenanlagen des westlichen Alpen- und Voralpengebietes<sup>488a</sup> zu datieren, erscheint kaum möglich, obwohl sich unser Wissen durch neue Entdeckungen und feinere Datierungsmöglichkeiten an manchen Monumenten erweitert hat. Uns ist nun eine formale Vielfalt der Krypten bereits im beginnenden 9. Jahrhundert bekannt; manche Krypta muß nun im Vergleich zurückdatiert werden. Hilde Claussen hat dies erst kürzlich anlässlich der Neufunde in der Werdener Ludgerus-Krypta im Blick auf Krypten des 9. Jahrhunderts erörtert<sup>489</sup>; sie hatte bereits 1950 eine Arbeit zu frühen Kryptenanlagen vorge-

- 
- 482 A. MANN, Karl der Große, Katalog der Ausstellung Aachen 1965, Nr. 626; vgl. Allgemeine Bemerkungen zur karolingischen Kapitellplastik vom gleichen Autor, ebenda, S. 438–443; R. MEYER, Vortomanische Bauplastik. Auswahl neuer und alter Funde, in: G. P. FEHRING, Unterregenbach, Stuttgart, 1972, S. 223–234; vgl. Anm. 506.
- 483 A. REINLE, Kunstgeschichte, 1968, wie Anm. 74, S. 201; zum Bauwerk und seiner Datierung siehe unten S. 120, 128 ff.
- 484 W. BRAUNFELS, Karl des Großen Bronzewerkstatt, in: Karl der Große, Bd. III: Karolingische Kunst, Düsseldorf 1965, S. 168–202.
- 485 W. MILOJČIĆ, Die Propstei Solnhofen an der Altmühl in Mittelfranken. Untersuchungen 1961–1966 und 1974, in: Ausgrabungen in Deutschland, Bd. 2, Mainz 1975, S. 278–312.
- 486 E. DOBBERER, Die ornamentale Steinskulptur an der karolingischen Kirchengestaltung, in: Karl der Große, Bd. III: Karolingische Kunst, Düsseldorf 1965, S. 203 bis 233; W. ERDMANN, Eine karolingische Chorschranke aus Niederzell, in: Das neue Bild der alten Welt, Kölner Römer-Illustrierte II, Köln 1975, S. 242 f.
- 487 A. MANN, wie Anm. 482, S. 438 ff.; A. REINLE, Kunstgeschichte, 1968, wie Anm. 74, S. 200 ff.; F. MAURER-KUHN, Kapitellplastik, 1971, wie Anm. 76, S. 11 ff.
- 488 W. ERDMANN, Reichenau-Oberzell, 1974, wie Anm. 125, S. 580.
- 488a L. HERTIG, Entwicklungsgeschichte der Krypta in der Schweiz, Phil. Diss. Zürich, Biel 1958; A. REINLE, Kunstgeschichte, 1968, wie Anm. 74, S. 140–152.
- 489 H. CLAUSSEN, Zur Einordnung der karolingischen Ludgerus-Krypta (= L. SCHAEFFER u. H. CLAUSSEN, Neue Funde in der Abteikirche zu Werfen, Teil II), in: Beiträge zur rheinischen Kunstgeschichte und Denkmalpflege, Bd. II, Festschr. A. Veerbeck (= Die Kunstdenkmäler des Rheinlandes, Beiheft 20), Düsseldorf 1974, S. 321–334.

legt<sup>490</sup>. Peter Eggenberger und Werner Stöckli sehen die Konstanzer Anlage als karolingisch an und legen einige Vergleichsbeispiele vor<sup>491</sup>.

Die Hauptkriterien zur Einordnung der Konstanzer Anlage sind einmal die langen Zugangsstollen bis in den Schiffbereich hinein, dann die auffälligen apsidal geschlossenen Kryptenräume, die Betretbarkeit der axialen Hallenkrypta auf der Querachse und schließlich die vierstützige Hallenkrypta selbst. Das Reliquiengrab und dessen Lage ist ebenso zu berücksichtigen.

Der naheliegende und historisch gut begründete Vergleich für die Konstanzer Münsterkrypta ist jener mit den beiden Krypten in St. Gallen<sup>492</sup>. Die Krypten sowie das Münster wurden 1963–67 von Hans Rudolf Sennhauser archäologisch untersucht; die Grabungspublikation steht noch aus. Die Raumdisposition, wichtige Maße, Funde und chronologische Details oder Einzelbefunde wurden dankenswerterweise bereits veröffentlicht, so daß grundsätzliche Fragen an die Bauwerke beantwortet sind<sup>493</sup>. Die hier vorgelegten Rekonstruktionen des Aufgehenden (Abb. 40) und der Kryptenanlagen (Abb. 39) beruhen auf diesen knappen Vorberichten und verwerten deren Informationen zeichnerisch; sie wollen keinesfalls der Grabungspublikation vorgreifen, sondern nur eine Vorstellung von der Anlage vermitteln, um sie für den Vergleich nutzbar zu machen<sup>494</sup>. Die Ostkrypta, Galluskrypta, wurde unter Abt Gozbert (816–837) erbaut und 837 oder 839 geweiht, die Westkrypta, Otmarskrypta mit Allerheiligenaltar am 24. September 867. Sie ist zusammen mit dem Oberbau der Otmarskirche errichtet worden<sup>495</sup>. Es ist offensichtlich, daß die etwa zwei Generationen früher erbaute Galluskrypta für die Westkrypta als Vorbild genommen wurde.

Die Abtei St. Gallen war in der Mitte des 8. Jahrhunderts vom Konstanzer Bischof besitzrechtlich abhängig geworden, mit dem Immunitätsprivileg Ludwigs des Frommen von 818<sup>496</sup> beginnt sich die Abtei hieraus mit einem entschiede-

490 H. CLAUSSEN, Heiligengräber, 1950, wie Anm. 181.

491 S. 9 dieses Bandes, vgl. Abb. 7, S. 8; vgl. Anm. 488.

492 Die ältere Literatur verzeichnend und mit Schriftquellen: E. POESCHEL, St. Gallen, Das Stift, 1961, wie Anm. 383, S. 29–39, 66 f., 154–163; zu den Quellen vgl. Vorromanische Kirchenbauten, 1966–71, wie Anm. 70, S. 295.

493 B. FREI, Der karolingische Klosterplan von St. Gallen im Lichte der bisherigen Ausgrabungen, in: Prähist. Zeitschr. 43/44, 1965/66, S. 337–339 [Zusammenfassung eines Vortrages]; J. DUFT, Sankt Otmar in Kult und Kunst (1965 u. 1966, St. Gallen 1966, S. 13–18 mit Photos zwischen S. 16 u. 17; A. REINLE, Kunstgeschichte, 1968, wie Anm. 74, S. 101–110 [Vergleichbarkeit mit dem karolingischen Klosterplan], 11–114, 145 ff., 201 f.; (H. R. SENNHAUSER), Vorromanische Kirchenbauten, 1966–71, wie Anm. 70, S. 295; H. CLAUSSEN, Ludgerus-Krypta, 1974, wie Anm. 489, S. 326 f.

494 Aus diesem Grunde wurden nur die durch Anm. 492 u. 493 gegebenen Informationen verwandt und baugologisch kombiniert, so daß in vielen Einzelheiten die Grabungspublikation mit ihren Befunddiskussionen und Belegen abgewartet werden muß. Nur die Gesamtdisposition in Abb. 39 und Abb. 40 darf als gesichert angesehen werden. Es sei Herrn Prof. Dr. H. R. Sennhauser, Zurzach, gedankt für die Erlaubniserteilung, eine solche rekonstruierende Ideenskizze anzufertigen und als Vergleich veröffentlichten zu dürfen. Die fertiggestellte Rekonstruktion hat der Ausgräber begutachtet und als korrekt bezeichnet.

495 Entgegen A. Reinle und B. Frei (wie Anm. 493) vermerkt H. R. Sennhauser, die Otmarskrypta sei von Abt Ymmo 976–984 erbaut worden (wie Anm. 493).

496 Reg. Imp. I, 1908, S. 275, Nr. 663.

nen Schritt zu lösen; das Privileg der freien Abtwahl folgte 838 und die letzten finanziellen Verpflichtungen werden 854 abgelöst.<sup>497</sup> Die im Geiste der Klosterreform erteilte Immunität war Anlaß für Abt Gozbert, sogleich einen Neubau der Abteikirche zu planen. In diesem Zusammenhang ist auch die Übersendung der Kopie eines Klosterplanes von Abt Heito von Reichenau an Abt Gozbert zu sehen, um ihm einerseits eine Ideenvorstellung für die Bauplanung an die Hand zu geben, andererseits auch konkrete, im Verhältnis zum Maßstab der Planzeichnung selbst verkleinerte Maßangaben<sup>498</sup>. Diese in den Plan eingeschriebenen Maße wurden wirklich für den 830 begonnenen Neubau benutzt, ausgenommen für die Säulenabstände<sup>499</sup>.

Die auffällige Ähnlichkeit der St. Galler Ostkrypta (Abb. 39) mit der Konstanzer Anlage (Abb. 37) hätte ihre schlüssigste Begründung darin, in St. Gallen habe man sich beim Neubau vom Vorbild jener Kathedrale leiten lassen, von der man bis dahin auch besitzrechtlich abhängig war, eine bauliche Selbstbestätigung nach dem Immunitätsprivileg also. Dies ist zwar nicht beweisbar, liegt aber nahe, zumal für ähnliche Vorgänge im Frühmittelalter in etwa Entsprechendes belegt ist<sup>500</sup>. Die direkte Vergleichbarkeit der Konstanzer Kathedrale mit der St. Galler Abteikirche des 9. Jahrhunderts bezieht sich nicht allein auf die Krypten, sondern auch auf das Aufgehende der beiden Kirchen (Abb. 38 und 40), was diese Vermutung nur stützt. Sowohl die Konstanzer als auch die St. Galler Krypta kombinieren den Typ der Winkelgangkrypta mit dem der vierstützigen Hallenkrypta; diese kommt auch auf der Achse des Baues zu liegen und deren Ostflucht entspricht derjenigen des Oberbaues.

Hallenkrypten, so vermutet Hilde Claussen, hat es bereits vor den bekannten Monumenten gegeben, nur sind sie nicht erhalten. Im 9. Jahrhundert treten uns die voll ausgebildeten Typen entgegen<sup>501</sup>. Die älteste erhaltene Hallenkrypta, die bereits auf nordalpine Vorbilder zurückgreift, ist in S. Salvatore zu Brescia zu finden; sie bestand bereits unter der Apsis als Vierstützenkrypta als Bau II errichtet wurde<sup>502</sup>. Diesen kann Adolf Weis neuerdings über die Wandbilder, deren Ikonographie, das Königinnengrab und deren Titulus auf vor 774 datieren<sup>503</sup>. Die von Papst Hadrian I. (772–795) in Rom über und unter Einbeziehung älterer Bauteile errichtete Kirche Sta. Maria in Cosmedin besitzt eine Unterkirche, die dreischiffig ist, ein „Querhaus“ und eine Apsis hat. Sowohl von ihrer Funk-

497 TH. MEYER, Konstanz und St. Gallen in der Frühzeit (1952), Neuabdruck in: Zur Geschichte der Alemannen, hrsg. v. W. Müller, Darmstadt 1975 (= Wege der Forschung, Bd. C), S. 432–481.

498 Wie Anm. 329.

499 A. REINLE, Kunstgeschichte, 1968, wie Anm. 74, S. 111 ff.

500 R. KRAUTHEIMER, Introduction, 1942, wie Anm. 80; G. BANDMANN, Bedeutungsträger, 1951, wie Anm. 242.

501 H. CLAUSSEN, Ludgerus-Krypta, 1974, wie Anm. 489, S. 324, 326, 329, 333.

502 G. PANAZZA, Gli scavi, l'architettura e gli affreschi della chiesa di S. Salvatore in Brescia, in: Atti dell'ottavo congresso di studi sull'arte dell'alto medioevo, Milano 1962, Bd. II, S. 5–227; H. CLAUSSEN, Ludgerus-Krypta, 1974, wie Anm. 489, S. 327 ff.

503 A. WEIS, San Salvatore in Brescia: Kult- und kunstgeschichtliche Folgen der Rombelagerung von 756, Sigmaringen 1977 (im Druck) – als Antrittsvorlesung gehalten in Freiburg am 12. Dez. 1975; Ders., San Salvatore in Brescia – Langobardische Wandmalerei zwischen Castelseprio und Müstair (in Vorbereitung für 1977).



tion als Reliquienkapelle zum Sammeln der Gebeine zahlreicher Märtyrer her als auch ihrer formalen Ausprägung als eigenständiger Kirchenraum steht diese „Krypta“ völlig vereinzelt da und darf nicht zum Vergleich herangezogen werden<sup>504</sup>.

Im Bau II der St.-Dionysius-Kirche in Esslingen findet sich eine Krypta, die in ihrer Organisation der Konstanzer und St. Galler Anlage nicht so fern steht. Entlang der Außenmauern des Saalbaues verlaufen innen die beiden Zugangstollen. Sie reichen ebenfalls weit bis in das Schiff und stoßen an die Ostflucht des rechtwinklig geschlossenen Chores. An den östlichen Enden der Stollen steht je ein Altar in einer Wandnische, der sinngemäß den zu vermutenden Altären in den Konstanzer Kryptennebenräumen entspricht. Der tonnengewölbte Stollen verläuft im Osten innen entlang der Ostbegrenzung der Kirche und weitet sich nach Westen, so daß mit dem Einstellen zweier Säulen eine dreischiffige und nur zweijochige Hallenkrypta entstand. Zu ihr öffnete sich mit einer Fenestella das westlich davor liegende Heiligengrab. Direkt datierende Befunde oder Funde hat der Ausgräber nicht nachgewiesen; Gräber der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts gehen dem Bau noch voraus und der Fund zweier prägefischer Reichsdenare Ludwig d. Fr., wenn auch nur im Schutt, belegen wahrscheinlich eine Frühdatierung Ende des 8. / Anfang des 9. Jahrhunderts<sup>505</sup>.

Sehr ähnlich ist die Raumanordnung der Krypta in der Basilika in Unterreggenbach organisiert<sup>506</sup>. Zugangstollen führen vom Schiff nach Osten und öffnen sich in einem quergelagerten Raum mit einer eingestellten Stützenreihe, der sich dreischiffig und zweijochig, wie in Esslingen nach Westen weitet. Im Osten schließt eine ummantelte Apsis an, die mit vier eingestellten Stützen in die Krypta mit einbezogen wurde, so daß sich ein längsgerichteter Hallenkrypten-

504 R. KRAUTHEIMER, W. FRANKL, S. CORBETT, S. Maria in Cosmedin, in: *Corpus Basilicarum Christianarum Romae*, Bd. II, Città del Vaticano 1962, S. 279–310; R. KRAUTHEIMER, *The Crypt of Sta. Maria in Cosmedin*, 1964, wie Anm. 459, S. 171 bis 175.

505 G. P. FEHRING, Die Ausgrabungen in der Stadtkirche St. Dionysius zu Esslingen a. Neckar. Vorläufiger Abschlußbericht, in: *Zeitschr. d. dt. Vereins f. Kunstwiss.* 19, 1965, S. 1–34; Ders., Esslingen a. N., Nordwürttemberg. Ev. Stadtpfarrkirche St. Dionysius, in: *Arbeiten der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg. Rückblick und Ausblick = Nachrichtenblatt d. Denkmalpflege in Bad.-Württ.* 13, 1970, S. 76 ff.; Ders., Esslingen, St. Dionysius. Die Grabungen und Bauuntersuchungen der Jahre 1960–1963, *Forschungen und Berichte zur Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg (in Vorbereitung)*. Herrn Dr. G. Fehring, Lübeck, sei für die freundlich gewährte Einsicht in das Manuskript gedankt; eine späte Datierung allein aufgrund der formalen Einordnung der Kryptenanlage in das offenbar zu fest gefügte Bild von einer Entwicklung der Kryptenarchitektur: (F. OSWALD), *Vorromanische Kirchenbauten*, 1966–71, wie Anm. 70, S. 75 f.

506 *Vorromanische Kirchenbauten*, 1966–71, wie Anm. 70, S. 356 f.; G. P. FEHRING, Unterreggenbach, Stadt Langenburg, Krs. Crailsheim, Nordwürttemberg, in: *Archäologie des Mittelalters in Bad.-Württ.*, 1970, wie Anm. 505, S. 96 ff.; G. P. FEHRING, u. a., *Unterreggenbach. Kirchen – Herrnsitz – Siedlungsbereiche*, Stuttgart 1972, S. 13 ff., 145 f., 223–234 (R. MEYER); G. P. FEHRING und G. STACHEL, *Unterreggenbach. Neue Grabungsbefunde und erreichter Forschungsstand*, mit einem Beitrag von R. MEYER, in: *Forschungen und Berichte zur Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg*, Bd. IV, Stuttgart 1977 (im Druck). Für die freundlich gewährte Einsicht in das Manuskript sei Dr. G. Fehring, Lübeck, gedankt.



raum mit vier Stützenpaaren ergab. Dieser Bauzustand ist jedoch in sich nicht einheitlich. Sie enthält offenbar Teile einer bisher unbekanntem karolingischen Kirche. Von dieser wurden bisher nur untergeordnete Annexmauern östlich des Chores gefunden. Datiert ist dieser unbekannt Bau über epigraphische und bauplastische Spolien in die erste Hälfte des 9. Jahrhunderts. Von ihm dürfen Kryptenteile in Bau II wiederverwandt angenommen werden; die Befunde sind jedoch noch nicht überprüft worden. Die rechtwinklig ummantelte Apsis scheint nicht dem ersten Kirchenbau zugehörig zu sein, sondern sie ist jüngeren Datums als die übrige Krypte, denn sie ist mit Fuge gegen jene gesetzt. Allerdings laufen im Innenraum die ältesten Putzschichten durch. Die vorhandene Unterregenbacher Anlage wird vom Ausgräber in das 10. oder noch in das frühe 11. Jahrhundert datiert. Die karolingische Kirche mit der erschlossenen Krypta bildete mit einem zeitgleichen Saalbau, der südlich davon lag und ergraben wurde, eine Kirchenfamilie. Der an Reliquien gebundene Kultschwerpunkt dürfte, wenn sich die Arbeitshypothese von einer karolingischen Krypta bewahrheiten sollte, in der Nordkirche mit ihrer Krypta zu suchen sein. Damit entfiel der Zwang, die in der Südkirche in den Boden eingelassenen Kreuzkanäle als Reliquiengräber zu deuten. Denkbar wäre dann, diese Befunde als Unterbauten zu Taufbecken anzusehen und die Südkirche als Tauf- und Pfarrkirche zu interpretieren.

Die Unterregenbacher Krypta des 10. oder frühen 11. Jahrhunderts hat den Bautyp von Esslingen wiederholt und ihn erweitert. Dies kann, wie in Konstanz auch, durch eine Übernahme karolingischer Teile bedingt sein. Die Erweiterung geschah in Richtung auf die Hallenkrypta. Der altertümliche Winkelgang wurde beibehalten. So greift der Bautyp auf ältere Hallenkrypten und Apsidenuntergeschosse zurück, wie dergleichen in Brescia bereits vor 774 formuliert worden war und sich dort bereits auf andere, wahrscheinlich nordalpine Vorbilder bezog<sup>506a</sup>. Auch die ummantelte Apsis ist eine ältere Bauform<sup>507</sup>, die auch in den Kryptennebenräumen in Konstanz auftritt.

Die langen Zugangsstollen entlang der Außenwände des Langhauses sind auch bei der zwischen 815 und 827 errichteten Krypta in Steinbach zu beobachten. Dort entstehen durch sich kreuzende Stollen Kryptennebenräume, die mit Altären ausgestattet sind; von ihnen führen Querstollen zum längsgerichteten Mittelstollen, der im Osten und Westen wiederum kreuzförmige Erweiterungen hat. Diese Anlage soll, so die ältere Forschung, auf römische Katakomben mit ihren Kammern anspielen<sup>508</sup>. In der Umsetzung dieser Vorbilder entsteht eine Anlage, die mit ihren langen Zugangsstollen und den seitlichen, kreuzförmigen Altarräumen der Konstanzer Anlage sehr nahe kommt. Auch die um 844 errichtete Confessio in Münstereifel hat auffällig lange Stollen<sup>509</sup>. Ähnliches muß wohl auch für die in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts entstandene Krypta in Schlüchtern gelten, die offensichtlich sowohl seitlich aus den Chorräumen als auch vom Mittelschiff her mit zwei Stollen zu betreten war; möglicherweise wa-

---

506a Freundlicher Hinweis von Frau Dr. H. Claussen, Münster.

507 Zukünftig. W. ERDMANN, Reichenau-Niederzell, wie Anm. 355.

508 S. 8 dieses Bandes, Abb. 7 f. Vorromanische Kirchenbauten, 1966-71, wie Anm. 70, S. 320 ff.

509 Ebenda, S. 415 f.

ren die Chornebenräume doppelgeschossig, so daß die Untergeschosse krypten- anraumartig waren<sup>510</sup>. Der Typ einer Winkelgangkrypta mit Krypten Nebenräumen und zentraler Hallenkrypta wurde auch in Meschede, St. Walburga, wiederholt, aus hagiographischen Gründen zwischen 893 und 958 sowie aufgrund einer neueren dendrochronologischen Untersuchung um 900 datiert<sup>510a</sup>, während man anhand der Keramik eine Bauzeit in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts angenommen hatte. Vom Querhaus führen längere Stollen entlang der Choraußenmauern, die in durch flache Wandvorlagen abgeschnürte, quadratische Winkelräume münden und von dort in eine zweistützige Halle unter der Apsis mit viertelkreisförmigen Pfeilern führen, so daß entlang der Apsisaußenwand ein tonnengewölbter Umgang entsteht<sup>511</sup>.

Nebenräume zeigt auch die bis 836 errichtete Krypta auf dem Petersberg bei Fulda. Über Treppenzugänge entlang den Außenmauern des Schiffes gelangte man in zwei schmale, apsidial abgeschlossene Räume, die sich in ihrem westlichen Drittel zum Kryptenmittelraum hin öffneten, der nach Osten mit einem eingezogenen Vorchorjoch und in einer Apsis endete<sup>512</sup>. Ähnlich war wohl auch die Außenkrypta des späten 9. Jahrhunderts am Fraumünster in Zürich aufgebaut, wenn man keinen Hallenraum mit Stützen rekonstruieren will<sup>513</sup>. Grundsätzlich mag sie sich auf Außenkrypten beziehen, wie sie in größeren Abmessungen und mehrschiffig etwa vor 832 in St. Denis errichtet wurde<sup>514</sup> und sich dabei offenkundig auf das Mausoleum der Probi in Rom östlich Alt-St. Peter bezog<sup>515</sup>.

Eine sehr komplexe Kryptenanlage entstand in zwei Baustufen während des 9. Jahrhunderts in Basel<sup>516</sup>. Noch vor 823 war der Münsterneubau errichtet worden. Unter dem östlichen Teil des Schiffes, einem Saalbau, ist eine Hallenkrypta zu erschließen, die seitlichen Eingänge wurden gefunden. Der Kryptenraum war demnach von Norden vom Außengelände (!) her zu betreten, von Süden und den vermuteten Klausurgebäuden her durch einen Porticus, der den Saalraum in seiner gesamten Länge auf der Südseite begleitete. Die späteren Krypten zerstörten weitere Befunde, so daß über diese Tatsache hinaus nichts über die erste Krypta ausgesagt werden kann. Noch karolingisch wurde östlich dieses Baues eine Außenkrypta errichtet, die ebenfalls weitgehend durch hochmittelalterliche Baumaßnahmen oder Erdbeben zerstört wurde, vor allem der Anschluß an die westlichen Münstergebäude. Die Außenkrypta stellt in ihrem Kern einen Dreiapsidensaal

510 Ebenda, S. 305 f.

510a Mündliche Mitteilung von Frau Dr. H. Claussen, Münster.

511 H. CLAUSSEN u. U. LOBBEDEY, Eine vorromanische Stiftskirche in Meschede an der Ruhr. Vorbericht, in: *Kunstchronik* 20, 1967, S. 337–342; *Vorromanische Kirchenbauten*, 1966–71, wie Anm. 70, S. 207 f.; H. CLAUSSEN, *Ludgerus-Krypta*, 1974, wie Anm. 489, S. 329 ff.

512 *Vorromanische Kirchenbauten*, 1966–71, wie Anm. 70, S. 257 f.

513 E. VOGT, *Fraumünster*, 1959, wie Anm. 246; *Vorromanische Kirchenbauten* 1966–71, wie Anm. 70, S. 391 ff.

514 M. VIEILLARD-TROJEKOUROFF, *L'architecture en France du temps de Charlemagne*, in: *Karl der Große*, Bd. III: *Karolingische Kunst*, Düsseldorf, 1965, S. 336–373, bes. 355.

515 Wie Anm. 459.

516 Wie Anm. 445, 446 und 462.

dar, wie er im westlichen Alpengebiet karolingisch häufiger vorkommt<sup>517</sup>; westlich des Dreiapsidensaales lag im Norden und Süden je ein Nebenraum mit einer Apsis und eingestelltem Altar. Dieser war nachweislich von Westen her durch eine herunterführende Treppe zu erreichen, die südliche Nebenkammer zusätzlich durch einen Zugang von den Konventsgebäuden. Wie die Treppenzugänge an den dazugehörigen Münsterbau des frühen 9. Jahrhunderts anschlossen, muß offen bleiben. Das gilt auch für die Rekonstruktion des Westabschlusses des Dreiapsidenraumes, ob er axial zusätzlich zu betreten war, westlich ein Atrium anschoß oder der beachtliche Abstand zum Münster mit einem Hallenraum, geschlossen wurde, ähnlich wie in St. Denis, mit dem Basel auch das Ausweichen nach Norden aus der Achse des Hauptbaues gemeinsam hat<sup>518</sup>.

Winkelstollenkrypten unter Chören greifen bekanntermaßen auf die Umgangskrypta in Alt-St. Peter in Rom zurück und setzen diese Anlage zu einem Kryptentyp um, der darüberstehenden rechtwinkligen Bauteilen entspricht. Die auf Älteres zurückgreifende Pause eines Klosterplanes um 820 von der Reichenau in St. Gallen zeigt unter dem Vorchorjoch eine solche Krypta<sup>519</sup>; in Teilen lehnt sich die Bauausführung in St. Gallen daran an (Abb. 39)<sup>520</sup>. Eine Winkelgangkrypta mit auffällig langen Zugangsstollen, die mit einschneidenden Wandvorlagen möglicherweise den dazugehörigen, verlorenen Oberbau widerspiegelt, ist in Säckingen noch vorhanden. Offenkundig führten die Stollen vom Langhaus ostwärts innen entlang der Chorwände, so daß die Stollen durch Fenster belichtet werden konnten. Im Osten rechtwinklig abknickend, machen sie einen tonnenförmigen Kryptenraum, der axial zum Oberbau liegt, auf seiner Querachse zugänglich. Er öffnet sich nach Westen in die Confessio, nach Osten in eine abgeschnürte Apsis. Das Säckinger Stift ist erstmals 878 erwähnt; es war königliches Eigenstift und dem Züricher Fraumünster zugeordnet<sup>521</sup>.

Eine dem St. Galler Plan im Grundriß gut entsprechende Winkelgangkrypta mit nach Westen gerichtetem Sepulcrum ist die im 8. Jahrhundert erbaute Anlage unter St. Theodor in Sitten/Sion, die 1960 ausgenommen wurde<sup>522</sup>. Der Oberbau ist eine dreischiffige Basilika mit nicht eingezogenem Rechteckchor, dessen Podium in den Schiffbereich hineinragt und über schmale Treppen zu ersteigen war. Im

517 S. STEINMANN-BRODTBECK, Herkunft und Verbreitung des Dreiapsidenchores, Untersuchungen im Hinblick auf die karolingischen Saalkirchen Graubündens, ZAK I, 1939, S. 65–95; A. REINLE, Kunstgeschichte, 1968, wie Anm. 74, S. 121–130; Vorromanische Kirchenbauten, 1966–71, wie Anm. 70 passim, zur Deutung des Dreiapsidensaales: K. GAMBER, Churrätische Saalkirchen mit Dreiapsidenchor liturgiegeschichtlich untersucht, in: Röm. Quartalschr. 65, 1970, S. 98–126; vgl. Rekonstruktion R. MOOSBRUGGER-LEU, Pfalzgrabung, 1965, wie Anm. 462.

518 Wie Anm. 514.

519 Wie Anm. 329.

520 Wie Anm. 493.

521 Vorromanische Kirchenbauten, 1966–71, wie Anm. 70, S. 290 f.; A. REINLE, Die Gestalt des Säckinger Münsters im Wandel der Epochen, ZAK 32, 1975, S. 17–41; J. JEHLE, Die Baugeschichte des Säckinger Münsters nach dem Befund des schriftlichen Quellenmaterials, ebenda, S. 3–16; Bibliographie, ebenda, S. 2.

522 F. O. DUBUIS, Archéologie, tradition et légende: Saint Théodor, évêque d'Octodure, son souvenir et son culte en Valais jusqu'au XVI<sup>e</sup> siècle, in: Helvetia Antiqua, Festschr. f. E. Vogt, Zürich, 1966, S. 317 ff., 319; A. REINLE, Kunstgeschichte, 1968, wie Anm. 74, S. 149.

Podiumsvorsprung gehen von den Ostenden der Seitenschiffe die Treppen in die Winkelgangkrypta abwärts. Die Stollen sind flach gedeckt. Der längsgerichtete Stollen auf der Mittelachse des Baues zeigte an seiner Westwand ein höher gelegenes Arconsolgrab. Durch eine Fenestella im Arconsolbogen konnte man von Westen her, bevor man die symmetrischen Treppen zum Chor hinaufstieg, vom kleinen Vorplatz das Heiligengrab einsehen. Ob vor dieser Fenestella ein Altar stand, ist nicht beweisbar, aber wahrscheinlich, da der verbleibende Raum für den Choraufgang recht eng würde.

Eine Winkelgangkrypta kombiniert mit einem Mittelstollen und einer Vierstützenhalle finden wir gut datiert um 896 in Reichenau-Oberzell, St. Georg<sup>523</sup>. Die Kryptenabgänge liegen im Mittelschiff neben den nach Westen vorgezogenen Mauerzungen der Vierung und begleiten den breiten Choraufgang. Vor der Vierung knicken die Stollen rechtwinklig ab und treffen auf der Kirchenachse zusammen. Von dort führt ein einziger tonnengewölbter Stollen unter das Chorquadratum, dem im Untergeschoß eine quadratische Hallenkrypta entspricht<sup>523a</sup>. Vier Säulen tragen ein einfaches Durchdringungsgewölbe. Es ist auffällig, daß die Krypta offenkundig zwei Sepulcren hatte, eines liegt an der Westwand des Querstollens auf der Kirchenachse. Es ist vermauert und verputzt; ein noch vorhandenes Holzbrett sitzt als Abdeckung horizontal in der Stollenmauer. Die Unterkante dürfte etwas über dem Bodenniveau des Schiffes liegen. Eine zweite vermauerte Fenestella findet sich in der Hallenkrypta über dem Zugangsstollen, auch diese ist vermauert. Dabei wurden Werksteine mit Randschlag und gefächtem Spiegel verwandt. Die Unterkante dürfte dem Bodenniveau der Vierung entsprechen. Diese Lösung mit zwei ehemaligen Fenestellen ist bisher noch nicht ausreichend untersucht worden, so daß vorerst noch keine Schlüsse gezogen oder Rekonstruktionen vorgelegt werden können. Es stellt sich aber die Frage, ob die ganze Krypta ein einheitlicher Bau ist. Für den Bereich der Hallenkrypta wie auch für das Schiff konnte bisher nachgewiesen werden, daß kein Vorgängerbau vorhanden war. Der Westteil der Krypta hat bisher keine Befunde geliefert, die das gleiche vermuten ließen.

Im Blick auf die südwestdeutschen Krypten läßt sich das Ergebnis, das Hilde Claussen an anderen Baudenkmalern gewann, auch für diesen Bereich feststellen: In der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts bietet sich bei den Krypten eine Formenvielfalt; der Formenvorrat ist aber ein anderer als jener in den Rheinlanden oder in den westfränkischen Reichsteilen<sup>524</sup>, obwohl natürlich auch hier ebensolche Ringkrypten auftreten, wie sie Claussen für die Rheinlande und Westfalen besprochen hat<sup>525</sup>. Fest datierte Krypten gibt es hier wie dort nur wenige; es sind dies vor allem die in St. Gallen, Steinbach und Reichenau; die übrigen lassen sich nur etwas gröber einordnen. Die Konstanzer Münsterkrypta fügt

523 J. HECHT, *Romanischer Kirchenbau*, 1928, wie Anm. 66, S. 132 ff.; *Vorromanische Kirchenbauten*, 1966–71, wie Anm. 70, S. 282 f.; W. ERDMANN, *Reichenau-Oberzell*, 1974, wie Anm. 125, S. 577–581.

523a Diese Stollenlösung entspricht in der Anlage der Raumdisposition von Sta. Maria in Cosmedin; siehe Anm. 504.

524 J. HUBERT, *L'art pré-roman*, 1938, wie Anm. 459; H. CLAUSSEN, *Heiligengräber*, 1950, wie Anm. 181; J. HUBERT, *Rotunde orientale*, 1954, wie Anm. 88.

525 H. CLAUSSEN, *Ludgerus-Krypta*, 1974, wie Anm. 489.



sich mit ihrem Formenvorrat gut in das Gesamtbild der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts ein; nichts steht seitens der Vergleiche im Wege, sie vor dem Baubeginn in St. Gallen zu datieren. Die besprochenen Krypten lassen sich kaum zu Entwicklungsreihen, die zugleich auch relative Datierungen ergäben, ordnen; sie bestehen nebeneinander und beziehen sich auf ältere Anlagen.

Trotzdem wirkt die Konstanzer Krypta altertümlich, vor allem vor dem Hintergrund der mutmaßlichen Kopie in St. Gallen. Die besprochenen Krypten, auch die Esslinger und Sittener, zeigten Stollen, die entlang der Schiff- oder Chorfundamente geführt wurden und so einen einfacheren Bauvorgang ermöglichten, es zudem zuließen, die Stollen durch Fensteröffnungen zu belichten. So wiederholte es auch die St. Galler Ostkrypta. Hingegen verlaufen die Konstanzer Stollen weder parallel zueinander noch zur Kirchenache; die Hallenkrypta ist schiefwinklig. Die Begründung ist offensichtlich: Man bezog die älteren Stollen in die Anlage mit ein. Ferner scheint man sich bemüht zu haben, die Krypta ein wenig auf den ehemals östlich des Münsters nicht auf der gleichen Achse, sondern etwas nach Norden verschoben stehenden einzelnen Saalbau hin auszurichten, so daß die Hallenkrypta auch leicht nach Norden verzogen wurde. Dieses widerspricht dem Achsbezug des Heiligengrabes, das im Verhältnis zum heutigen Bau leicht nach Süden aus der Achse ausweicht und so in etwa zu den ältesten Teilen des Nordstollens parallel angeordnet ist. Die stärkere Drehung der Kryptenanlage gegenüber ihrem Vorgänger läßt im Südstollen einen Knick entstehen, der auf der Nordseite durch die Errichtung des gotischen Vorraumes zur Konradikapelle beseitigt worden sein dürfte. Insgesamt bemühte man sich also die vorhandenen Bauteile beim Neubau mit einzubeziehen oder auf abgebrochene Räume – wegen der Altarkontinuität? – Rücksicht zu nehmen. Bei diesem Umstand ist es durchaus möglich, daß man in der neuen Krypta versuchte, den ehemaligen Formenapparat der zeitlich heterogenen Vorgängeranlage in einem Bauwerk zusammenzuziehen. Wie die Stollenkrypta ausgesehen hat, muß ungewiß bleiben; es war jedenfalls eine Winkelgangkrypta, etwa jenen Typs auf dem Klosterplan oder in Sitten-Sion. In den Knickstellen des Stollens könnten, wie in Esslingen, Altäre gestanden haben, die Anlaß gaben, diesen beim Neubau eigene Räume zu geben. In der quadratischen Halle mit den vier Säulen lebte vielleicht der ehemalige Saalbau östlich des alten Münsters fort, der einige Zeit zusammen mit der Stollenkrypta bestanden hatte, möglicherweise, aber nicht mehr kontrollierbar, durch diese aus zugänglich gemacht worden war. In der Anlage als Vierstützenhalle konnte sich die neue Krypta ebenfalls auf Vorbilder beziehen, etwa der Parallele in Brescia. Diese Überlegungen sind ohne weitere Untersuchungen nicht beweisbar. Aber es darf die Frage gestellt werden, ob die Konstanzer Raumanordnung nicht allein durch die Vorgänger am Ort festgelegt war und in ihrer Gesamtdisposition weniger von Vorbildern abgeleitet werden muß, und ob sie sich nur in Teilen, wie etwa der Vierstützenhalle, oder Nebenräumen mit ummantelten Apsiden auf diese bezog. Wirkliche Vergleichsbauten gleichen Grundrißtyps sind denn auch nicht bekannt; die Parallelen wie Steinbach und Esslingen formulieren nicht nur anders, sondern auch „systematischer“. Die mutmaßliche Kopie in St. Gallen systematisiert ebenso und greift auf andere Parallelen zurück, indem die Stollen entlang der Kirchenaußenmauern geführt werden. Die Hallenräume ent-



sprechen sich jedoch; sogar Maße sind nahezu gleich, wie etwa die lichte Raumbreite.

Entsprechungen finden sich auch in der Anlage des Heiligengrabes. Wie für Konstanz geschildert und in St. Gallen nach den Ausgrabungen nun zugänglich und sichtbar, liegt hier wie dort die Confessio etwa niveaugleich zum Boden des Kirchenschiffes oder nur wenig darunter. Man hat jeweils westlich davor einen Altar zu rekonstruieren. Von den Hallenkrypten waren die Heiligengräber durch lange, nicht begehbbare Schächte einsehbar, die relativ hoch über dem Kryptenniveau lagen. So bestätigen sich auch in diesem Detail die Beobachtungen und Schlüsse zur karolingischen Confessio, wie sie kürzlich von Hilde Claussen erneut vorgetragen wurden<sup>526</sup>. Diesem Vorbild folgte jedoch die Otmarskrypta von 867 nicht. In einem ostwärts vorgetriebenen, apsidial geschlossenen Stollen, der niveaugleich mit der Westkrypta war, stand ein Allerheiligenaltar; die Reliquien des Titelheiligen wurden 867 in einem kleinen Steinsarg (licht 0,77 m auf 0,385, 0,32 m tief) unter oder in Verbindung mit dem Altar der Oberkirche bestattet<sup>527</sup>. Dieser Steinsarkophag wurde bei den Grabungen gefunden. Damit wird das Otmarsgrab in die Reihe der Reliquiengräber im Boden gestellt<sup>528</sup>, eine Bestattungsart für Reliquien, wie sie in den östlichen Bereichen gepflogen wurde<sup>529</sup> und auch für das 9. Jahrhundert auf der Reichenau belegt ist, wo Valens-Marcus im Boden einer Ostapsis niedergelegt wurde, in der die Gebeine feucht wurden und hernach an der Sonne getrocknet werden mußten<sup>530</sup>.

Die Untersuchungen Hans Rudolf Sennhausers in St. Gallen haben ebenso Ergebnisse für das aufgehende Bauwerk erbracht. Mit den bereits veröffentlichten Befunden läßt sich eine Rekonstruktion der Abteikirche fertigen<sup>531</sup>. Der Bau (Abb. 40) war eine querhauslose Säulenbasilika mit dreiteiligem Sanktuarium, das rechtwinklig geschlossen war. Für das Schiff konnten sechs Arkadenachsen festgestellt werden. Wichtige Maße des karolingischen Klosterplanes in St. Gallen kehren am Bau verwirklicht wieder. Einzelheiten, wie Chorschranken oder die Fenestella sind in der Rekonstruktion nicht enthalten, da bisher über sie nicht so berichtet wurde, daß es möglich war, sie in eine Zeichnung umzusetzen.

Im Westen vor der Abteikirche steht das Helmhaus, eine Eingangshalle, die doppelgeschossig war. Das Obergeschoß, die Michaelskapelle, wurde am 25. September 867, einen Tag nach der Otmarskirche geweiht. Für das im Plan dokumentierte Untergeschoß liegen keine Anhaltspunkte für die Inneneinteilung und die Stützen vor; sie sind eine rein arbeitshypothetische Rekonstruktion, die aber

526 Ebenda.

527 Wie Anm. 493.

528 G. BINDING, Quellen, Brunnen und Reliquiengräber, 1975, wie Anm. 276. Nicht alle von G. Binding und G. P. Fehring (Unterreggenbach, 1972, wie Anm. 506, S. 44 ff. – mit älteren und östlichen Beispielen) angeführten Befunde sind ausschließlich als Reliquiengrab interpretierbar: manche können sehr wohl etwa auch als Sakramentarien oder Fundamente von Taufbecken gedeutet werden; zukünftig zu diesem Problem: W. ERDMANN, wie Anm. 355.

529 E. WISTRAND, Schriftquellen, 1952, wie Anm. 280, passim.

530 *Miracula s. Marci*, cap. IX, F. J. MONE, Quellensammlung, 1848, wie Anm. 364, S. 64; W. ERDMANN u. A. ZETTLER, Reichenau-Mittelzell, 1974, wie Anm. 93, S. 506.

531 Wie Anm. 493 u. 494; vgl. zu den Quellen Anm. 492.

Abb. 5–10 Konstanz, Pfalzgarten.  
NS-Profil der Untersuchung 1974.

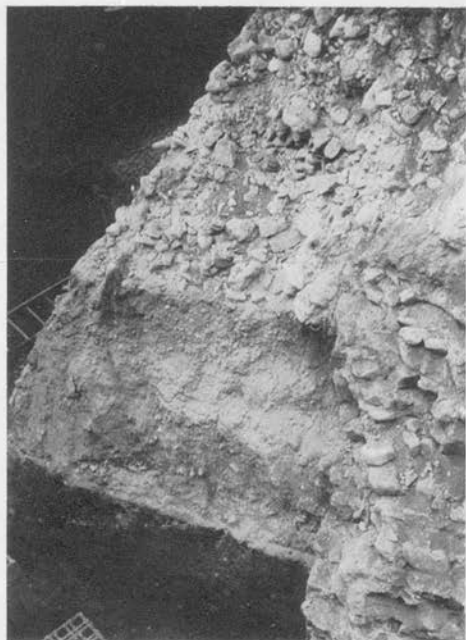


Abb. 6 Unten römisch/frühmittelalterliche, über dem Laufhorizont mittelalterliche Schichten und rechts die Südwand des frühmittelalterlichen Gebäudes (von NO her).



Abb. 5 Unten römisch/frühgeschichtliche Schichten, über dem Laufhorizont mittelalterliche Schichten (von SO her).

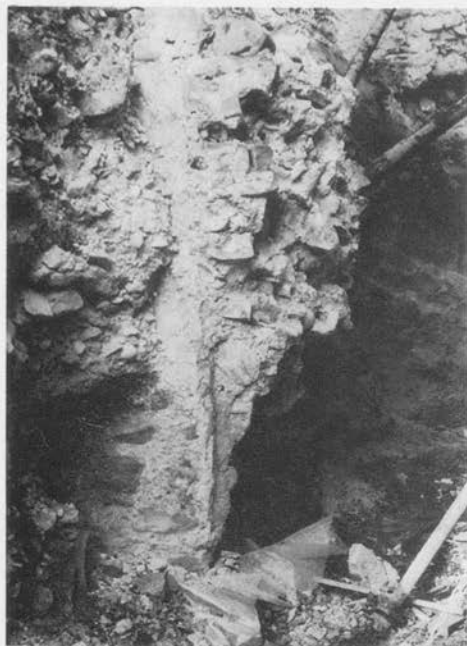


Abb. 7 Links: mit Schutt verfüllter Keller-  
raum, rechts: NO-Ecke des frühmittelalter-  
lichen Gebäudes (von SO her).

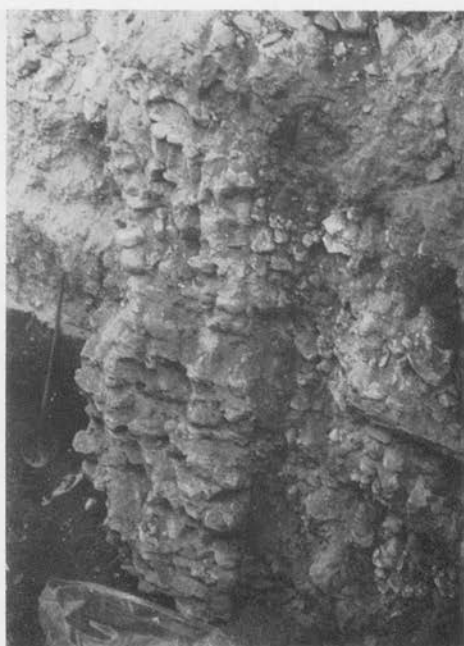


Abb. 8 Links: Südwand, rechts: mit Schutt  
verfüllter Kellerraum des frühmittelalter-  
lichen Gebäudes (von NO her).

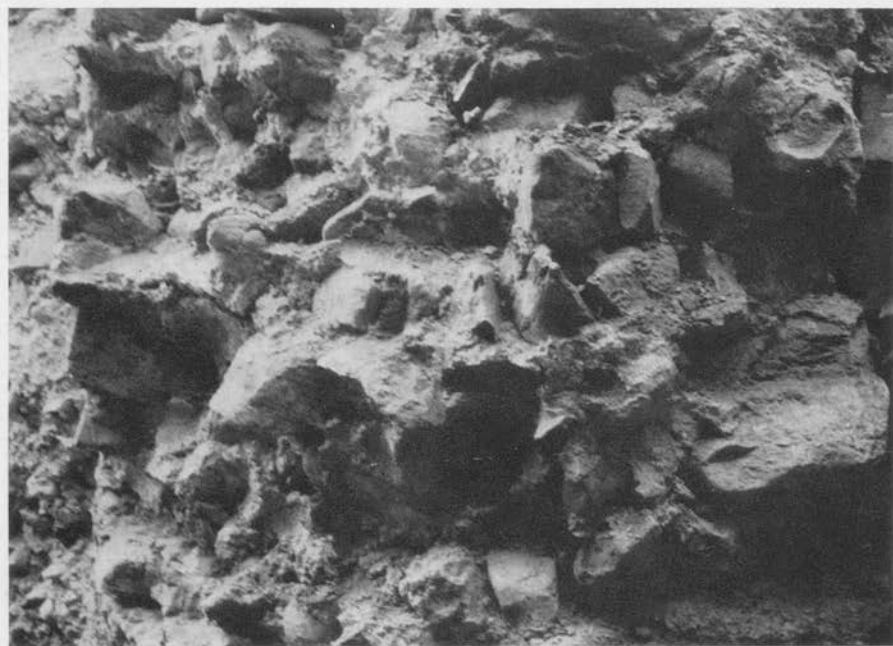


Abb. 9 Detail der Nordwand des frühmittelalterlichen Gebäudes (Mauertechnik),  
(von O her).

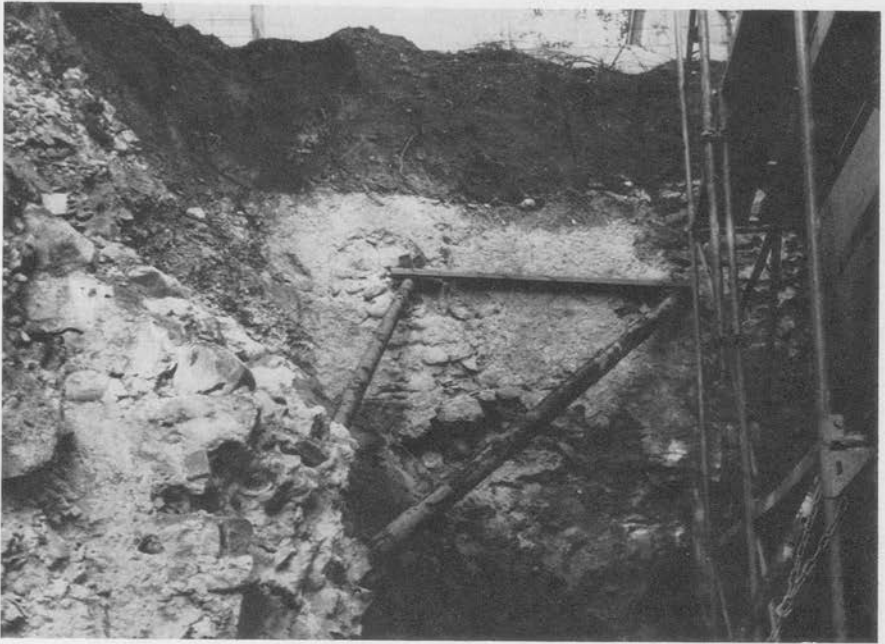


Abb. 10 Unerklärte Mauer, vermutlich zur Pfalzkapelle gehörig (von S her).

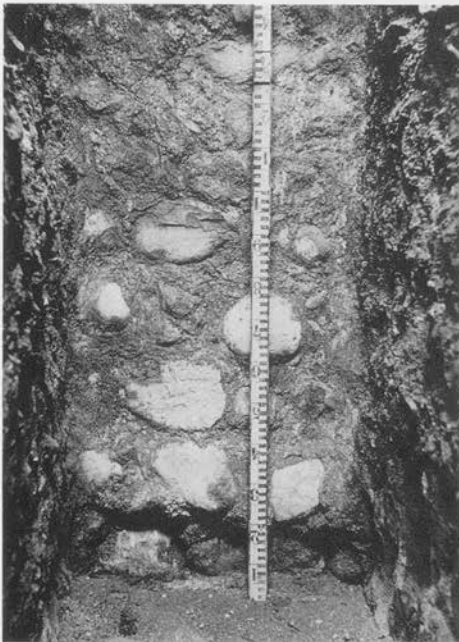


Abb. 11

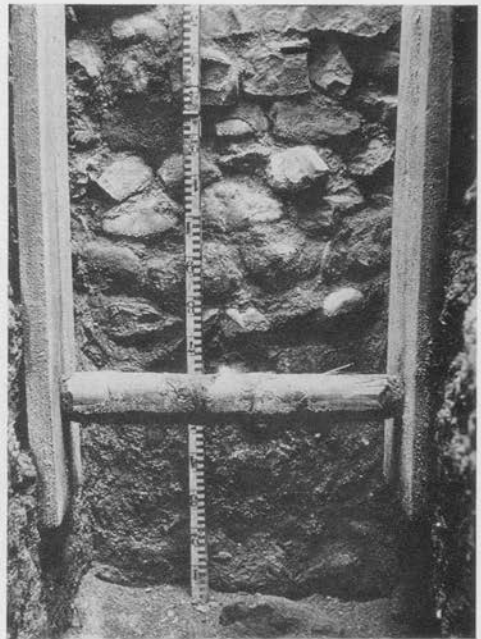


Abb. 12

Konstanz, Pfalzgarten. Maueransicht des frühmittelalterlichen Gebäudes von der Untersuchung Beck/Revellio 1931 (Mauertechnik).



Abb. 13–17 *Konstanz, St. Mauritius, Untersuchung 1974.*

(Photos A. Rettich)

Abb. 13 *Fundament des Hl. Grabes, von Osten.*

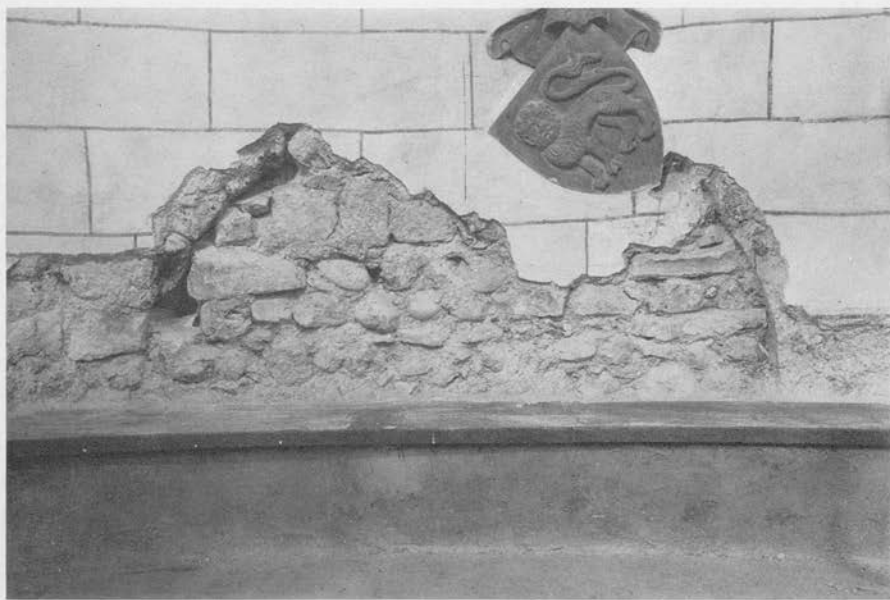


Abb. 14 *Westwand, ottonische Rundbogenöffnung nach Abschlagen des gotischen Wandverputzes, von Osten.*





Abb. 15 Westwand mit ottonischer Rundbogenöffnung, rechts: spätgotische Gruft, links: ottonischer Wandverputz mit Holzanslag und Bodenabriß, von Südosten.

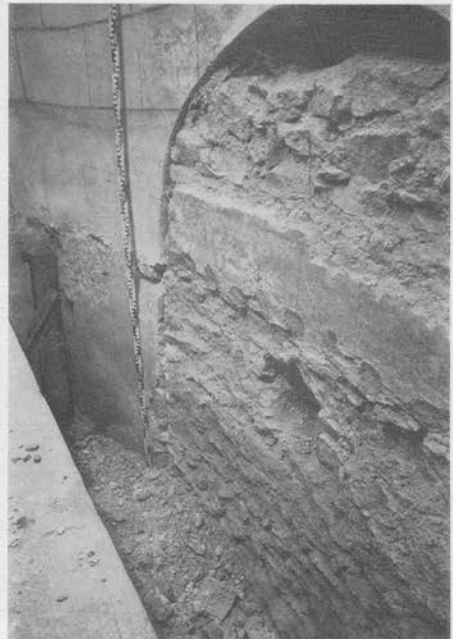


Abb. 17 Nordwand mit ottonischer Rundbogenöffnung, links unten: ottonischer Wandputz mit Bodenabriß, von Südosten.

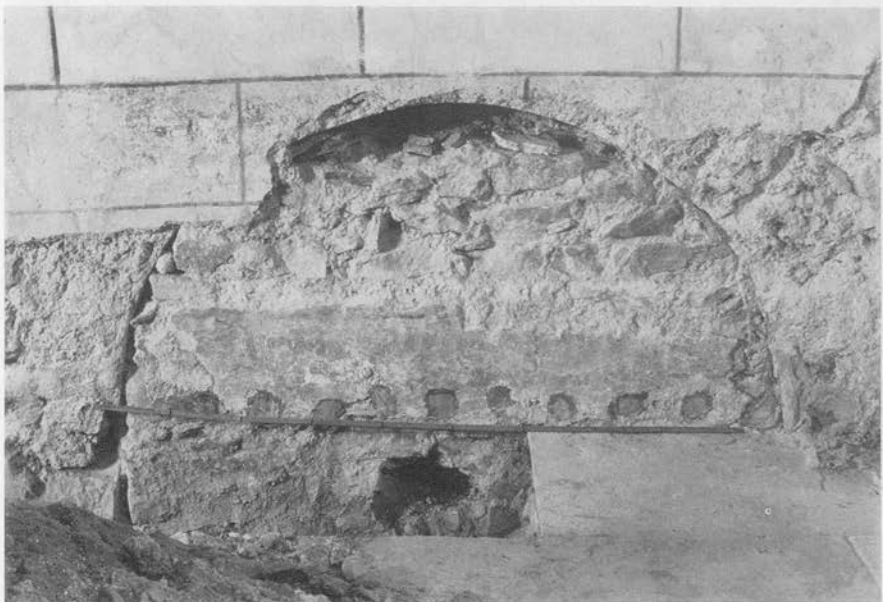


Abb. 16 Nordwand mit ottonischer Rundbogenöffnung, von Süden.



Abb. 18 Konstanz, Münster-Krypta, Schnitt 1975 am südöstl. Säulenfuß, Nordprofil von Süd. Links oben Säule mit Basisstein und flachem Fundament, darunter Baugrube, nach rechts abfallend der gewachsene Boden, darüber kiesige Auffüllung.



Abb. 19 Konstanz, Münster-Krypta, Schnitt 1975 am südöstl. Säulenfuß, Nord- und Ostprofil von Südwest, links oben Säulenfundament, links nach Osten fallende Oberkante des gewachsenen Bodens, Mitte und rechts gewachsener Boden, darüber kiesige Aufschüttung, darauf ohne Fundament das Aufgehende der Kryptenostwand mit mittelalterlichem Wandputz.

(Photos A. Rettich)

Wandvorlagen berücksichtigt, die anlässlich der Neubauplanung des 18. Jahrhunderts bei den damaligen Bauaufnahmen und Planungen gezeichnet wurden<sup>532</sup>. Die Michaelskapelle war offenkundig durch Treppen zugänglich, die in der 10 Fuß starken Westmauer des Helmhauses hinaufführte. Das Erdgeschoß diente als Bestattungsort; die dort aufgehängten Wappen mit den Helmschildern der dort Ruhenden gaben im späten Mittelalter der Vorhalle den Namen Helmhaus.

Nach Westen schließt an Helmhaus und Michaelskapelle die am 24. September 867 geweihte St.-Otmars-Kirche an. Vor ihr sind die Baufluchten, wie sie von der Kryptenanlage vorgegeben sind, bekannt und auch, daß sich im Innern Spannfundamente für eine Stützenreihe fanden. Über den Abstand und mögliche Befunde, die auf Zahl und Art der Stützen schließen lassen, wurde in den bisherigen Kurzveröffentlichungen noch nichts gesagt. Wandvorlagen, Stützen, deren Abstand und die Schiffsbreiten sind Rekonstruktionen ohne Befundgrundlage. Hingegen wurde berichtet, daß die schmalen Seitenschiffe im Osten in rechtwinklig ummantelten Apsiden endeten<sup>533</sup>. Die St.-Otmars-Kirche wird allgemein als ein Hallenraum bezeichnet; die Seitenschiffe lagen tiefer als das Mittelschiff, so daß sich jenes in der Kirche podiumartig erhob.

Von der relativ gut gesicherten Rekonstruktion der zwischen 830 und 835/39 erbauten St. Galler Abteikirche aus wird das karolingische Münster zu Konstanz beurteilbar. Die Kryptenanlage (Abb. 37) läßt einige Rückschlüsse auf den Oberbau zu. Einer dreiteiligen Kryptenorganisation dürfte ein dreiteiliges Sanktuarium entsprochen haben; die Breite des zu rekonstruierenden Münsters ist wegen der Kryptenstollen etwa zwischen 23 und 25 m anzunehmen. Diese Breite kann sich kaum auf einen Saalbau beziehen, die im Osten rechtwinklig hintermauerte Kryptenanlage erfordert für den dazugehörigen Oberbau einen rechtwinkligen Chorschluß. Stehen diese Eigenschaften fest, so läßt sich das karolingische Münster rekonstruieren (Abb. 38); offen bleibt allein die Zahl, der Abstand und die Art der Stützen. Das gilt auch für die Breite der Schiffe und die Tiefe des Chores; jedoch könnten diese Maßstrecken in den folgenden Bauten wiederaufgenommen sein, so daß in der Rekonstruktion spätere Maße in den Bau übernommen wurden. Völlig offen ist, wo sich die Westbegrenzung des Münsters befand.

Ungeklärt und nur durch eine Grabung zu belegen ist, ob das karolingische Münster in Konstanz ein Querhaus besessen hat oder nicht. Die ältesten Befunde zu einem Querhaus am heute stehenden Bau sind ottonisch<sup>534</sup>. Der Blick auf St. Gallen mit dem Ergebnis, daß alle formalen Erscheinungen dort in der Abteikirche wiederkehren, legt nahe, für das Konstanzer Münster anzunehmen, es habe im karolingischen Bauzustand kein Querhaus gehabt. Dann allerdings glichen die beiden Bauten einander so, daß in der Tat von einer eng anschließenden Kopie der Konstanzer Metropolitankirche gesprochen werden könnte. Der Bautyp einer querhauslosen Basilika mit gerader, rechtwinkliger Chorklösung war auch in

532 E. POESCHEL, St. Gallen, Das Stift, 1961, wie Anm. 383, S. 101 ff.; P. H. BOERLIN, Die Stiftskirche St. Gallen. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Barockarchitektur, Bern 1964, S. 33 ff.

533 B. FREI, St. Gallen, 1966, wie Anm. 493, S. 338: „Die zugehörige Oberkirche hatte einen gerade geschlossenen Chor, flankiert von in der gleichen Flucht gerade hintermauerten Apsidiolen, die in vertiefte, gangartige Seitenschiffe münden.“

534 Siehe unten S. 132.

Konstanz keine Neuschöpfung. In Worms war Anfang des 7. Jahrhunderts ein ebensolcher Bau errichtet worden, der zudem, wie in Konstanz auch, ein Großbau war (Abb. 36). Der Bautyp leitet sich aus der christlichen Spätantike her und war auf ostfränkischem Boden mit dem später allerdings komplizierteren, zentralraumartigen Raumgefüge des Trierer Domes vertreten. Er kommt in Oberitalien und Istrien in der Nachfolge der frühen Domkirchen von Aquileia häufiger vor.<sup>534a</sup>

### *Ottonische Umbauten des Münsters*

An den so über Kryptenbefunde und den Vergleichsbau St. Gallen erschlossenen Münsterbau fügt Bischof Konrad um 940 die Stiftskirche St. Mauritius an. Die Kopie wurde hernach in St. Gallen vervollständigt, indem auch dort von Abt Ulrich I. (984–990) an eben der dem Konstanzer Vorbild entsprechendem Platz, östlich der Abteikirche und nach Norden aus der Achse des Hauptbaues verschoben, die Rotunde des Hl. Grabes errichtete<sup>535</sup>. Hans Rudolf Sennhauser hat den Bau bei seinen archäologischen Untersuchungen angraben können (Abb. 40)<sup>536</sup>.

Für die weitere Konstanzer Baugeschichte<sup>537</sup> haben die Untersuchungen von 1974–1975 keine wesentlich neuen Ergebnisse erbracht. Über ottonische Baumaßnahmen sind wir zwar unterrichtet, die Quellen sagen aber nichts über Umfang und Art der Baumaßnahmen aus. Recht späte Überlieferung ist, daß Bischof Konrad am Münster Säulen versetzt haben soll. Hingegen ist die Nachricht gut belegt, Bischof Lambert (995–1018), der nach äußerer Erscheinung und Bekenntnis monchisch war, habe die Kathedrale teilweise abbrechen und erweitern lassen<sup>538</sup>. Dieser Bau stürzte dann 1052 zusammen<sup>539</sup>, wurde neu aufgebaut und 1065 teilgeweiht<sup>540</sup>; die Schlußweihe ist für 1089 belegt<sup>541</sup>. Sowohl Joseph Hecht<sup>542</sup> als auch

534a Zum Dom zu Worms (614–627) siehe Anm. 433 und Trier: TH. KEMPF, Grundrißentwicklung und Baugeschichte des Trierer Domes, in: *Das Münster* 21, 1968 (H. 1), S. 1–32; *Vorromanische Kirchenbauten* 1966–71, wie Anm. 70, S. 340–344 [F. OSWALD]; TH. KEMPF, Die ottonische Bauperiode der Trierer Bischofskirche, in: *Das Münster* 28, 1975 (H. 1/2), S. 8–20. Zu den Wirkungen der Dombauten von Aquileia: G. BRUSIN und P. L. ZOVATTO, *Monumenti paleocristiani di Aquileia e di Grado*, Udine 1957; M. M. ROBERTI, *Architettura paleocristiana in Istria*, in: *Aquileia e l'alto adriatico*, Bd. II: *Aquileia e l'Istria*, Aquileia 1974, S. 197–211; G. BRAVAR, *L'arredo liturgico nelle basiliche altoadriatiche*, ebenda, S. 213–236. Zur Wirkung dieses Bautyps in der Diözese Konstanz zukünftig: W. ERDMANN, wie Anm. 355.

535 Siehe oben S. 102, 106; E. POESCHEL, *St. Gallen, Das Stift*, 1961, wie Anm. 383, S. 68 f.

536 Wie Anm. 493 u. 494. Die genaue Lage und die Maße der Rotunde wurden bisher nicht veröffentlicht, so daß in Abb. 40 keine gültige Rekonstruktion vorgelegt werden kann und die Grabungspublikationen abgewartet werden muß.

537 Zu den Schriftquellen siehe E. REINERS-ERNST, *Regesten*, 1956, wie Anm. 62, S. 3 ff.

538 Herimanni Augiensis *Chronicon*, a. a. 995, MGH SS V, S. 118: „(Gebehardus episcopus) . . . eique Lantpertus, habitu et professione monachus, in episcopatu succedens, praefuit annis 23; qui templum sanctae Mariae ex parte diruens ampliavit.“

539 Wie Anm. 421.

540 E. REINERS-ERNST, *Regesten*, 1956, wie Anm. 62, S. 5 f., Nr. 30–34.

541 Ebenda, S. 7 f., Nr. 42–46.

542 J. HECHT, *Romanischer Kirchenbau*, 1928, wie Anm. 66, S. 191 ff.

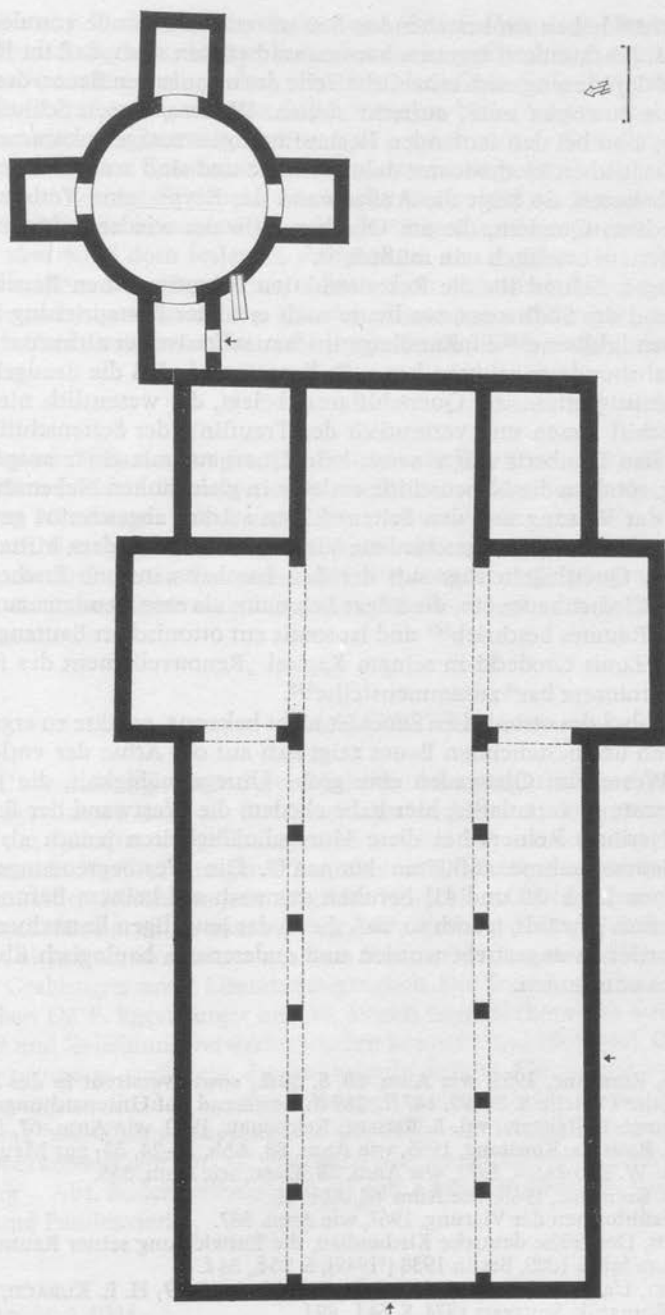


Abb. 41 Konstanz, Münster und St. Mauritius, Grundrißrekonstruktion des mutmaßlichen Zustandes um 1000.  
(W. Erdmann), M. 1:500.



Heribert Reiners<sup>543</sup> haben am bestehenden Bau ottonische Befunde von der Baubsubstanz des 11. Jahrhunderts trennen können und wiesen nach, daß im Bereich des Chores und der Vierung noch erhebliche Teile des ottonischen Baues, den man Bischof Lambert zuweisen muß, aufrecht stehen. Weitere, diesen Schluß stützende Befunde, sind bei den laufenden Restaurierungen zutage gekommen. Sie wurden vom Staatlichen Hochbauamt dokumentiert und sind zum Teil am Bauwerk sichtbar belassen. So zeigt die Außenwand der Krypta eine Verblendung mit hammerrechten Quadern, die am Oberbau teilweise wieder auftreten und nach den Bearbeitern ottonisch sein müßten<sup>544</sup>.

Einen wichtigen Befund für die Rekonstruktion des ottonischen Baues zeigt nun die Ostwand des Südhauses, wo heute nach erfolgter Restaurierung neben einer ottonischen Ecklisenen<sup>545</sup> ein Rundbogenfries zu sehen ist, der nicht zum Querhaus des 11. Jahrhunderts gehören kann. Er liegt so tief, daß die dazugehörige Trauflinie eindeutig ottonische Querschiffarme belegt, die wesentlich niedriger als das Hauptschiff waren und vermutlich der Trauflinie der Seitenschiffe entsprachen. Der Bau Lamberts zeigte somit kein Querhaus mit einer ausgeschiedenen Vierung, sondern die Nebenschiffe endeten in gleichhohen Nebenräumen, die gegenüber der Vierung und den Seitenschiffen stärker abgeschnürt gewesen sein dürften als die heutige ausgeschiedene Vierung<sup>546</sup>. Mit den dem Mittelschiff untergeordneten Querflügeln fügt sich der Bau Lamberts in jene Erscheinung des ottonischen Kirchenbaues ein, die Edgar Lehmann als eine Tendenz zur Zentralisierung des Raumes beschrieb<sup>547</sup> und ist somit zur ottonischen Bautengruppe zu rechnen, die Louis Grodecki in seinem Kapitel „Renouvellement des formes pré-romanes: le transept bas“ zusammenstellte<sup>548</sup>.

Der Westabschluß des ottonischen Baues ist nicht bekannt; er wäre zu ergraben. Im Aufgehenden des bestehenden Baues zeigt sich auf der Achse der vorletzten Arkade nach Westen im Obergaden eine grobe Unregelmäßigkeit, die Joseph Hecht zur Vermutung veranlaßte, hier habe ehemals die Westwand der Basilika gestanden<sup>549</sup>. Heribert Reiners hat diese Unregelmäßigkeiten jedoch als frühneuzeitliche Baumaßnahme aufklären können<sup>550</sup>. Die Westbegrenzungen der Rekonstruktionen (Abb. 38 und 41) beruhen demnach auf keinem Befund und wurden willkürlich gewählt, jedoch so, daß die in der jeweiligen Entstehungszeit üblichen Proportionen angestrebt wurden und andererseits baugisch überzeugende Lösungen entstanden.

543 H. REINERS, Konstanz, 1955, wie Anm. 68, S. 30 ff., sowie verstreut in der Baubeschreibung der Ostteile S. 84–99, 147 ff., 189 ff., basierend auf Untersuchungen und Bauaufnahmen E. Reissers, vgl. E. REISSER, Reichenau, 1960, wie Anm. 67, S. 55 ff.

544 Abb. 37, H. REINERS, Konstanz, 1955, wie Anm. 68, Abb. 18–24, 33; zur Mauertechnik vorerst: W. ERDMANN, 1977, wie Anm. 38; Ders., wie Anm. 355.

545 H. REINERS, Konstanz, 1955, wie Anm. 68, Abb. 75.

546 G. NOTH, Frühformen der Vierung, 1967, wie Anm. 337.

547 E. LEHMANN, Der frühe deutsche Kirchenbau, die Entwicklung seiner Raumanordnung bis zum Jahre 1080, Berlin 1938 (2<sup>1949</sup>), S. 26 f., 34 f.

548 L. GRODECKI, L'architecture ottonienne, Paris 1958, S. 45–79; H. E. KUBACH, Architektur der Romanik, Stuttgart 1974, S. 64 f., 89 f.

549 J. HECHT, Romanischer Kirchenbau, 1928, wie Anm. 66, S. 196 f.

550 H. REINERS, Konstanz, 1955, wie Anm. 68, S. 110 f.

Der Bericht, Bischof Lambert habe einen Teil des Münsters abgebrochen und es erweiternd neugebaut, ist den Befunden nach wohl so zu verstehen, daß er die Chorpartie niederlegte und dort über dem alten Grundriß, aber um das „transept bas“ erweiternd neubaute. Das Schiff hingegen beließ er im vorgefundenen Zustand, was bei den Baumaßnahmen des 11. Jahrhunderts den nicht vorhandenen Verband zwischen Querhaus und Langhaus bedingt hat<sup>551</sup>. Die Überlieferung, daß Bischof Konrad Säulen in der Kirche hat aufrichten lassen ist eine relativ junge<sup>552</sup>; Befunde können das weder bestätigen noch verneinen. Neue Säulen hätten aber wohl doch bedeutet, daß Konrad den darüberstehenden Obergaden ebenfalls erneuerte. Dergleichen wäre einem teilweisen Neubau gleichgekommen, der sich eigentlich in den Schriftquellen hätte niederschlagen müssen, sind wir doch über die anderen Baumaßnahmen Bischof Konrads gut unterrichtet<sup>553</sup>.

\*

Die jüngsten Untersuchungen und Befunde am Konstanzer Münster haben manches klären können. Beantworten können sie die Hauptfragen der Baugeschichte an dieses Monument jedoch nicht. Das meiste muß im Dunkeln bleiben, so daß man nach wie vor von einer geklärten Baugeschichte des Konstanzer Münsters noch recht entfernt ist. Die neuen Befunde lassen es allerdings zu, nun präziser Fragen zu formulieren und zukünftige Untersuchungen an den entscheidenden Punkten anzusetzen.

## NACHWORT

Diese Untersuchung wurde durch Mithilfe vieler möglich. Es ist unser Bedürfnis, ihnen herzlich zu danken. Das Staatliche Hochbauamt Konstanz, das die Baupflicht am Münster wahrzunehmen hat, stellte uns seine umfangreichen Dokumentationen zur Verfügung und Reg.-Baudir. F. Hitzel, Amtsrat R. Heinzl sowie Herr A. Rettich gewährten jede mögliche Hilfe. Herr Oberarchivrat Dr. H. Maurer sei bedankt für Rat und Unterstützung, auch für die geduldige Beantwortung vieler Fragen; er machte uns ferner aus dem Stadtarchiv Konstanz Pläne und Berichte älterer Grabungen sowie Literatur zugänglich. Die Ergebnisse ihrer Untersuchungen gaben Dr. P. Eggenberger und W. Stöckli freundlicherweise weiter, so daß sie in Text und Zeichnung verwertet werden konnten und Herr Prof. Dr. H. R. Sennhauser gestattete großzügig, die frühmittelalterliche Abteikirche in St. Gallen zu rekonstruieren. Frau S. v. Blanckenhagen stellte die im Besitz des Rosgartenmuseums befindliche Bauaufnahme der Pfalz zur Umzeichnung zur Verfügung und Oberkonservator Dr. G. Fingerlin (Landesdenkmalamt B.-W., Außenstelle Freiburg – Abt. Bodendenkmalspflege) gab Auskunft über alte Konstanzer Ortsakten und Fundmaterial.

551 Ebenda, S. 100 f.

552 Wie Anm. 537.

553 H. MAURER, Konstanz, 1973, wie Anm. 4, S. 50–64.

Für Hinweise, Fund- und Befunddiskussionen sowie Arbeitsmöglichkeiten danken wir uns herzlich bei Dr. H. Berner, Singen; Prof. Dr. W. Berschin, Heidelberg; Dr. H. Claussen, Münster; Hw. H. Msgr. Prof. Dr. J. Duft, St. Gallen; Hw. H. Münsterpfarrer Th. Fehrenbach, Geistl. Rat, Reichenau; Dr. G. P. Fehring, Lübeck; Prof. Dr. W. Horn, Berkeley (USA); S. G. Hw. H. Abt Laurentius Klein OSB, Kloster Sion, Jerusalem; Dr. P. Kurmann, Basel; Prof. Dr. E. Lehmann, Berlin (DDR); Dipl.-Ing. G. Leopold, Halle/Saale; Dr. R. Meyer, Münster/Westf.; Prof. Dr. R. Nierhaus und Prof. W. N. Schumacher, Freiburg i. Br.; Herrn Dr. U. Leiner, Konstanz, sei herzlich gedankt, daß er diese Arbeit in die Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung aufgenommen und mit viel Verständnis zum Druck vorbereitet hat. Die Befundaufnahmen und Zeichnungen wurden vom Landesdenkmalamt Bad.-Württ., Außenstelle Freiburg aus Lottomitteln finanziert; der Landkreis Konstanz hat diese Publikation mit Etatmitteln unterstützt.

Die Zeichnungen fertigten größtenteils R. Zamecnik sowie einige Th. Hering und E. Seibertz. Die römischen Befunde und die frühmittelalterliche Pfalz (S. 20–31) bearbeitete A. Zettler, die mittelalterlichen Sakralbauten (S. 31–133) W. Erdmann.

Das Manuskript wurde im Mai 1976 abgeschlossen. Aus diesem Grunde konnte später erschienene Literatur nicht mehr eingearbeitet und berücksichtigt werden. Insbesondere gilt dies für PH. FILTZINGER, D. PLANCK, B. CÄMMERER, Hrsg., Die Römer in Baden-Württemberg, Stuttgart und Aalen 1976 mit einem zusammenfassenden Überblick über die römische Besetzung und römische Zivilisation sowie einem Ortsartikel „Konstanz“ (S. 339–341) von Gerhard Fingerlin. Ferner erschien: H. E. KUBACH und A. VERBEEK, Romanische Baukunst an Rhein und Maas. Katalog der vorromanischen und romanischen Denkmäler, Berlin 1976. Einige in diesem Aufsatz besprochenen oder erwähnten Bauten sind dort in einem ausführlichen Artikel mit Planmaterial und Bibliographie behandelt.

#### Anschrift der Verfasser:

Wolfgang Erdmann, Amt f. Vor- und Frühgeschichte, Meesenring 8, D-2400 Lübeck  
 Alfons Zettler, Obere Ergat 23, D-7752 Reichenau-Mittelzell

## Die spätmittelalterlichen „Kopfziegel“ vom Grünen Turm in Ravensburg und ihre Bedeutung

VON PETER EITEL

Der im 14. Jahrhundert erbaute Grüne Turm zu Ravensburg (Abb. 1) zeichnet sich gegenüber den übrigen mittelalterlichen Türmen dieser Stadt durch eine besonders reiche architektonische Gliederung und eine gewisse Zierlichkeit aus. Das vorkragende Obergeschoß, das durch Konsolen belebte Gesims zwischen Unter- und Obergeschoß, vor allem aber das steile achteckige Zeltdach mit den vier abgewalmten Dachluken und den grün und gelb glasierten Ziegeln verleihen diesem Turm einen hohen malerischen Reiz. Die Dachziegel stammen zum größten Teil noch aus der Erbauungszeit, und auch mit bloßem Auge kann man ihre verschiedenartigen Formen und Verzierungen erkennen<sup>1</sup>. Einstmals befanden sich unter diesen Ziegeln mindestens drei ganz besondere Exemplare, die dadurch aus dem Rahmen fielen, daß sie mit aufmodellierten Köpfen geschmückt waren. Von diesen drei „Kopfziegeln“ ist jener am bekanntesten, der sich im Bayerischen Nationalmuseum München befindet (Abb. 2)<sup>2</sup>. Der 34 cm lange und 17 cm breite Ziegel zeigt einen flächigen bärtigen Männerkopf mit kurzem Hals, spitzem gelbem Hut und großen Augen mit gebohrten Pupillen. Das Ganze wirkt wie eine unheimliche glotzende Fratze. Die Glasur ist stellenweise abgesprungen, im Gesicht fehlt sie außer an den Augen völlig. Hut und Bart lassen unschwer erkennen, daß hier ein Jude dargestellt ist. Wie und wann dieser Ziegel von Ravensburg nach München gelangt ist, läßt sich nicht mehr feststellen. Jedenfalls hat das Bayerische Nationalmuseum den Ziegel schon im 19. Jahrhundert erworben<sup>3</sup>.

Ein ähnlicher, wenn auch nicht ganz so eindrucksvoller Ziegel, der sich seit 1975 im Ravensburger Stadtmuseum befindet (Abb. 3), wurde bereits 1964 von Albert Walzer veröffentlicht<sup>4</sup>. Walzer erkannte allerdings nicht, daß auch dieser Ziegel, der 37 cm lang und 20 cm breit ist, einen Judenkopf darstellt. Dies geht aber aus den Attributen des spitzen gelben Hutes und des Bartes eindeutig hervor. Im Gegensatz zu dem Münchner Exemplar handelt es sich hier um eine Büste, die Walzer aufgrund von stilistischen Ähnlichkeiten mit Werken aus der Parler-Werkstatt in die Zeit um 1400 datiert hat.

Schließlich befand sich in der 1930 versteigerten, heute in alle Winde zerstreu-

1 Vgl. die Abbildungen in dem anonym erschienenen Aufsatz von ALBERT WALZER, Glasierte gotische Dachziegel, in „Der Museumsfreund“ 4/5, 1964, S. 53.

2 Inventar-Nummer KER 138.

3 Laut frdl. Mitteilung des Bayer. Nationalmuseums v. 14. 10. 1974 an den Verfasser.

4 Vgl. den in Anm. 1 zitierten Aufsatz.

ten Wiener Kunstsammlung Figdor ein weiterer Kopfziegel vom Grünen Turm, der von Walcher von Moltheim in das 14. Jahrhundert datiert wurde<sup>5</sup>. Allerdings zeigt dieser Ziegel, dessen Verbleib seit der Versteigerung der Sammlung Figdor im Jahr 1930 unbekannt ist, nicht die charakteristischen Attribute eines Judenkopfes. Vielmehr handelt es sich um eine glatzköpfige Fratze mit einem in zwei Enden auslaufenden Vollbart (Abb. 4).

Alle drei Ziegel sind Gratziegel, die ursprünglich auf den Firstgraten am Dach des Grünen Turms aufsaßen, und zwar vermutlich an der Traufe als Anlaufziegel. Diese Vermutung stützt sich auf ein altes Foto des Grünen Turms aus dem Anfang unseres Jahrhunderts, welches das heute im Ravensburger Museum verwahrte Exemplar noch am ursprünglichen Platz, an der Traufe, zeigt. Entsprechend dürften die anderen beiden Kopfziegel angebracht gewesen sein. Möglicherweise waren sogar alle acht Firstgrate des Turmdachs nach unten hin durch solche Kopfziegel abgeschlossen. Bis jetzt konnten allerdings außer den erwähnten drei Ziegeln keine weiteren vergleichbaren Stücke festgestellt werden. Daß die drei erhaltenen Ziegel aus derselben Werkstatt stammen, dürfte sicher sein. Bei allen dreien bemerken wir dieselben charakteristischen Ausformungen von Augen, Mund und Nase.

Vergleichbare plastisch gestaltete Ziegel, insbesondere First- oder Gratziegel, haben sich in Mitteleuropa offenbar nur in geringer Zahl erhalten, und unter diesen gehören die Ravensburger Exemplare zu den ältesten. Von der äußeren Gestalt her ähneln den Ravensburger Ziegeln am ehesten die allerdings erheblich jüngeren Kopfziegel in den südbadischen Orten Müllheim, Eschbach, Ober- und Niederweiler<sup>6</sup>. Diese Ziegel sind jedoch nicht als Firstanlaufziegel ausgebildet, die an der Traufe angebracht waren, sondern befanden sich auf dem First normaler Sattel- oder Walmdächer und waren daher wie reine Hohlziegel geformt, mit Köpfen, die im rechten Winkel auf den Ziegeln aufsaßen. Aufmodellerte figurale Verzierungen weisen auch einige Firstziegel des Heiligkreuzmünsters in Schwäbisch Gmünd auf<sup>7</sup>. Sie zeigen Menschen, die dem Betrachter ihren Allerwertesten hinstrecken und Grimassen schneiden. Diese „Schreckköpfe“ und Spottfiguren stellen jedoch in keinem Fall einen Juden dar.

Für die Deutung der beiden Ravensburger Judenziegel, auf die sich unsere Untersuchung im folgenden konzentrieren soll, ist die Tatsache wichtig, daß der Grüne Turm dem kleinen mittelalterlichen Ghetto der Stadt unmittelbar benachbart war<sup>8</sup>. Die einzige Straße, aus der das Ravensburger Ghetto bestand, hieß bis

5 ALFRED WALCHER VON MOLTHEIM, Die deutschen Keramiken der Sammlung Figdor, in „Kunst und Kunsthandwerk“, Monatsschrift hrsg. v. K. K. Österr. Museum für Kunst und Industrie 12, 1909, S. 23 und Abb. 29. Vgl. außerdem den die Keramiken allerdings nicht enthaltenden Auktionskatalog von 1930: Die Sammlung Dr. Albert Figdor, Wien, Teil I, Bd. 1–5, bearb. v. O. v. FALCKE u. a., Wien und Berlin 1930.

6 HUGO VON PREEN, Kopfziegel, ein Giebelschmuck aus Oberbaden, in Zeitschr. des Vereins f. Volkskunde 18, 1908, S. 277 ff.

7 WALCHER v. MOLTHEIM (wie Anm. 5), S. 23.

8 Vgl. HELMUT VEITSHANS, Kartographische Darstellung der Judensiedlungen der schwäbischen Reichsstädte und der württ. Landstädte im Mittelalter (Arbeiten zum Historischen Atlas von Südwestdeutschland 6), Stuttgart 1970, S. 16. – Ders., Die Judensiedlungen der schwäbischen Reichsstädte und der württ. Landstädte im Mittelalter (Arbeiten z. Histor. Atlas v. Südwestdeutschland 5), Stuttgart 1970, S. 29 f.





Abb. 1 Der Grüne Turm von Norden.



Abb. 2 Judenziegel im Bayer. Nationalmuseum München.



Abb. 3 Judenziegel im Städt. Museum Ravensburg.



Abb. 4 Kopfziegel, ehemals Sammlung Figdor, Wien.

in das Dritte Reich Judengasse, seither heißt sie Grüner-Turm-Straße. Es liegt nahe, einen Zusammenhang zwischen den beiden Judenkopfziegeln und dem benachbarten Ghetto anzunehmen. Ein solcher Zusammenhang wird dadurch noch wahrscheinlicher, daß die Ravensburger Kopfziegel von den Kunsthistorikern übereinstimmend und unabhängig voneinander in das 14. bzw. in das frühe 15. Jahrhundert datiert werden, also genau in den Zeitabschnitt, währenddessen in Ravensburg eine Judengemeinde existierte<sup>9</sup>. Eine historische Würdigung der beiden Ravensburger Judenziegel macht daher einige Bemerkungen zur Geschichte der Ravensburger Juden im Mittelalter erforderlich.

Juden sind in den Ravensburger Bürgeraufnahmelisten seit 1330 belegt. Zwischen 1330 und 1428 wurden 15 jüdische Familien in das Ravensburger Bürgerrecht aufgenommen<sup>10</sup>. Ein Artikel im ältesten Ravensburger Stadtrecht von 1342 erwähnt eine *schola* der Ravensburger Juden<sup>11</sup>, ein Beweis dafür, daß die kleine Gruppe jüdischer Einwohner eine regelrechte Gemeinde gebildet hat. 1349 kam es zu einer ersten Verfolgung und Vernichtung der Juden in Ravensburg<sup>12</sup>. 80 Jahre später, im Jahr 1429, wurden die Juden wegen eines angeblichen Ritualmordes an einem Christenknaben für immer aus der Stadt gewiesen<sup>13</sup>. Das Schauermärchen von diesem angeblich zwischen Ostern und Pfingsten 1428 in einem Wald bei Ravensburg verübten Mord führte in den folgenden Jahren auch in Überlingen und Lindau zu Judenpogromen und zu einer dauernden Ausweisung der Juden aus diesen Städten<sup>14</sup>. Außer in Ravensburg sollen damals auch in Lindau zahlreiche Juden verbrannt worden sein<sup>15</sup>. Viele der Juden, die damals überlebten, zogen in das nördliche Oberschwaben, nach Buchau, Laupheim, Aulendorf und Illertissen, wo bis in unser Jahrhundert blühende jüdische Gemeinden bestanden<sup>16</sup>.

Die Zahl der Zeugnisse zur Geschichte der Juden in den Reichsstädten Oberschwabens und des Bodenseeraums ist nicht zuletzt wegen des frühen Zeitpunkts ihrer endgültigen Vertreibung äußerst rar: einige wenige Urkunden, einige chronikalische Notizen – das sind im wesentlichen die einzigen Quellen, die an ihre Existenz erinnern<sup>17</sup>. Um so bemerkenswerter sind die beiden beschriebenen Judenziegel aus Ravensburg, die auf besonders signifikante Weise davon zeugen,

9 WALZER (wie Anm. 1) S. 54; WALCHER v. MOLTHEIM (wie Anm. 5) S. 23; item Datierung des Bayer. Nationalmuseums in dem in Anm. 3 zitierten Brief.

10 ALBERT HENGSTLER, Bürgerlisten der Reichsstadt Ravensburg von 1324–1436, I. Teil, Ravensburg 1959, S. 15 ff., und VEITSHANS, Die Judensiedlungen (wie Anm. 8) S. 29.

11 Stadtrecht A, Artikel 142, abgedruckt bei KARL OTTO MÜLLER, Die älteren Stadtrechte der Reichsstadt Ravensburg (Württembergische Geschichtsquellen 21), Stuttgart 1924, S. 105.

12 VEITSHANS (wie Anm. 8) S. 29.

13 ALFONS DREHER, Geschichte der Reichsstadt Ravensburg, 1. Bd., Weißenhorn und Ravensburg 1972, S. 273 ff.

14 Vgl. MORITZ STERN, Die israelitische Bevölkerung der deutschen Städte, Bd. 1: Überlingen am Bodensee, Frankfurt a. M. 1890, S. 11 ff.

15 Ebd. S. 12.

16 GUSTAV SCHÖTTE, Ravensburgs Handel und Verkehr im Mittelalter, in SchrVG Bodensee 38, 1909, S. 61.

17 An die Überlinger Juden erinnern zudem noch einige Grabsteine, vgl. STERN (wie Anm. 14) S. 9.

daß in dieser Stadt vor mehr als fünfhundert Jahren die Juden eine gewisse Rolle gespielt haben.

Warum aber wurden diese Judenköpfe, zusammen mit anderen Köpfen, überhaupt hoch oben auf dem Dach des Grünen Turms, 22 Meter über dem Erdboden und daher mit bloßem Auge kaum wahrnehmbar, angebracht? Wir besitzen keine schriftlichen Zeugnisse über die Entstehung dieser Ziegel und über die Gründe, welche die städtischen Handwerker oder ihre Auftraggeber veranlaßten, derartige Zeichen zu setzen. Die Form dieser Köpfe, das Unheimliche und Fratzenhafte ihres Ausdrucks, setzt jedenfalls eine Abwehrhaltung voraus und spiegelt im Fall der beiden Judenziegel eine feindselige Haltung gegenüber einer spezifischen Bevölkerungsgruppe wider.

Dem Historiker, der daran gewöhnt ist, sich an schriftliche Zeugnisse zu halten, fällt es nicht leicht, diese seltsamen und stummen Zeugnisse einwandfrei zu interpretieren, zumal die Suche nach analogen oder vergleichbaren Beispielen ergeben hat, daß die Ravensburger Judenziegel in Europa einzigartig sind, zumindest nach dem bisherigen Stand der Forschung<sup>18</sup>. Das häufigste Abwehr- und Verspottungssymbol an mittelalterlichen Bauwerken mit einer antisemitischen Tendenz war die „Judensau“, ein Schwein, an dessen Zitzen Judenmännchen saugten oder auf dessen Rücken ein Jude rittlings saß<sup>19</sup>. Die Judensau, im wesentlichen auf den deutschen Kulturraum beschränkt und seit dem 13. Jahrhundert nachweisbar, tauchte vor allem an Kirchen, aber auch an Brücken und Rathäusern auf<sup>20</sup>. Daneben gab es das Motiv des Judenfressers<sup>21</sup>. Sehr oft waren diese Bilder gegen das Ghetto hin gerichtet, was ihren Charakter als Abwehrzeichen unterstreicht<sup>22</sup>.

Der Grüne Turm als Wachturm und Teil der Ravensburger Stadtbefestigung des 14. Jahrhunderts war schon von seiner ursprünglichen Funktion her zum Zweck der Verteidigung bestimmt. Wir möchten annehmen, daß seine Erbauer ihm eine zusätzliche und gleichsam magische Verteidigungsfunktion zudachten, indem sie diese Kopfziegel als apotropäische Zeichen anbrachten. Die unmittelbare Nachbarschaft des jüdischen Ghettos legte es nahe, daß unter diesen Abwehrzeichen besonders auch solche sein sollten, die gegen die als feindlich empfundene Judengemeinde gerichtet waren. Nach der endgültigen Judenvertreibung im Jahr

18 Vgl. BERNHARD BLUMENKRANZ, *Juden und Judentum in der mittelalterlichen Kunst*, Stuttgart 1965, und die in Anm. 19 zitierte Arbeit von I. SHACHAR. Prof. Blumenkranz und Dr. Shachar haben außerdem in Briefen an den Verf. bestätigt, daß ihnen Vergleichbares nicht bekannt ist.

19 Vgl. zum Motiv der Judensau die zusammenfassende Darstellung von ISAIAS SHACHAR, *The Judensau. A medieval anti-jewish motif and its history* (Warburg Institute Surveys V), London 1974.

20 SHACHAR S. 1 und 65. Außerdem EDUARD FUCHS, *Die Juden in der Karikatur*, München 1921, S. 111 ff., und F. L. BÖSICK, *Über die Judenspottbilder des Mittelalters in Deutschland*, in *Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte* 1, 1856, S. 465.

21 FREDDY RAPHAEL, *La Représentation des Juifs dans l'Art médiéval en Alsace*, in *Revue des sciences sociales de la France de l'Est* 1, 1972, S. 26.

22 RAPHAEL S. 31. Vgl. dazu BÄCHTOLD-STÄUBLI, *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens* Bd. 1, Berlin u. Leipzig 1927, Sp. 131, wo darauf verwiesen wird, daß Abwehrsymbole vornehmlich an den als gefährdet geltenden Stellen angebracht wurden.







# Neuere Aspekte der eiszeitlichen Landschaftsgeschichte im Bodensee- und Hochrheingebiet\*

VON FRANZ HOFMANN

## RÜCKBLICK AUF DIE VOREISZEITLICHE GEOLOGISCHE GESCHICHTE

Der Bodensee und das Hochrheingebiet bis Schaffhausen liegen ganz in der Molassezone des schweizerischen Mittellandes und dessen Fortsetzung in der schwäbisch-bayerischen Hochebene. Sein unmittelbarer Felsuntergrund ist damit die Molasse, bestehend aus Nagelfluhen und mergeligen und sandigen Ablagerungen, die während der rund 30 Millionen Jahre dauernden Alpenfaltung im jüngeren Tertiär entstanden, als Schutt des werdenden Gebirges, den große Flüsse ins Vorland transportierten. Diese geologische Epoche wurde vom Verfasser bereits früher ausführlicher beschrieben (HOFMANN 1974).

Die letzte Periode dieser Zeit ist durch die Ablagerungen der Oberen Süßwassermolasse rund um den Bodensee vertreten. Sie fand vor rund 8 Millionen Jahren ihr Ende (Abb. 1).

Die letzte, pliocaene Phase der Alpenfaltung kündete sich mit einer Hebung im Alpenvorland um mehrere hundert Meter an, die der Sedimentation von alpinem Verwitterungsschutt im Molassevorland ein Ende setzte und zur Zeit der Talbildung überleitete.

Die damalige Landoberfläche des Alpenvorlandes war eine schwach gegen Norden geneigte Ebene. Der Jura existierte noch nicht. Die Hebung war im Gebiet der Schweiz stärker als im Osten, und es entstand ein Gefälle von West nach Ost. Für kurze Zeit existierte im unteren Pliocaen eine zusammenhängende Aare-Donau, ein Flußsystem, das aber durch die Jurafaltung im mittleren Pliocaen aufgetrennt wurde. Die Aare wurde durch die Heraushebung des Schwarzwaldes und die Bildung einer Wasserscheide in dessen Südosten von der Donau getrennt und arbeitete sich zwischen Brugg und Waldshut durch das sich langsam aufwölbende Ostende des Kettenjura hindurch. Über Basel floß sie zur burgundischen Pforte (Besançon) und weiter durch die Bresse zum Rhonesystem und zum Mittelmeer. Im südlichen Elsaß lagerte sie große Mengen an Geröll ab, die Sundgautotter, was Anlaß dazu gewesen sein muß, daß sich die Aare dort mit der Zeit selbst den Weg nach Südwesten verbaute und bei Basel eines Tages nach Norden in die Oberrheinische Tiefebene übertrat und der Nordsee zustrebte.

---

\* Vortrag, gehalten anlässlich der 89. Jahresversammlung des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung in Stein am Rhein am 12. September 1976.

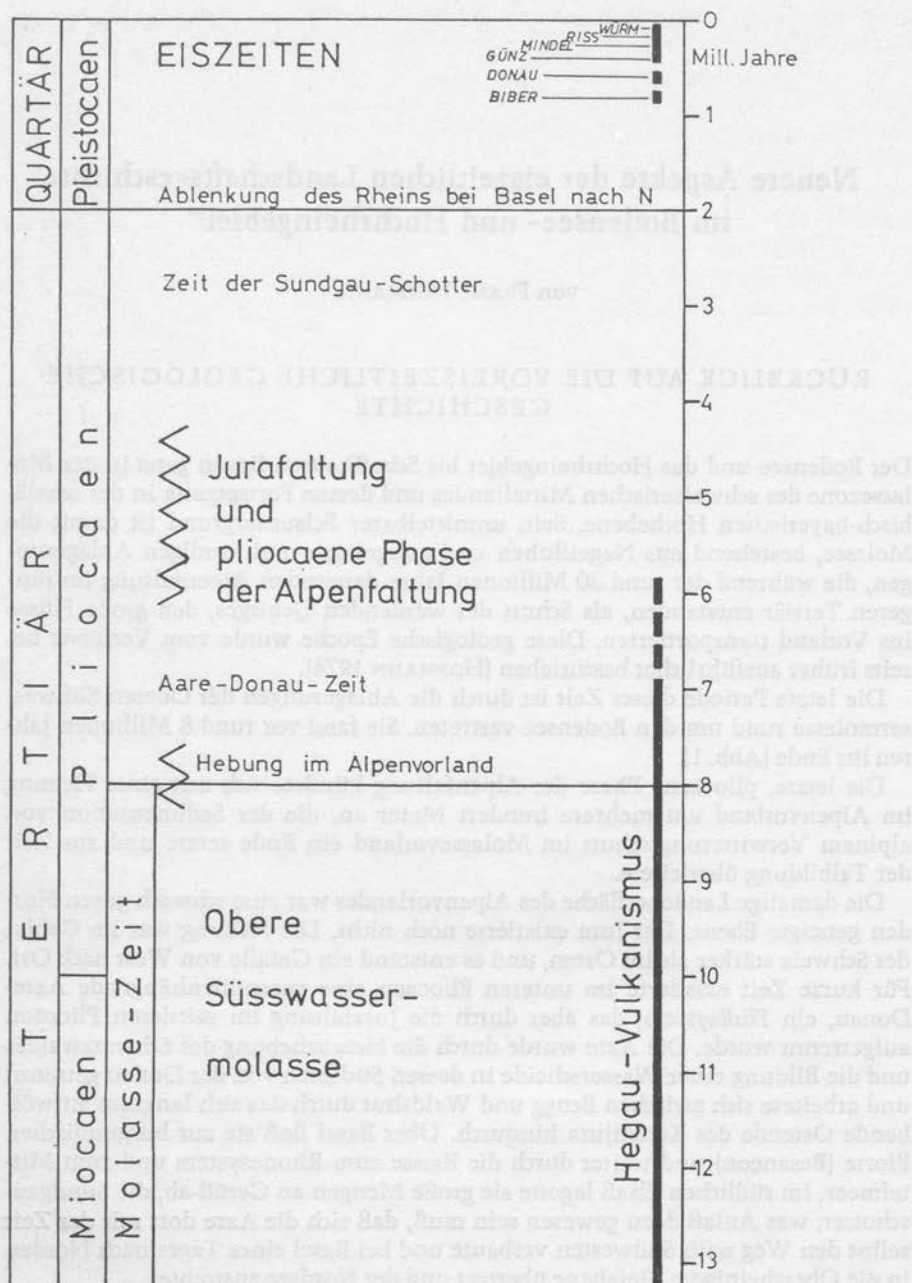


Abb. 1 Schema der geologischen Vorgänge von der Oberen Süßwassermolasse bis heute. Die Zeitangaben haben approximativen Charakter.

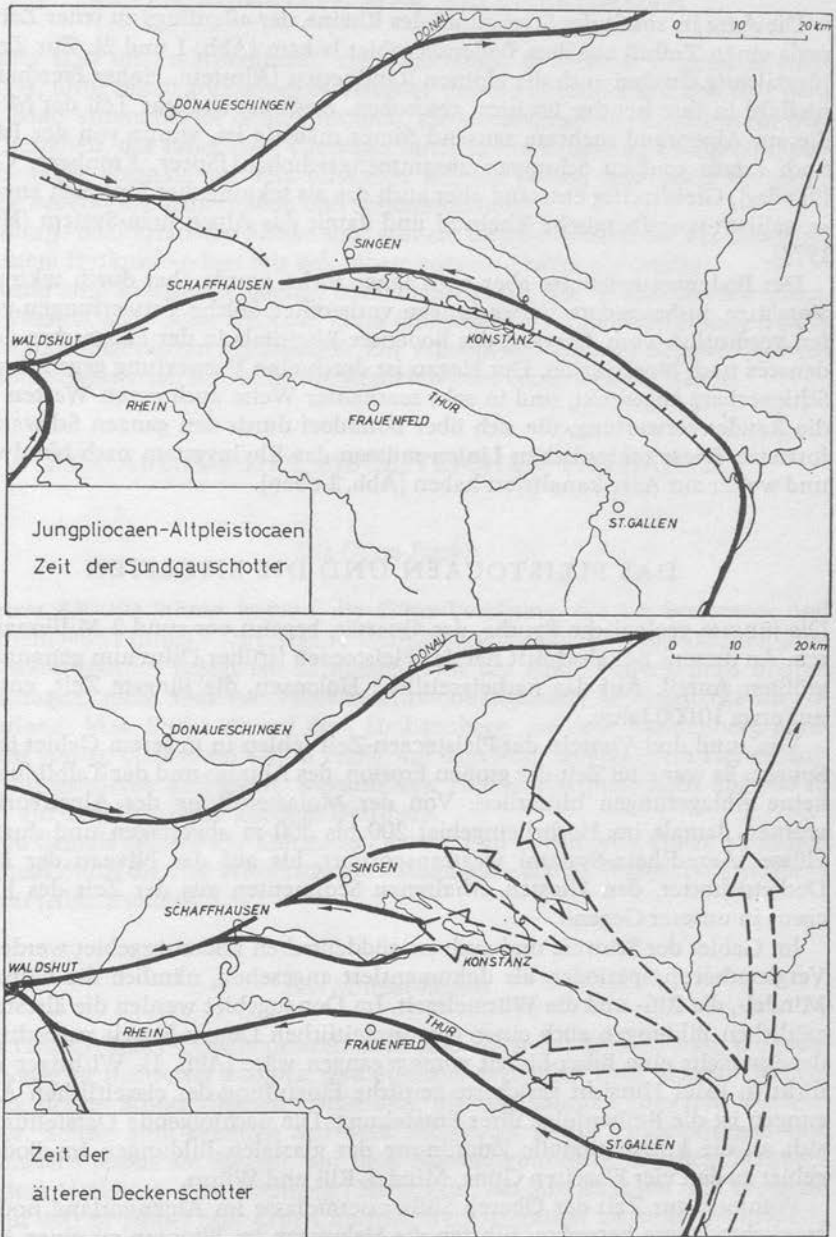


Abb. 2 Oben: Hauptentwässerungssysteme im Bodensee- und Hochrheingebiet nach der Auffaltung des Kettenjura, mit Andeutung der Verwerfungslinien im Bodenseegebiet und zwischen Randen und Hegau, die auf den Rhein kanalisierend wirkten. Zeit der Sundgau-Schotter.

Unten: Bodensee- und Hochrheingebiet zur Günz-Eiszeit (ältere Deckenschotter) Die breiten gestrichelten Pfeile deuten die Eisvorstoßrichtungen an.

Die Aare ist somit der Stammfluß des Rheins, der allerdings zu jener Zeit erstmals einen Zufluß aus dem Bodenseegebiet bekam (Abb. 1 und 2). Zur Zeit der Juraufaltung wurden auch die alpinen Randketten (Alpstein, Hoher Freschen, Kannisfluh) in ihre heutige Position geschoben. Auch der südliche Teil der Molasse, die am Alpenrand mehrere tausend Meter mächtig ist, wurde von der Faltung noch erfaßt und zu Schuppen zusammengeschieben (Speer, Kronberg, Gäbris, Pfänder). Gleichzeitig entstand aber auch das als tektonischer Einbruch angelegte st. gallisch-vorarlbergische Rheintal und damit das Alpenrhein-System (HEIERLI 1974).

Der Bodensee existierte aber noch lange nicht, wurde aber durch tektonische Vorgänge, insbesondere Verwerfungen vorbereitet. Solche Verwerfungen verlaufen vermutlich vom Ausgang des Bodensee-Rheintals in der Längsachse des Bodensees nach Nordwesten. Der Hegau ist durch eine Verwerfung gegenüber dem Schienerberg abgesenkt, und in sehr markanter Weise auch gegen Westen durch die Randverwerfung, die sich über Bonndorf durch den ganzen Schwarzwald fortsetzt. Diese tektonischen Linien müssen das Rheinsystem nach Nordwesten und weiter zur Aare kanalisiert haben (Abb. 2 oben).

## DAS PLEISTOCAEN UND DIE EISZEITEN

Die jüngste geologische Epoche, das Quartär, begann vor rund 2 Millionen Jahren. An diesem Zeitabschnitt hat das Pleistocaen (früher Diluvium genannt) den größten Anteil. Auf das nacheiszeitliche Holocaen, die jüngste Zeit, entfallen nur etwa 10000 Jahre.

Von rund drei Vierteln der Pleistocaen-Zeit fehlen in unserem Gebiet jegliche Spuren. Es war eine Zeit der großen Erosion, des Abtrags und der Talbildung, die keine Ablagerungen hinterließ. Von der Molassefüllung des Alpenvorlandes wurden damals im Hochrheingebiet 200 bis 300 m abgetragen und durch die Flüsse (Aare-Rhein-System) wegtransportiert, bis auf das Niveau der älteren Deckenschotter, den ältesten erhaltenen Sedimenten aus der Zeit des Pleistocaens in unserer Gegend.

Im Gebiet der Schweiz und auch im süddeutschen Bodenseegebiet werden vier Vergletscherungsperioden als dokumentiert angesehen, nämlich die Günz-, die Mindel-, die Riß- und die Würmeiszeit. Im Donaugebiet werden die ältesten eiszeitlichen Bildungen auch einer vorgünzzeitlichen Donau-Eiszeit zugeschrieben, der ihrerseits eine Biber-Eiszeit vorangegangen wäre (Abb. 1). Wichtiger als die nicht in jeder Hinsicht gesicherte zeitliche Einstufung der eiszeitlichen Ablagerungen ist die Reihenfolge ihrer Entstehung. Die nachfolgende Darstellung hält sich an die konventionelle Zuordnung der glazialen Bildungen im Bodenseegebiet zu den vier Eiszeiten Günz, Mindel, Riß und Würm.

Während zur Zeit der Oberen Süßwassermolasse im Alpenvorland noch subtropisches Klima herrschte, führten die Hebungen im Pliocaen zu einer Abkühlung. Über die eigentlichen Ursachen der verschiedenen Eisvorstöße herrscht noch keineswegs Klarheit. Die Zeit der Vergletscherungen war die entscheidende Zeit der Landschaftsgeschichte des Bodenseegebietes und seiner Umgebung.



## ARTEN EISZEITLICHER ABLAGERUNGEN

*Moränen* sind unverschwemmtes, nicht sortiertes, in unserer Gegend lehmig-blockiges, nicht selten auch kiesiges Material, das der Gletscher mit sich trug oder schob. Man unterscheidet Grundmoränen, die vorwiegend aus zerriebenem Material bestehen, das unter dem Gletscher unter hoher Belastung entstand, Obermoränen, die ehemals auf dem Gletscher gelegen hatten und heute oft große Gebiete bedecken, Stirnmoränen und Seitenmoränen.

*Findlinge* oder erratische Blöcke sind größere Gesteinsblöcke, die der Gletscher aus seinem Herkunftsgebiet mit sich führte oder unterwegs abschürfte.

*Schotter* sind kiesige bis sandige Flußablagerungen, die in Zwischeneiszeiten, beim Vorstoß oder beim Rückzug eines Gletschers als Talbodenfüllungen oder als Eisrandablagerungen entstanden. Ein erheblicher Teil der Schotter besteht aus Moränenmaterial, das durch die Schmelzwässer verschwemmt wurde.

## DER ABLAUF DER EISZEITLICHEN VORGÄNGE

*Die Günz-Eiszeit*

Vor etwa 430 000 Jahren begann die Günz-Vereisung, die im Bodensee- und Hoahrheingebiet durch hochgelegene Geröllablagerungen, die sogenannten *älteren Deckenschotter*, belegt ist. Es handelt sich um Reste von ehemals breiten Talfüllungen, nicht aber von einer zusammenhängenden Schotterdecke im Alpenvorland. Man findet sie auf dem Heiligenberg, auf dem Tannenbergr nordwestlich von St. Gallen auf 820 m Höhe, auf dem Schienerbergr, dem Herrentisch und dem mittleren Seerücken, westlich von Neuhausen (hier noch auf 550 m Höhe), auf dem Irchel und auf dem Uetliberg.

Schon damals scheint ein Klettgautal existiert zu haben, von einem südlichen Talsystem durch die alte Wasserscheide Südranden – Kalter Wangen – Küssaburg getrennt (Abb. 2 unten).

*Die Mindel-Eiszeit*

In der Günz/Mindel-Zwischeneiszeit fand eine Phase der Erosion statt, die möglicherweise in mehreren Etappen und Niveaus gegenüber dem älteren Deckenschotter tiefere Schotterflächen zurückließ, die sogenannten *jüngeren Deckenschotter*. Solche sind erhalten auf dem Schienerbergr, auf Hohenklingen und Wolkenstein (Stein am Rhein), auf dem Stammheimerbergr, auf dem Rauhenbergr, dem Heilsbergr, dem Buchbergr (Thayngen), bei Schaffhausen und Neuhausen (auf 490 m Höhe), auf dem Cholfirst, im Klettgautal zwischen Neunkirch, Wilchingen und Osterfingen auf 450 m Höhe auflagernd, und noch weiter im Westen.

Die paläogeographische Situation war gleichartig, wie zur Zeit der Ablagerung der älteren Deckenschotter.

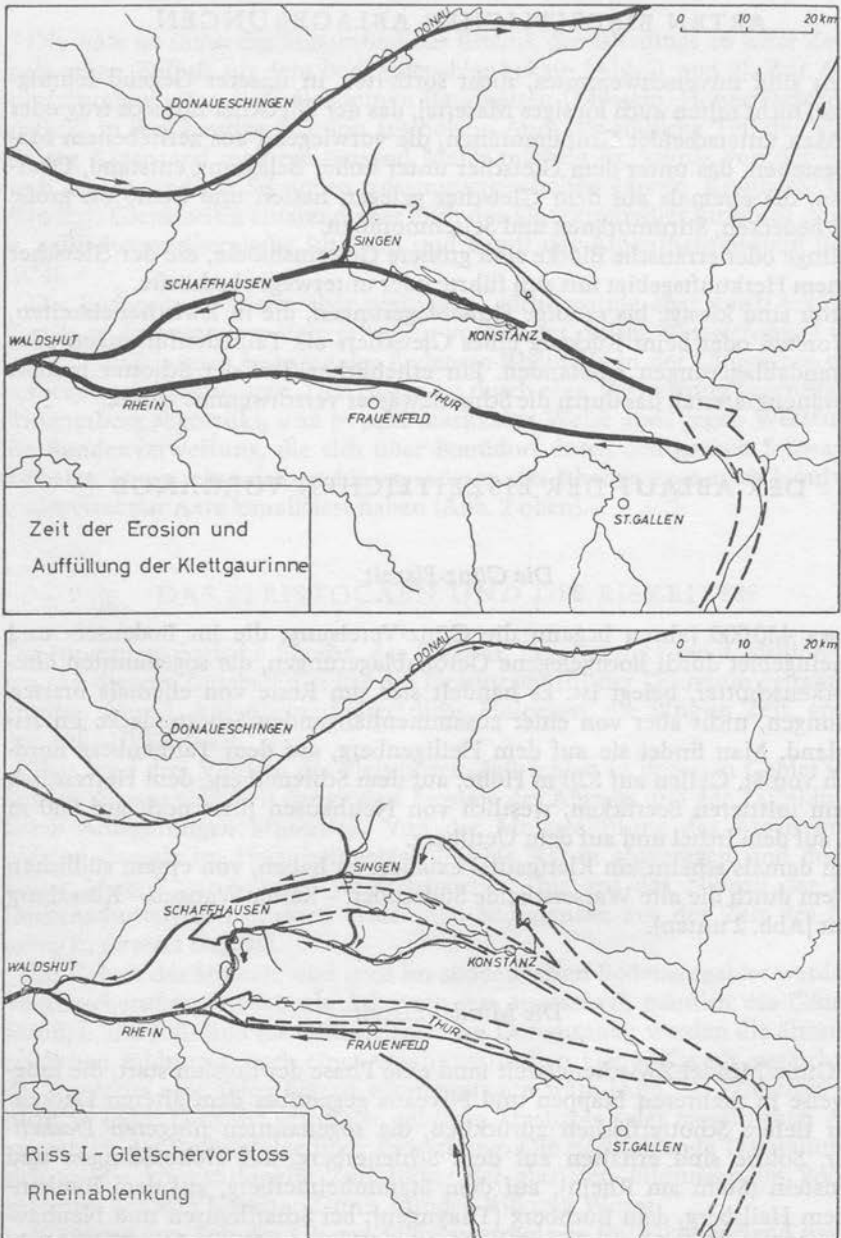


Abb. 3 Oben: Bodensee- und Hochrheingebiet zur Zeit der Erosion des Bodensee-Hegau-Klettgau-Tales und des Ur-Thurtales. Der breite gestrichelte Pfeil markiert den ersten Gletschervorstoß der Riß-Vereisung.

Unten: Zeit der Riß-I-Vergletscherung; Gletschervorstoß im Bodensee-Hegau-Klettgau-Tal und Ablenkung des Rheins von Schaffhausen nach Süden zum Thurthal. Die breiten gestrichelten Pfeile deuten die Eisbewegungen an.

*Die Erosion des Bodensee-Hegau-Klettgau-Talsystems*

Zwischen der Mindel- und der Würm-Eiszeit räumte ein sehr kräftiger Rheinstrom ein bedeutendes Talsystem vom Bodensee her über Konstanz, Radolfzell, den südlichen Hegau, Schaffhausen und durch den Klettgau bis in die Gegend von Waldshut aus, wo es sich im heutigen Rheintal fortsetzte. Im Oberklettgau reichte die Eintiefung 150 m und mehr unter den Talboden der jüngeren Deckenschotter, im Hegau 250 m und mehr. Der Felsboden dieses Klettgau-Rheintales liegt bei Koblenz auf etwa 320 m Meereshöhe, im Oberklettgau auf etwa 330 m: am Ende der Ausräumung des Tales war das Gefälle somit sehr gering geworden. Im Bodenseegebiet dürfte die Rinne auf bestenfalls 350 m Meereshöhe ausgeräumt worden sein. Ein Bodensee bestand damals noch nicht, aber die durch sein Gebiet damals verlaufende Talrinne dürfte den späteren Eisvorstößen und der damit verbundenen glazialen Ausschüfung des Seebeckens den Weg gewiesen haben.

Parallel zu diesem Klettgau-Rheintal wurde damals auch das Ur-Thurtal ausgeräumt, das über den Thurgau, Andelfingen, das Rafzerfeld und Zurzach verlief und oberhalb Koblenz den Klettgau-Rhein erreichte. Beide Talsysteme wurden nach ihrer Ausräumung mit bedeutenden Schottermassen wieder aufgefüllt, im Klettgau bis 120 m hoch. Diese Aufschotterung deutet auf einen Vorstoß des Rheingletschers ins Bodenseegebiet (Abb. 3).

Die älteren Schotter im Thurtal, von denen Reste im Rafzerfeld erhalten sind, führen naturgemäß nur Gerölle alpiner Herkunft. In den Klettgau-Rheinschottern, die in großen Kiesgruben erschlossen sind, findet man aber auch Gerölle aus hellen Jurakalksteinen des Hegau-Reiat-Randen-Gebietes und solche aus Phonolithen und seltener auch aus Basalten und Tuffen der Hegauvulkane und aus dort vorkommenden besonderen Molassegesteinen. Ein von Engen her längs der Ostseite der Phonolithkuppen verlaufender bedeutender Zufluß brachte diese Gerölle zum damaligen Rhein und mit ihm in den Klettgau.

Die große Masse der Gerölle der Klettgau-Rinnenschotter ist aber alpiner Herkunft. Gerölle aus Juliergranit, aus grünen Lavagesteinen des Oberhalbstein (Ophiolithe), aus Amphibolithen der Silvrettadecke, aus Sedimentgesteinen der Kreidezeit aus dem St. Galler Rheintal und aus vielen anderen Gesteinen bezeugen das Einzugsgebiet des eiszeitlichen Rheins.

Nicht minder interessant ist die Tatsache, daß die Rinnenschotter im Klettgau bemerkenswerte Mengen an Goldflittern enthalten, die allerdings höchstens 0,5 mm groß sind. Man findet bis zu 200 Flitter pro Tonne Kies, doch ist dazu ein aufwendiges Sieb- und Waschverfahren nötig. Dieses Gold stammt aus eiszeitlich erodierten Geröll- und Sandschichten der Oberen Meeresmolasse, die im nordwestlichen Bodenseegebiet und im Hegau vorkam und vielerorts noch heute anzutreffen ist. Diese Schichten wurden zur Molassezeit durch Meeresströmungen und Sturzfluten aus dem Napfschutfächer bis ins Bodenseegebiet verschwemmt. Die Schichten des Napf führen bekanntermaßen Gold, und das gilt auch für die vom Napf-Flußdelta stammende Meeresmolasse im Bodenseegebiet. Der eiszeitliche Hegau-Klettgau-Rhein verschwemmte das Gold wieder nach Westen und reicherte es in den Kiesen an.

### *Die Rheinablenkung bei Schaffhausen*

Ein erster Eisvorstoß der Rißvergletscherung ließ eine Gletscherzunge vom Bodenseegebiet her ins alte Rheintal bis in den Ober-Klettgau vorrücken, und vermutlich war dies auch im Thurtal der Fall (Abb. 3 unten). Im Ober-Klettgau bezeugt eine hochgelegene Blocklage mit großen Findlingen in den Kiesgruben östlich und südöstlich von Beringen diesen Eisvorstoß. Diese Gletscherzunge und die Wasserscheide des Südranden versperrten den linksseitigen Schmelzwässern den Weg in den Klettgau: sie traten bei Schaffhausen nach Süden über und begannen, eine Abflußrinne zum Thurtal auszuräumen. Als das Eis wieder abschmolz, floß der Rhein immer noch durch das Bodenseegebiet und den Hegau nach Schaffhausen, von hier an aber nicht mehr durch den Klettgau, sondern nach Süden zum Thursystem und vereint mit diesem durch das Rafzerfeld über Zurzach und Koblenz nach Waldshut. Dies erklärt auch, warum man bis in die Gegend von Zurzach Phonolithgeschiebe findet, der Zufluß aus dem nördlichen Hegau längs der Phonolithkuppen existierte nach wie vor.

Im Gebiet von Schaffhausen erodierte der abgelenkte Rhein eine tiefe Rinne in die Jurakalke. Diese schluchtartige Rinne zieht unter Neuhausen durch und erreicht von Norden her das heutige Rheinfallbecken, von wo aus sie sich gegen Rheinau erweitert.

Die Ausräumung dieser Rinne, die sich auch durch die Schotterfüllung des Rafzerfeldes fortsetzte, wurde abgelöst durch eine Zeit der Wiederaufschotterung mit Hegau-Rhein-Geröllmaterial (Abb. 5).

Zur Zeit der Entstehung dieser Rinne als Folge des Riß-I-Eisvorstoßes im Hegau-Klettgau-Rheintal dürften seitlich austretende Schmelzwässer dieses Gletschers auch das Tal des Untersees und das Quertal von Ramsen und das heutige Rheintal bis Schaffhausen aus leicht erodierbaren, sandigen Molasseschichten ausgeräumt haben.

### *Die Zeit der größten Vergletscherung*

Auf den ersten Vorstoß des Rißgletschers in das Klettgautal folgte zunächst eine etwas wärmere Zwischenperiode (Riß I/Riß II-Interstadial). Die darauf folgende Riß-II-Vergletscherung war die größte Eiszeit im Alpengebiet: sogar auf dem Schwarzwald entstand eine Eiskappe, die sich bis über das Wutachtal hinaus dehnte. Der Schwarzwaldgletscher stieß – bezeugt durch zahlreiche Geschiebe aus Buntsandstein und kristallinen Gesteinen und aus unterwegs abgeschürften Liaskalken – bis Siblingen, Neunkirch und gegen Wilchingen in die Klettgauebene vor. Das Eis des Rheingletschers erreichte ebenfalls den Klettgau, überfuhr den Schwarzwaldgletscher und stieß bis Schleithem vor. Am Randen reichte das Eis bis etwa 700 m Höhe, doch blieb der Randen stets eisfrei. Im Bodenseegebiet dehnte sich der Rheingletscher damals bis Sigmaringen und Biberach aus (Abb. 4).

Die Vereisung der Alpen war so stark, daß der Rißgletscher nur sehr wenig Moränenmaterial und nur vereinzelte Findlinge mit sich führte. Die Spuren, die er hinterließ, sind deshalb eher dürftig, wenig auffällig und oft nur schwer zu finden.

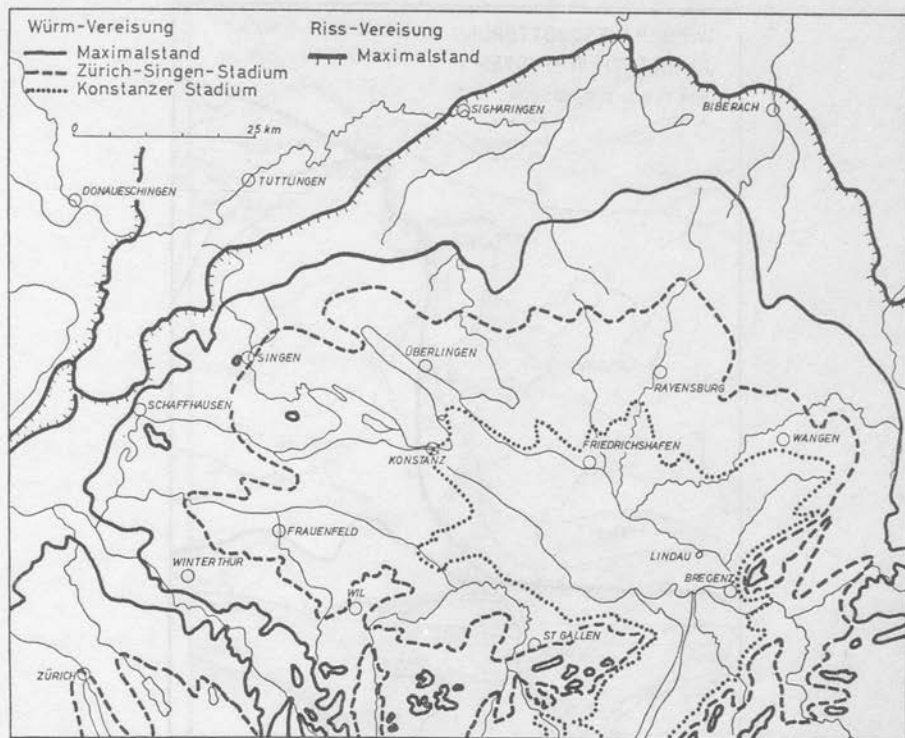


Abb. 4 Maximale Ausdehnung der Riß- und der Würm-Vereisung im Bodensee- und Hochrheingebiet und Rückzugsstadien der Würm-Vereisung.

Auch die große Rißvergletscherung ging zu Ende. Allgemeine Erwärmung brachte das Eis zum Schmelzen. Aus jener Zeit stammen die Enge-Schotter, die den Oberklettgau gegen Osten abschließen und die über der alten Klettgaurinne von Schmelzwässern zusammengeschwemmt wurden.

Der große Riß-II-Gletscher dürfte das Bodenseebecken, das durch Verwerfungslinien und ältere Rinnen vorgezeichnet war, im wesentlichen bis auf seine endgültige heutige Tiefe ausgeschürft haben. Der See war nach dem Abschmelzen des Rißeises mit Sicherheit damals größer als heute, doch wurden in vielen flachen Randgebieten, vor allem in der Gegend des Zellersees, schon in der Riß/Würm-Zwischeneiszeit und beim Vorrücken des Würmgletschers ebenso wie nach dessen Abschmelzen bedeutende Mengen an Seetonen (Beckentonen) abgelagert, die zur Verlandung einstiger Seeteile führten.

#### *Die Würm-Vergletscherung*

Die Riß/Würm-Zwischeneiszeit war verhältnismäßig ruhig. Der Rhein floß noch durch den Hegau und über Schaffhausen und von dort auf etwa 400 m Meeres-



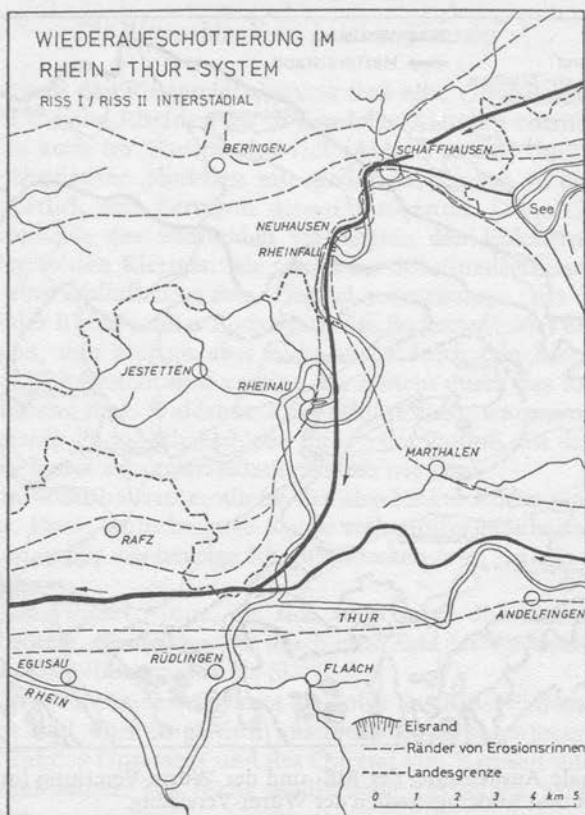
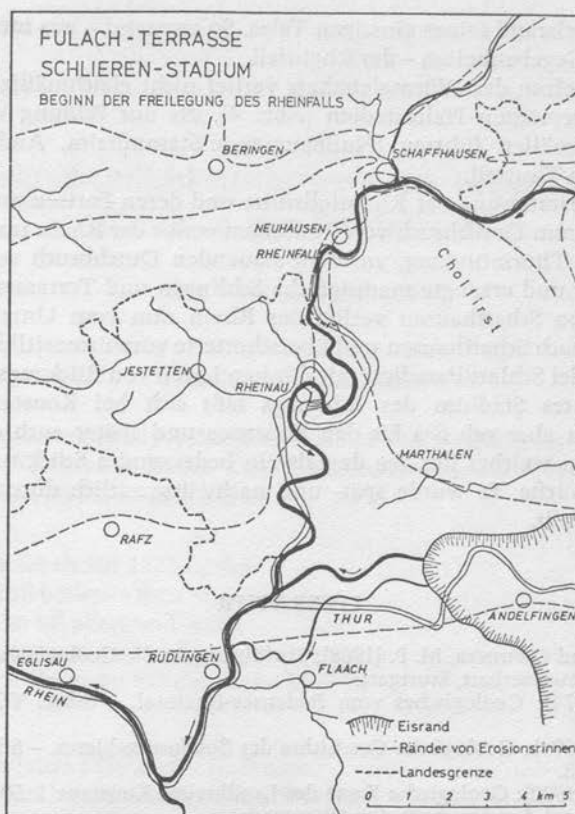


Abb. 5 Die wichtigsten Vorgänge, die zur Entstehung des Rheinfalls führten: Links: Der durch den Vorstoß des Riß-I-Gletschers im Klettgau nach Süden zum Thur-system abgelenkte Rhein (vgl. Abb. 3 unten) hat von Schaffhausen über Neuhausen, das heutige Rheinfallegebiet und Rheinau eine Rinne ausgeräumt und verbleibt darin nach dem Abschmelzen des Riß-I-Gletschers. Noch vor dem Wiedervorrücken des Rißgletschers schottert er diese Rinne weitgehend wieder zu.

höhe durch sein heutiges Tal über das Rheinfallegebiet, das aber noch nicht freigelegt war.

Das Eis des Würmgletschers stieß bis zum Irchel vor und an den Ostrand des Rafzerfeldes, von wo sein äußerster Rand über Lottstetten, Jestetten, Neuhausen und Schaffhausen nach Thayngen und zum Hegau verlief. Der Gletscher umschloß den Hohenstoffel. Im Seegebiet drang er etwa 25 km weit über Ravensburg hinaus nach Norden vor, aber nicht mehr so weit, wie der Rißgletscher (Abb. 4). Das Maximum seiner Ausdehnung erreichte der Würmgletscher vor etwa 20000 Jahren.

Das Töbstal blieb eisfrei und trennte den Rhein- vom Linthgletscher, der durch das Zürichseetal vorrückte und im Limmattal bis Killwangen vorstieß.



Rechts: Beim Abschmelzen des Würmgletschers trifft der Rhein von Osten her im rechten Winkel auf den Felsrand seiner früheren, tief in den Jurakalk hinuntergreifenden und mit rißzeitlichen Schottern gefüllten Rinne. Der an Schmelzwasser reiche Fluß beginnt die alten Rinne rasch auszuräumen und stürzt in der Folge von der Seite her als Rheinfall in sein altes Tal hinunter.

Zur Zeit des Maximalstandes der Würm-Vereisung erzeugte ein seitlich übertretender Schmelzwasserfluß den Durchbruch von Rüdlingen durch die Molasse-schwelle des nördlichen Irchel zum Tößtal. Dieser Durchbruch wurde vom Rhein nach dem Zurückschmelzen des Eises zu einem ausgeprägten Canyon ausgeräumt.

Die Erwärmung, die zum Rückschmelzen des Würmeises führte, erzeugte große Mengen an Schmelzwässern.

Im Rheinfallgebiet erreichte der kräftig erodierende Rhein sehr bald – vor etwa 17 000 Jahren – von Osten her den Jurakalkrand der mit Schottern gefüllten, schluchtartigen Rinne, die bei der rißzeitlichen Rheinablenkung entstanden war (Abb. 5). Der Rhein räumte die Schotterfüllung rasch aus und fällt seit-

her über den Felsrand seines einstigen Tales. So entstand – aus mehr oder weniger zufälligen Gegebenheiten – der Rheinflall.

Das Abschmelzen des Würmgletschers verlief nicht gleichmäßig, sondern mit mehreren ausgeprägten Haltestadien (Abb. 4), die zur Bildung von End- und Seitenmoränenwällen führten (Nußbaumersee-Stammheim, Andelfingen, Seitenmoränen im Thurtal).

Nach der Ausräumung der Rheinflallrinne und deren Fortsetzung nach Süden über Rheinau zum Durchbruch von Rüdlingen verlor der Rhein rasch an Gefälle. Im Gebiet der Thurmündung, vor dem stauenden Durchbruch von Rüdlingen, mäandrierte er und erzeugte mannigfache Schlingen und Terrassenränder.

Oberhalb von Schaffhausen verlief der Rhein nun vom Untersee her über Dießenhofen nach Schaffhausen und überschotterte vorwürmzeitlich entstandene Seetone (Ziegelei Schlatt-Paradies) mit dünnen Lagen von Rückzugsschottern.

Ein markantes Stadium des Rückzugs läßt sich bei Konstanz feststellen (Abb. 4). Dann aber gab das Eis den Bodensee und später auch das Bodenseerheintal frei, in welches der See damals ein bedeutendes Stück nach Süden gereicht haben dürfte. Es wurde spät- und nachwürmzeitlich durch Seetone und Schotter aufgefüllt.

#### LITERATUR

- GEYER, O. F., und GWINNER, M. P. (1968): Einführung in die Geologie von Baden-Württemberg. – Schweizerbart, Stuttgart.
- HEIERLI, H. (1974): Geologisches vom Bodensee-Rheintal. – Schrr. VG Bodensee 92, 275–287.
- HOFMANN, F. (1974): Geologische Geschichte des Bodenseegebietes. – Schrr. VG Bodensee 92, 251–273.
- SCHREINER, A. (1970): Geologische Karte des Landkreises Konstanz 1:50 000, mit Erläuterungen. – Geol. Landesamt Baden-Württemberg.
- (1975): Zur Frage der tektonischen oder glazigen-fluviatilen Entstehung des Bodensees. – Jber. u. Mitt. oberrh. geol. Ver. NF 57, 61–67.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Franz Hofmann

Rosenbergstraße 103, CH-8212 Neuhausen am Rheinflall

# Ein wahrscheinlichkeitstheoretisches Modell für das Eintreten von Seegfrörnen

VON VOLKER STEINIJANS

## *I. Einleitung und Daten*

Den Anstoß zu dieser Analyse der Jahreszahlen von Seegfrörnen gab ein Besuch der Kirche zu Wasserburg, in der drei Säuleninschriften der Seegfrörnen in den Jahren 1573, 1830 und 1963 gedenken:

Im iar christi 1573 ist der  
ganß bodense iberfrozen das  
man uß allen und ieden  
Insunders umligēdē stettē  
und fleekē zu füß daruf gewädlet ist

Im Jahre 1830 ist der Bodensee  
in der Nacht vom 1<sup>ten</sup> bis 2<sup>ten</sup> Febr.  
so fest zugefrozen, daß man zu Fuß u. Pferd  
bis d. 28<sup>ten</sup> Febr. nach allen Richtungen  
ohne Gefahr hin u. her wandelte.

SEEGFROERNE 1963

VOM 7 FEBRUAR BIS 10 MAERZ  
WAR DER SEE SO FEST ZUGEFRÖREN  
DASS MAN IHN SCHARENWEISE ZU FUSS  
MIT FAHRRÄEDERN UND AUTOS UEBERQUEREN KONNTE.  
SOGAR FLUGZEUGE STARTETEN UND LANDETEN  
AUF DER EISFLÄECHE.

Mit Hilfe des Stadtarchivs Konstanz sowie des Archivs des SÜDKURIER Konstanz konnten aus den Arbeiten von Martens (1911), Fiebing (1963) und Häussler (1963) folgende Jahreszahlen von Seegfrörnen zusammengetragen werden:

Tabelle 1: Jahreszahlen von Seegfrörlen

---

875, 895
928
1074, 1076
1108
1217, 1227, 1277
1323, 1325, 1378, 1379, 1383
1409, 1431, 1435, 1460, 1465, 1470, 1479, 1497
1512, 1553, 1560, 1564, 1565, 1571, 1573
1684, 1695
1763, 1776, 1788, 1796
1830, 1880
1963

---

Es ist anzumerken, daß sich Tabelle 1 mit der von Fiebing angegebenen Tabelle deckt bis auf die Jahre 1465 und 1564, die bei Martens (1911) erwähnt werden.

Es ist offensichtlich, daß es für den elfhundertjährigen Beobachtungszeitraum 875–1975 kein einheitliches und erst recht kein vergleichbares meteorologisches Kriterium für das Eintreten von Seegfrörlen gibt, da die regelmäßige Instrumentenbeobachtung erst um 1670 einsetzte.

Als brauchbares Kriterium für eine Seegfrörne bieten sich jedoch die Überquerungen des Obersees an, die dank der frühen kulturgeschichtlichen Entwicklung des Bodenseeraumes sicherlich nicht vollständig aber doch erstaunlich gut dokumentiert sind. Detaillierte Quellenangaben zu den einzelnen Seegfrörlen finden sich in der Arbeit von Meichle (1963), dessen Jahreszahlentabelle mit der von Fiebing (1963) übereinstimmt.

Eine Vielzahl von meteorologischen Angaben zu den einzelnen Seegfrörlen findet man bei v. Rudloff (1967). Demzufolge sind mittlere winterliche Temperaturabweichungen von  $-4,5$  bis  $-5$  Grad Celsius als Grenzwerte anzusetzen. Daß diese Bedingung jedoch nicht ausreicht für den Eintritt einer Seegfrörne, läßt sich am deutlichsten durch den Februar 1956 belegen. Obwohl in diesem Monat das Wärmedefizit gegenüber dem langjährigen Mittelwert  $-10$  bis  $-11$  Grad Celsius betrug, kam es nicht zu einer Seegfrörne, da die Vormonate zu mild waren.

## II. Statistische Grundüberlegungen

Von den in Abschnitt I erwähnten Autoren hat sich zumindest Häussler (1963) Gedanken über die Häufigkeit des Auftretens von Seegfrörlen gemacht. Obwohl er nur 33 von 38 Seegfrörlen in seine Arbeit einbezogen hat, sei er hier wegen seiner grundsätzlich richtigen Überlegungen zitiert:

„Immerhin schloß sich bis zum Jahre 1963 insgesamt 33mal das Eis über der weiten Fläche, wobei sich die interessante Rechnung ergibt, daß von 875 bis 1963 1088 Jahre vergangen sind, eine Zahl, die durch 33 geteilt, ergibt, daß theoretisch etwa alle 33 Jahre eine Seegfrörne stattfand. Doch ist dies Theorie,



denn im 13. Jahrhundert hat es deren drei, im 14. Jahrhundert fünf, im 15. und 16. Jahrhundert sogar jeweils sieben Gfrörnen gegeben.“

Häussler hat also ganz klar erkannt, daß eine einfache Durchschnittsbildung über die Jahrhunderte unzulässig ist, da die Anzahl der Seegfrörnen pro Jahrhundert erhebliche Schwankungen aufweist.

Auch wenn es sich dabei um zufällige Schwankungen handelt, so ist die Anhäufung der Seegfrörnen im 15. und 16. Jahrhundert ebenso unverkennbar wie das Abflachen der Häufigkeitskurve vor und nach diesem Zeitraum.

Um zu prüfen, ob die Durchschnittsrate der Seegfrörnen pro Jahrhundert als konstant angenommen werden darf oder nicht, berechnet der Statistiker zunächst die Anzahlen  $n_i$  ( $i = 1, \dots, 11$ ) der Seegfrörnen in den elf Jahrhunderten von 875 bis 1975. Aufgrund theoretischer Überlegungen (Cox und Lewis, 1966) darf dabei die Seegfrörne von 875 als Beginn des Beobachtungszeitraumes nicht mitgezählt werden, so daß sich folgende Werte ergeben:

$$\begin{aligned} n_1 &= 2, n_2 = 1, n_3 = 2, n_4 = 2, n_5 = 3, n_6 = 9, \\ n_7 &= 9, n_8 = 0, n_9 = 3, n_{10} = 4, n_{11} = 2. \end{aligned}$$

Anschließend berechnet man die Abweichungen der  $n_i$  von der Durchschnittsrate  $\bar{n} = 37/11 = 3.36$  über alle Jahrhunderte gemäß der Formel:

$$\begin{aligned} d &= \sum_{i=1}^{11} (n_i - \bar{n})^2 / \bar{n} \\ &= \{ (2-3.36)^2 + (1-3.36)^2 + \dots + (4-3.36)^2 + (2-3.36)^2 \} / 3.36 \\ &= 26.32. \end{aligned}$$

Die Testgröße  $d$  hat unter der Annahme einer konstanten Rate von Seegfrörnen pro Jahrhundert eine sogenannte  $\chi^2$ -Verteilung mit 10 Freiheitsgraden, bei der alle Werte unterhalb von  $\chi^2_{10}(0.95) = 18.31$  als vertretbar mit dieser Annahme gelten. Da der berechnete Wert mit 26.32 über dieser Grenze (und sogar über  $\chi^2_{10}(0.99) = 23.21$ ) liegt, muß die Annahme einer konstanten Häufigkeitsrate von Seegfrörnen pro Jahrhundert verworfen werden (bei einer Irrtumswahrscheinlichkeit von 1%).

Bei der mathematischen Modellierung der Häufigkeit von Seegfrörnen ist zu bedenken, daß der Beobachtungszeitraum von 1100 Jahren kurz ist im Vergleich zu den Zeiträumen, in denen größere klimatische Veränderungen auftreten, wie z. B. Eiszeiten. Von daher wird ein Modell niemals den Zufallsprozeß der Seegfrörnen insgesamt beschreiben können, sondern nur einen relativ kurzen Ausschnitt davon. Ein derartiges Modell muß dabei sowohl dem zufälligen Charakter des Eintretens von Seegfrörnen gerecht werden als auch die zeitabhängige Eintrittsrate von Seegfrörnen widerspiegeln.

Eine Modellklasse, die diesen Forderungen genügt, bilden die sogenannten stochastischen Punktprozesse. Dabei deutet der Zusatz „stochastisch“ auf die zufällige Verteilung der Seegfrörnen hin, während unter einem Punktprozeß eine Folge von Punkten bzw. Ereignissen auf der Zeitachse zu verstehen ist.

Das Eintreten von Seegfrörnen wird also als zufällige Punktfolge auf der Zeit-

achse betrachtet. Die statistische Verteilung dieser Punktfolge wird in Abschnitt IV untersucht, nachdem die dazu erforderlichen Begriffe in Abschnitt III erläutert worden sind.

### III. Poisson-Verteilung und Poisson-Prozeß

Die Poisson<sup>1</sup>-Verteilung charakterisiert die Wahrscheinlichkeit für das Eintreten seltener Ereignisse in Raum und Zeit. So kann z. B. die Anzahl der Fehler in der Isolationsschicht eines Kabelstücks ebenso durch eine Poisson-Verteilung beschrieben werden wie die Anzahl der Systemausfälle pro Tag in einem Großrechenzentrum.

In beiden Fällen ist die Anzahl der beobachteten Ereignisse eine Zufallsvariable  $N$ , die mit einer bestimmten Wahrscheinlichkeit den Wert Null oder einen positiven ganzzahligen Wert annimmt.

Ist  $\lambda > 0$  die mittlere Anzahl von Ereignissen (pro Meter bzw. pro Tag), so ist die Wahrscheinlichkeit  $P$  dafür, daß (pro Meter bzw. pro Tag) genau  $n$  Ereignisse auftreten, durch folgende Beziehung gegeben:

$$(1) \quad P(N=n) = \exp(-\lambda) \lambda^n / n! \quad (n = 0, 1, 2, \dots);$$

dabei bezeichnet  $\exp(x) = e^x$  die Exponentialfunktion zur Basis  $e = 2.71828$ ;  $n!$  ( $n$  Fakultät) ist für  $n \geq 1$  definiert als  $n! = 1 \cdot 2 \cdot \dots \cdot (n-1) \cdot n$ , während  $0! = 1$  gesetzt wird.

Folgt z. B. die Anzahl  $N$  der Fehler in der Isolation pro Meter Kabel der Poisson-Verteilung mit  $\lambda = 1$ , so ist die Wahrscheinlichkeit für ein fehlerfreies Meter Kabel gegeben durch:

$$P(N=0) = \exp(-1) 1^0 / 0! = 0.37 \text{ oder } 37\%.$$

Entsprechend berechnet man:

$$P(N=1) = 0.37, P(N=2) = 0.18, P(N=3) = 0.06 \text{ und } P(N \geq 4) = 0.02,$$

wobei der letzte Ausdruck die Wahrscheinlichkeit für 4 oder mehr Fehler in der Isolationsschicht pro Meter Kabel angibt.

Ist das Auftreten der betrachteten Ereignisse keinen räumlichen bzw. zeitlichen Schwankungen unterworfen – sogenannte Homogenität oder Stationarität –, so läßt sich das unter (1) beschriebene Wahrscheinlichkeitsgesetz räumlich bzw. zeitlich in einfacher Weise ausdehnen. Und zwar berechnet sich die Wahrscheinlichkeit dafür, daß die Anzahl  $N(t)$  der Ereignisse in einem beliebigen Zeitintervall der Länge  $t$  gleich  $n$  ist, wie folgt:

$$(2) \quad P(N(t) = n) = \exp(-\lambda t) (\lambda t)^n / n! \quad (n = 0, 1, 2, \dots).$$

Anschaulich bedeutet dies folgendes: Wenn pro Zeiteinheit  $\lambda$  Ereignisse zu erwarten sind, dann sind im Falle der Stationarität in einem  $t$ -mal so langen Zeitintervall auch  $t$ -mal so viele Ereignisse zu erwarten. Mit anderen Worten: Der Erwartungswert von  $N(t)$  ist  $\lambda t$ . Dabei ist der Erwartungswert von  $N(t)$  definiert

1 Siméon Denis Poisson (1781–1840), frz. Mathematiker.

als der entsprechend den Wahrscheinlichkeiten  $P(N(t) = n)$  gewichtete Durchschnitt aller Werte, die  $N(t)$  annehmen kann:

$$E[N(t)] = \sum_{n=0}^{\infty} n P(N(t) = n) = \sum_{n=0}^{\infty} n \exp(-\lambda t) (\lambda t)^n / n! = \lambda t.$$

Die Schar der Zufallsvariablen  $\{N(t), t > 0\}$  bezeichnet man als stochastischen Punktprozeß, im speziellen Falle des Wahrscheinlichkeitsgesetzes (2) als stationären Poisson-Prozeß mit der konstanten Intensität  $\lambda$ . Als Intensität eines Punktprozesses bezeichnet man die Durchschnittsrate von Ereignissen pro Zeiteinheit.

Ändert sich die Intensität eines Poisson-Prozesses mit der Zeit – hat man es also mit einer von der Zeit  $t$  abhängigen Intensitätsfunktion  $\lambda(t)$  zu tun –, so bezeichnet man den zugrunde liegenden Poisson-Prozeß als nicht stationär. Die Wahrscheinlichkeit dafür, daß zwischen den beiden Zeitpunkten  $t_1$  und  $t_2$  ( $t_2 > t_1$ ) genau  $n$  Ereignisse eintreten, ist dann gegeben durch:

$$P[N(t_1, t_2) = n] = \exp\left(-\int_{t_1}^{t_2} \lambda(t) dt\right) \left(\int_{t_1}^{t_2} \lambda(t) dt\right)^n / n! \quad (n=0,1,2,\dots)$$

Daraus folgt, daß der Erwartungswert für die Anzahl der Ereignisse im Intervall  $[t_1, t_2]$  gegeben ist durch:

$$E[N(t_1, t_2)] = \int_{t_1}^{t_2} \lambda(t) dt.$$

Es ist offensichtlich, daß sich durch geeignete Wahl der Intensitätsfunktion  $\lambda(t)$  eine Vielzahl von zeitlichen Abläufen modellieren läßt. So wurde z. B. die Anzahl der auf einer Intensivstation eines Krankenhauses eingelieferten Patienten durch einen nicht stationären Poisson-Prozeß modelliert, dessen Intensitätsfunktion sowohl im Laufe eines Tages als auch an bestimmten Wochentagen periodisch wiederkehrende Schwankungen aufwies [Lewis, 1972].

#### IV. Seegfrörne als zufällige Ereignisse eines nicht stationären Poisson-Prozesses

Die Seegfrörnen des Bodensees werden als Ereignisse eines stochastischen Punktprozesses betrachtet. Aufgrund des relativ kurzen Beobachtungszeitraumes und der für die Schätzung einer stochastischen Intensitätsfunktion zu geringen Anzahl von nur 38 Beobachtungen wird eine deterministische Intensitätsfunktion postuliert.

Da es sich bei den Seegfrörnen um seltene Ereignisse handelt, kann die Anzahl der Seegfrörnen pro Jahrhundert als Poisson-verteilt betrachtet werden. Wie bereits in Abschnitt II gezeigt wurde, ist die Durchschnittsrate der Seegfrörnen pro Jahrhundert nicht konstant. Es wird daher in Betracht gezogen, daß sich diese Durchschnittsrate im Laufe der Jahrhunderte stetig ändert.

Das Eintreten von Seegfrörnen wird daher als nicht stationärer Poisson-Prozeß mit stetiger Intensitätsfunktion  $\lambda(t)$  betrachtet. Da jede stetige Intensitätsfunk-

tion durch ein Exponential-Polynom beliebig genau approximiert werden kann, genügt die Betrachtung der Intensitätsfunktionen vom Typ

$$(3) \quad \lambda(t) = \exp \left( \sum_{m=0}^r \alpha_m t^m \right).$$

Die Aufgabe der statistischen Analyse besteht darin, den Grad  $r$  des Exponential-Polynoms (3) geeignet zu bestimmen und dann die Modellparameter  $\alpha_0, \dots, \alpha_r$  rechnerisch zu ermitteln.

Die in der Originalarbeit (Steinijans, 1976) mit den Methoden von Cox und Lewis (1966) sowie Lewis (1972) durchgeführte Trendanalyse ergab, daß  $r$  mindestens gleich zwei sein muß; dem entspricht die Intensitätsfunktion

$$\lambda_2(t) = \exp (\alpha_0 + \alpha_1 t + \alpha_2 t^2).$$

Zur Schätzung der Parameter  $\alpha_0$ ,  $\alpha_1$  und  $\alpha_2$  ist das in Lewis (1972) angegebene System von Integralgleichungen numerisch zu lösen. Im vorliegenden Falle ergaben sich folgende Lösungen (Steinijans, 1976):

$$\hat{\alpha}_0 = -0.46296, \quad \hat{\alpha}_1 = 0.69188, \quad \hat{\alpha}_2 = -0.05617.$$

Die so erhaltene Schätzung der Intensitätsfunktion läßt sich auch wie folgt schreiben:

$$(4) \quad \hat{\lambda}_2(t) = 5.29954 \exp \{-0.05617 (t-6.15880)^2\}$$

Nimmt man den Anfang des Beobachtungszeitraumes, nämlich 875, als Nullpunkt, und zählt man die Zeit in Jahrhunderten (d. h.,  $t=11.0$  entspricht 1975), so ist die Durchschnittsrate von Seegfrörnen pro Jahrhundert durch die Funktion (4) gegeben. Daraus ersieht man, daß das Intensitätsmaximum mit 5.3 Seegfrörnen pro Jahrhundert für  $t=6.16$ , d. h. im Jahre 1491, angenommen wird.

In Abb. 1 sind folgende zwei Funktionen einander gegenübergestellt: 1. die modellmäßig zu erwartende Anzahl von Seegfrörnen vom Zeitpunkt Null bis zum Zeitpunkt  $t$ ,

$$E [N(t)] = \int_0^t \hat{\lambda}_2(u) du,$$

und 2. die bis zum Zeitpunkt  $t$  beobachtete Anzahl  $N(t)$  von Seegfrörnen. Dabei weist die Treppenfunktion  $N(t)$  bei jedem Eintritt einer Seegfrörnen einen Sprung um 1 auf. Wie bereits erwähnt wurde, darf das Jahr 875 als Anfang des Beobachtungszeitraumes nicht miteinbezogen werden, so daß der erste von insgesamt 37 Sprüngen bei 895 bzw.  $t = 0.20$  liegt.

Der Statistiker hat zur Beurteilung der Güte der Modellanpassung neben der graphischen Darstellung auch strenge formale Kriterien zu prüfen. Dazu gehört z. B. der in Abschnitt II bereits besprochene  $\chi^2$ -Test, der wie folgt zu modifizieren ist: Die globale Durchschnittsrate von  $\bar{n} = 3.36$  wird in jedem der 11 Jahrhunderte durch den Erwartungswert unter dem Modell eines nicht stationären Poisson-Prozesses mit der Intensitätsfunktion (4) ersetzt:

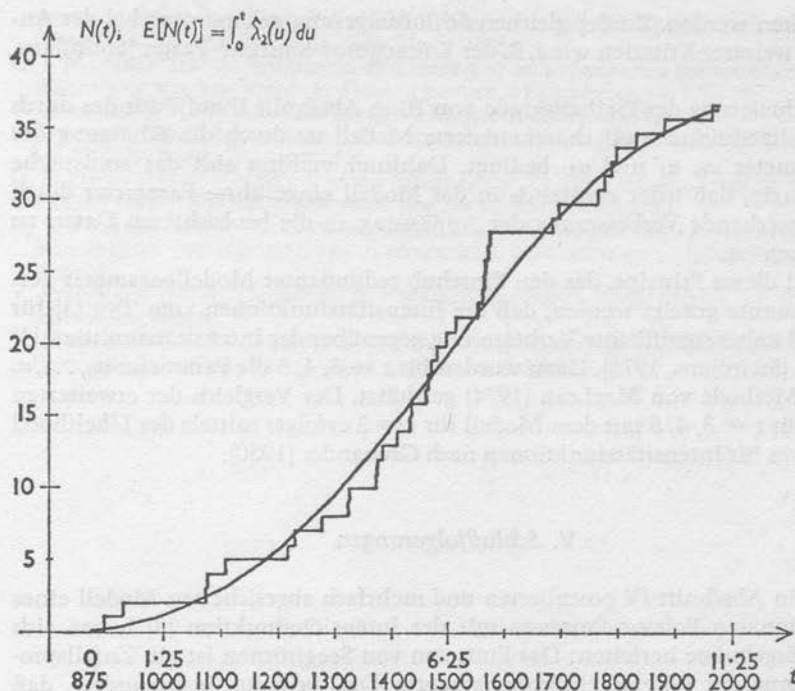


Abb. 1 Beobachtete und modellmäßig zu erwartende Anzahl von Seegrörfrenen

$$\hat{n}_i = E[N(875 + (i-1)100, 875 + i 100)] = \int_{i-1}^i \hat{\lambda}_2(t) dt \quad (i = 1, \dots, 11).$$

Mittels numerischer Integration oder unter Benutzung einer Tabelle der kumulativen Normalverteilung erhält man folgende Werte (gerundet auf eine Kommastelle):

$$\hat{n}_1 = 0.9, \hat{n}_2 = 1.6, \hat{n}_3 = 2.5, \hat{n}_4 = 3.6, \hat{n}_5 = 4.5, \hat{n}_6 = 5.2, \\ \hat{n}_7 = 5.3, \hat{n}_8 = 4.8, \hat{n}_9 = 3.9, \hat{n}_{10} = 2.8, \hat{n}_{11} = 1.9.$$

Daraus berechnet man als Maß  $d_2$  für die Abweichung zwischen den beobachteten Häufigkeiten  $n_i$  (siehe Abschnitt II) und den modellmäßig zu erwartenden Häufigkeiten  $\hat{n}_i$ :

$$d_2 = \sum_{i=1}^{11} (n_i - \hat{n}_i)^2 / \hat{n}_i = 13.91.$$

Die Testgröße  $d_2$  hat unter der Hypothese eines nicht stationären Poisson-Prozesses mit der Intensitätsfunktion (4) eine  $\chi^2$ -Verteilung mit 7 Freiheitsgraden, bei der alle Werte unterhalb von  $\chi^2_7(0.95) = 14.07$  als vertretbar mit der Hypothese gelten. Das postulierte Modell kann also aufgrund dieses Kriteriums auf-



rechterhalten werden. Zu der gleichen Schlußfolgerung gelangt man bei der Anwendung weiterer Kriterien wie z. B. des Kolmogorov-Smirnov-Testes (Steinijans, 1976).

Die Reduzierung der Freiheitsgrade von 10 in Abschnitt II auf 7 für das durch die Intensitätsfunktion (4) charakterisierte Modell ist durch die Schätzung der drei Parameter  $\alpha_0$ ,  $\alpha_1$  und  $\alpha_2$  bedingt. Dahinter verbirgt sich das statistische Grundprinzip, daß jeder zusätzlich in das Modell eingeführte Parameter durch eine entsprechende Verbesserung der Anpassung an die beobachteten Daten zu rechtfertigen ist.

Anhand dieses Prinzips, das den Einschub redundanter Modellparameter verhindert, konnte gezeigt werden, daß die Intensitätsfunktionen vom Typ (3) für  $r = 3, 4, 5$  keine signifikante Verbesserung gegenüber der Intensitätsfunktion (4) erbringen (Steinijans, 1975). Dazu wurden für  $r = 3, 4, 5$  die Parameter  $\alpha_0, \dots, \alpha_r$  nach der Methode von MacLean (1974) geschätzt. Der Vergleich der erweiterten Modelle für  $r = 3, 4, 5$  mit dem Modell für  $r = 2$  erfolgte mittels des Likelihood Ratio Testes für Intensitätsfunktionen nach Grenander (1950).

### V. Schlußfolgerungen

Aus dem in Abschnitt IV postulierten und mehrfach abgesicherten Modell eines nicht stationären Poisson-Prozesses mit der Intensitätsfunktion (4) lassen sich folgende Ergebnisse herleiten: Das Eintreten von Seegfrörmern ist ein Zufallsprozeß im Sinne der Wahrscheinlichkeitstheorie. Dies bedeutet insbesondere, daß sich der Zeitpunkt der nächsten Seegfrörmern aufgrund der bisher eingetretenen Seegfrörmern nicht vorhersagen läßt.

Es lassen sich vielmehr nur wahrscheinlichkeitstheoretische Aussagen treffen. So berechnet sich z. B. der Erwartungswert für die Anzahl der Seegfrörmern in der Restperiode dieses Jahrhunderts zu:

$$E [N(1975, 2000)] = \int_{11}^{11.25} \lambda_2^{\wedge}(t) dt = 0.33.$$

Daraus folgt:  $P[N(1975, 2000) \geq 1] = 0.28$ ; d. h., die Wahrscheinlichkeit dafür, daß bis zur Jahrhundertwende noch mindestens eine Seegfrörne eintritt, beträgt 28%.

### Literaturverzeichnis

- D. R. COX und P. A. W. LEWIS (1966): The Statistical Analysis of Series of Events. London: Methuen.
- H. FIEBING (1963): In zwei Jahrtausenden nur zehn ... - Das große Eis (Hrsg. Südkurier), S. 13-15. Konstanz: Südkurier.
- U. GRENANDER (1950): Stochastic Processes and Statistical Inference. - Arkiv för Matematik, 1 (17), S. 195-277.
- W. HÄUSSLER (1963): Dreiunddreißigmal war der See zugefroren. - Seegfrörne 63 - Das Tagebuch vom großen Eis (Hrsg. Schwäbische Zeitung), S. 61-62. Konstanz: Seekreis.
- P. A. W. LEWIS (1972): Recent results in the statistical analysis of univariate point pro-

- cesses. – Stochastic Point Processes: Statistical Analysis, Theory and Applications (Hrsg. P. A. W. Lewis), S. 1–54. New York: Wiley.
- C. J. MACLEAN (1974): Estimation and testing of an exponential polynomial rate function within the nonstationary Poisson process. – *Biometrika*, 61, S. 81–85.
- W. MARTENS (1911): Geschichte der Stadt Konstanz. Konstanz: Gess.
- F. MEICHLE (1963): Seegefrierne und Eisprozession in Vergangenheit und Gegenwart. – *SchrVG Bodensee*, 81, S. 145–170.
- D. B. OWEN (1962): Handbook of statistical tables. Reading, Mass.: Addison Wesley.
- E. PARZEN (1962): Stochastic Processes. San Francisco: Holden-Day.
- H. v. RUDLOFF (1967): Die Schwankungen und Pendelungen des Klimas in Europa seit dem Beginn der regelmäßigen Instrumenten-Beobachtungen (1670). Braunschweig: Vieweg.
- V. STEINIJANS (1975): Ursprüngliches Manuskript der in *Appl. Statist.*, 25, S. 58–61 erschienenen Arbeit.
- V. STEINIJANS (1976): A Stochastic Point-process Model for the Occurrence of Major Freezes in Lake Constance. – *Appl. Statist.*, 25, S. 58–61.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Volker Steinijs, Lindauer Straße 32, D-7750 Konstanz



## Buchbesprechungen

GEBHARD SPAHR, *Spätmittelalterliche Glasmalerei. Liebfrauenkirchen Ravensburg und Eriskirch*. Druck- und Verlagshaus Poppe & Neumann, Konstanz. 347 Seiten mit einer Vielzahl von überwiegend farbigen Abbildungen. 1976.

Nachdem der Verfasser 1974 das gesamte Freskenprogramm der Basilika Weingarten in seinem Werk „Die Basilika Weingarten – Ein Barockjuwel in Oberschwaben“ (Bodensee-Bibliothek 19, Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen) farbig wiedergegeben und analysiert sowie thematisch interpretiert hat, wendet er sich nun zwei herausragenden Beispielen spätmittelalterlicher Glasmalerei zu, um sie ähnlich umfassend inhaltlich zu erschließen. Mehr einleitende Kapitel über die Technik der Glasmalerei, über ihre Geschichte und ihren Stand um 1400 setzen den Leser ins Bild. Die Hauptkapitel gehen jeweils dem ikonographischen Programm der einzelnen Fenster nach, wobei sie sich auf Gesamt- und Detailaufnahmen stützen können. Da wir hier vor einer vollständigen Reproduktion der jeweiligen Fenster stehen, hat dieser neue Band von G. Spahr auch die Funktion einer Sicherungs-Dokumentation für den wertvollen und in der Region einzigartigen Bestand übernommen.

Ermöglicht werden konnte dieses wichtige Projekt nur durch vielseitige finanzielle Unterstützung. Unter den Spendern von staatlicher und kirchlicher Seite seien erwähnt: Landrat Oskar Sailer, Ravensburg, Landrat Herzog, Bodenseekreis, der Bürgermeister von Eriskirch, der evangelische Dekan von Ravensburg, Herr Maisch, und Dekan Mayer von der Liebfrauenkirche Ravensburg.

Der Vf. ordnet die einzelnen heilsgeschichtlichen Gestalten, die jeweils mit ihren Attributen, in mehr typischer oder atypischer Haltung und Gebärde abgebildet sind, in den vollen geschichtlichen Zusammenhang ein. Ausgehend von der jeweiligen biblischen Grundlage, von apokrypher und patristischer Literatur verfolgt er Personen und Szenen durch die mittelalterliche Frömmigkeitsgeschichte und Legendenbildung. In diesem so weiten thematischen Kontext werden die einzelnen Bilder sozusagen zum Sprechen gebracht, wobei sich auch viele Bezüge zur Volkskunde ergeben. Auch ein reiches bildliches Vergleichsmaterial trägt zur kunstgeschichtlichen Interpretation bei. Literaturangaben und umfassende Register runden den Band ab.

Manche der Großaufnahmen und Bildausschnitte werden auch jene Betrachter, die an sich mit den Fenstern der beiden Kirchen vertraut sind, zu wahren Neuentdeckungen führen. Ich nenne die Apostelbilder von Johannes (S. 52), Philipp (61), Bartholomäus (80), Matthäus (85) und Mathias (100). – Im übrigen ist auch mehrfach von dem nicht immer guten Erhaltungszustand der Fenster und ihrer Gefährdung durch Witterung und Verschmutzung (Abgase) die Rede, so daß man bei weniger befriedigenden Wiedergaben manchmal zweifelt, ob nur ein weniger guter Zustand des Originals wiedergegeben ist oder ob hier Photo oder Klischee schwächer waren. Bei den musizierenden Engeln S. 25 scheint jedoch auch der Farbdruck zu wünschen übrig zu lassen.

Wenn S. 59 David als „rex et propheta“ dargestellt ist, so wäre es hier wohl möglich gewesen, Gestalt und Motiv näher in die früh- und hochmittelalterliche Theologie des Königsamtes einzubetten. – Die lateinischen Inschriften aller Fenster würde man sich im Haupttext zusammenhängend transkribiert wünschen, damit die Vereinzelung der jeweiligen Ausschnittreproduktionen für den Betrachter korrigiert wird. Die Inschriften des Apostelfensters finden sich in den Anmerkungen S. 313 f.

Von solchen Einzelwünschen abgesehen ergibt sich bei dem vorliegenden Band der Eindruck stets fundierter, weitausholender und theologisch eingehender Interpretationsarbeit. Die bedeutenden Glasmalereien aus der Zeit des Konstanzer Konzils stehen nun für den aufgeschlossenen Besucher in einem soliden wissenschaftlichen Horizont, der

die Bedeutung und die internationalen Verflechtungen auch des nördlichen Bodenseeraumes im 15. Jahrhundert unterstreicht. Vielfältige Verbindungen von Motiven, Schulen und Meistern führen von diesen Glasfenstern nach Frankreich und Böhmen, aber auch in den italienischen Raum. Der Vf. hat uns ein vorbarockes Erbe des weiteren Bodenseeraumes kirchengeschichtlich-kunstgeschichtlich-volkskundlich neu erschlossen, hier seltene Zeugnisse des sog. weichen, internationalen Stils des ausgehenden Mittelalters.

Karl Pellens

FRANZ TUSCHER, *Das Reichsstift Roggenburg im 18. Jahrhundert*, Weissenhorn, Anton H. Konrad, 1976, 196 S. und 70 Farb- und Schwarzweißaufnahmen samt anderen zahlreichen Illustrationen; DM 38,-.

Die Publikation scheint mit dem Bodenseegebiet nicht in Beziehung zu stehen, liegt doch Roggenburg in Bayerisch Schwaben. Hingegen besaß die Abtei Ableger in Bendorf/Liechtenstein, St. Luzi zu Chur und in Churwalden, an Orten also, die noch in das Einzugsgebiet des Bodenseeraumes gehören und die überdies teils von Kanonikern aus Weissenau auf die Höhe guter Disziplin gebracht werden sollten. Zudem wird immer wieder bei anderen Gelegenheiten auf Weissenau eingegangen und auch das schwäbische Prälatenkollegium erwähnt, zu welchem auch die Äbte von Petershausen, Salem, Weingarten, Weissenau u. a. gehörten.

Allgemein gültige Probleme greift der Verfasser auf, wenn er z. B. die Abschaffung der Öschritte und Einführung von Fußprozessionen, um bessere gottesdienstliche Ordnung zu gewährleisten, hervorhebt. Gerade dies mag einen wesentlichen Beitrag bilden zu den heute immer noch vorhandenen oder wieder neu entstandenen Ritten in Limpach bei Markdorf, Untereschach, Weingarten, Bad Wurzach und Gutenzell u. a. Da der Übergang vom Barock zur Aufklärung eingehend zur Sprache kommt, vermag der Verfasser an Hand des reichlich fließenden Quellenmaterials und der Literatur nachzuweisen, daß die Kanoniker von Roggenburg ganz und gar dem Alten verpflichtet blieben und sich nicht mit dem Neuem konfrontierten, oder wenn dies geschah, nur um das Alte bewahren zu können. So flossen die Strömungen der neuen Zeit an ihnen vorüber. Ganz anders jedoch in Salem. Hier konnten z. B. die Zisterzienser alle, auch die neu erschienenen aufklärerischen Bücher lesen nach Ausweis des St. Galler Stiftsbibliothekars Hauntinger im Jahre 1784; die Prämonstratenser von Roggenburg setzten dem jedoch einen Riegel vor. Ebenso kommt bei der Arbeit Tuschers, mehr wie bei jeder anderen Klostergeschichte, das Bruchige und Unausgeglichenere der Barockkultur zur Geltung, besonders im Verhältnis zwischen Herrschaft und Untertanen. Diese wehrten sich nämlich auf alle mögliche Art, zum Unterhalt der Kirchen oder Pfarrhäuser beizutragen, suchten sich selbst Recht zu schaffen durch Holz- oder Heudiebstahl, so daß das Kloster sich gezwungen sah, Dismas, den rechten Schächer, immer wieder als himmlischen Helfer in Anspruch zu nehmen. Auch mit den Bischöfen von Augsburg gab es wegen der Pfarreibesetzungen Anstände. Ähnlich läßt sich dies für Konstanz feststellen bei den Pfarreien Mehrerau, z. B. Sigmaringendorf. Die Auseinandersetzung zwischen Welt- und Ordensklerus kommt anschaulich zur Geltung anlässlich von Wallfahrten und der dabei veröffentlichten Wunderberichte. Die Weltgeistlichen meinten, wer sich hierüber ausläßt, sind nur alte Weiber. Nun ist es in diesem Zusammenhang interessant festzustellen, daß bei den durch Anrufung des Heiligen Blutes von Weingarten erfolgten Heilungen oft gerade Weltgeistliche als Zeugen fungieren.

Die vorzüglich diszipliniert geschriebene Arbeit Tuschers behandelt u. a. die Prämonstratenser im barocken Schwaben, die Roggenburger Äbte des 18. Jahrhunderts, den Konvent, religiöses Leben, Bibliothek, Klosterschule und Hausstudium, Klosteranlage, Pfarreien, Seelsorge, Formen der Frömmigkeit; Umfang, rechtliche Stellung, wirtschaftliche Lage, Verwaltung und Gerichtswesen, Untertanenschaft der Reichsherrschaft und Säkularisation. Man glaubt manchmal, den gleichen Problemen wie nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil zu begegnen.

Da aber Abt Georg Lienhardt (1753-1783), bedeutend als Bauherr, Wissenschaftler, religiös-asketischer Schriftsteller, Vertreter des Generalabtes von Prémontré in Schwaben und Direktor des Reichsprälatenkollegiums, weitgehend seine Vorgänger und Nach-



folger überragt, sind eigentlich dessen Ideen, Anordnungen und Ausführungen in der ganzen Publikation beherrschend. Und gerade dieser Prälat stammte vom Bodensee, nämlich von Überlingen. So bildet diese Veröffentlichung auch einen Beitrag zur Geschichte dieser ehemaligen freien Reichsstadt, besonders gilt dies von Anmerkung 65 auf Seite 41.

Die Aufmachung des Buches sucht ihresgleichen in der Wiedergabe der Farb- und Schwarzweißbilder, der Stiche einzelner mit Roggenburg zusammenhängender Abteien aus den Annalen von Charles L. Hugo (1734–1736), die heute noch in Weissenau liegen. Lebendig und abwechslungsreich wirkt die Aufgliederung der Publikation für das Auge. Neu ist dabei, daß die Anmerkungen nicht unter, sondern hauptsächlich neben dem Text stehen, und immer wieder andere Vignetten, Veduten oder Titelseiten von Büchern geboten werden. Man darf Verleger und Verfasser nur wünschen, daß beide spirituell und finanziell auf ihre Rechnung kommen.

Gebhard Spahr O.S.B.

KARL HEINZ BURMEISTER und WERNER DOBRAS, *Die Wiegendrucke der Ehemals Reichsstädtischen Bibliothek Lindau*. Sigmaringen, Thorbecke, 1976.

Seinen in den vergangenen Jahren erschienenen Werken zur Humanismus-Forschung hat Karl Heinz Burmeister, Landesarchivar in Bregenz, in Zusammenarbeit mit Werner Dobras, Stadtarchivar in Lindau, eine weitere Arbeit hinzugefügt: „Die Wiegendrucke der Ehemals Reichsstädtischen Bibliothek Lindau“. Er legt damit ein Werk vor, das von der Bedeutung der in jenem Zeitalter entstandenen Bürgerbibliotheken kündigt und einen wesentlichen Beitrag zur Bildungs- und Bibliotheksgeschichte im Bodenseeraum darstellt.

Die in materieller wie in bibliophiler Hinsicht bedeutende Inkunabelsammlung der Lindauer Bibliothek bewog die Verfasser, die Bestände nicht nur bibliothekswissenschaftlich zu verzeichnen, sondern – oder vor allem – in der Erfassung auch alle handschriftlichen Vermerke und Marginalien zu berücksichtigen, auf Urkundenfragmente hinzuweisen, die als Makulatur verwendet worden waren, den Band mit aufschlußreichen Registern und Konkordanzen auszustatten und schließlich die Buchkunst durch reiche Illustrationen sichtbar werden zu lassen. Die bibliographischen Beschreibungen sind allerdings nicht mit jener Ausführlichkeit behandelt, wie sie Burmeister in seinen Büchern über Sebastian Münster, Georg Joachim Rheticus und Achilles Pirmin Gasser gegeben hat.

Dieses „Verzeichnis der Wiegendrucke“ schließt sich würdig an die in letzter Zeit erschienenen Publikationen von Humanistenbibliotheken an und vermittelt ein faszinierendes Bild des geistigen Lebens im ausgehenden 15. Jahrhundert. *Helen Thurnheer*

PETER-JOHANNES SCHULER, *Südwestdeutsche Notarszeichen*. Mit einer Einleitung über die Geschichte des Notarszeichens (= Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen 22), Sigmaringen, Jan Thorbecke Verlag, 1976, 228 S. mit 14 Abb. im Text und 860 Abb. von Signeten auf 146 Tafeln.

Die vorliegende Monographie über die südwestdeutschen Notarszeichen steht in engem Zusammenhang mit zwei weiteren Studien von Peter-Johannes Schuler über das Notariatswesen: „Die Notare Südwestdeutschlands. Ein biographisches Verzeichnis von 1300 bis ca. 1512“ und „Geschichte des Südwestdeutschen Notariats. Von seinen Anfängen bis zur Reichsnotariatsordnung von 1512“, die beide in Kürze erscheinen werden. Somit verfolgt dieser Abbildungsband einerseits den Zweck, diese übrigen Arbeiten zu entlasten, andererseits kommt ihm aber gleichwohl eine eigenständige Bedeutung zu, die vor allem darin zu sehen ist, daß eine so umfassende Arbeit über das Notarszeichen bisher fehlt und dieser Mangel, nicht zuletzt vom hilfswissenschaftlichen Standpunkt, sehr beklagt werden mußte.

Das Notarszeichen ist das charakteristische äußere Merkmal der Urkundengattung des Notariatsinstruments. Mit seiner persönlichen Unterschrift setzte der Notar sein authentisches Signet auf die Urkunde, die damit ihre rechtsbegründende Gültigkeit er-

langte. Nach einem Bericht über den Forschungsstand und einer Untersuchung dieser rechtlichen Funktion des Notarszeichens geht Schuler auf die Entstehung des Notarszeichens ein, dessen Anfänge in Italien und Südfrankreich liegen, während sie im deutschen Rechtsbereich erst sehr spät, ab der Mitte der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, bekannt zu werden beginnen, als mit dem Offizialat das öffentliche Notariat übernommen wurde. Das früheste deutsche Signet ist das des Kölner Notars Theodoricus de Colonia dictus Porta aus dem Jahre 1279. Das deutsche Signet läßt sich auf italienische und französische Einflüsse zurückführen. In seinen Formen und Bildinhalten herrschen christliche Symbole vor, wir treffen aber auch auf weltliche Herrschaftszeichen, auf das sogenannte redende Signet (z. B. Monogramme des Namens des Notars, Hausmarken, Familienwappen), auf Darstellungen von Menschen, Tieren und Pflanzen, auf magische Symbole (z. B. Pentagramm) und auf phantastische Ornamente. Mit dieser Gliederung wird erstmals ein Versuch unternommen, die Signete von ihrer Form her zu systematisieren, was auf dem Wege, Möglichkeiten zu einer Beschreibung der Notarszeichen in Urkundeneditionen zu finden, durchaus eine Hilfe sein kann. Den Signetafeln ist ein alphabetisches Register der Notare vorangestellt, das neben den wichtigsten biographischen Angaben über die Stellung des Notars und seine Autorisation Hinweise auf den Fundort und das Datum des Signets enthält. Das Buch gewinnt dadurch großen praktischen Wert, der aber durch die künftigen Arbeiten Schulers noch wesentlich gesteigert werden dürfte. Diese grundsätzliche Bedeutung geht nicht dadurch verloren, daß eine Vollständigkeit nicht angestrebt wurde; die Kenntnis des deutschen Notariats ist mit diesem Buch in jedem Falle wesentlich vertieft worden. Es ist deshalb nicht als eine Kritik, sondern lediglich als eine Ergänzung des Registers zu verstehen, wenn hier im folgenden auf einige zusätzliche Signete hingewiesen wird, die sich – in Original oder Kopie – im Vorarlberger Landesarchiv in Bregenz befinden: Johannes Beck von Leutkirch, 1501; Henricus Bollo de Hechingen, 1399; Petrus Kemmerer von Mainz, 1524; Lucius Krayner, Churer Bsm., 1504; Johannes Kramer, Schreiber des Klosters Weingarten, 1533; Ulrich Culman aus Feldkirch, 1439; Johannes Guffer, Mainzer Bsm., 1423; Bartholomäus Günther von Koblenz, 1437; Petrus Jäger von Obersunthofen, 1485; Konrad Rot von Leutkirch, 1480; Lubbert Rothart, Paderborner Bsm., 1433; Ulricus Rud, Konstanzer Bsm., 1432; Ludwig Schreiber von Balgach (Rheintal), 1477; Johannes Schwicker, Konstanzer Bsm., 1495; Johannes Styrrer, Bsm Aquileja, 1417.

Karl Heinz Burmeister

HANS-GÜNTHER BÄURER, *Brunnenheilige im Narrenhäus – Narrenbrunnen und närrisches Wasserbrauchtum einst und heute*. Mit einem Vorwort von Wilhelm Kutter. Gleichzeitig Band 3 der Allgemeinen Schriftenreihe der Vereinigung schwäbisch-alemannischer Narrenzünfte, herausgegeben von Wilhelm Kutter, Verlag des Südkurier Konstanz, 1977. 204 S. mit 17 mehrfarbigen und 28 einfarbigen Abbildungen, gebunden, DM 29,50.

Überall im schwäbisch-alemannischen Raum schießen sie wie Pilze aus dem Boden: Narrenbrunnen, die den Gedanken an die Fasnacht und an Fasnachtsbrauchtum nicht nur auf die wenigen Wochen des Vorfrühlings beschränken, wenn die Narren durch die Straßen ziehen und ernsthaft ihrem heiteren Gewerbe nachgehen. Das ganze Jahr hindurch vielmehr sind sie im Blick der Bewohner und der Fremden. Groß und klein wird magisch vom Plätschern des Wassers angezogen, und unter den Augen der Narrengestalt, die den Brunnen krönt, spielen Kinder, sonnen sich die Alten, geht das Leben und Treiben der Gemeinde vor sich.

Nun wird mit Hans-Günther Bäumers Veröffentlichung „Brunnenheilige im Narrenhäus“ deutlich, welch besonderes kultur- und heimatgeschichtliches Gewicht diese Narrenbrunnen heute schon haben. Denn Bäumers Buch, soeben im Verlag des Südkurier Konstanz erschienen (204 Seiten, 45 Abbildungen, 29,50 DM), stellt diese Brunnen in das weite Feld des fasnächtlichen Brauchtums.

Bisher ist zu diesem Thema noch kein Buch erschienen, und als Hans-Günther Bäurer 1974 in der „Narrenzeitung der Narrenvereinigung Hegau-Bodensee“ einen Aufsatz über Brunnen mit schwäbisch-alemannischen Fasnachtsgestalten veröffentlichte, war

damit der Anstoß zu einer umfassenderen kulturhistorischen Betrachtung des Phänomens der Narrenbrunnen gegeben.

Der Narrenbrunnen ist, so seltsam es scheinen mag, ein Kind unseres Jahrhunderts. Erst in den letzten Jahrzehnten kam er landauf, landab so recht zu Ehren. Hans-Günther Bäurer muß in seinem Buch bis Ettligen vor den Toren von Karlsruhe gehen, um einen ganz alten Narrenbrunnen präsentieren zu können. Es soll sich hierbei um das Abbild des Hofnarren Hans handeln, der ein berühmter Vertreter seiner Zunft beim Markgrafen Philipp von Baden war. Der Brunnen wurde 1549 aufgestellt.

Ansonsten steht der älteste Narrenbrunnen Südwestdeutschlands, der zudem noch eine direkte Beziehung zur Fasnacht hat, in Donaueschingen (1913), wenn man darüber hinwegsieht, daß die heutige Plastik ein Ersatz für das 1938 von Betrunknen sinnlos zerstörte alte Original wurde. Aber auch die Ettliger Brunnenfigur ist eine Kopie, das Original stellte man sicher, und so geht es also auch den Narren wie den Heiligen, die jahrhundertlang die Brunnen schmückten: Sie sind gefährdet.

Villingen, Überlingen, Möhringen, Hüfingen, Konstanz, Säckingen, Stockach – nein – aufzählen kann man die Orte hier alle gar nicht, die einen Narrenbrunnen haben. In Hans-Günther Bäurers Buch sind sie nahezu ausnahmslos beschrieben, ein jeder wird im Bild vorgestellt, 44 an der Zahl, und geordnet sind sie nach neun Fasnachtslandschaften: Oberrhein, Schwarzwald, Hochrhein, Baar, Neckar-Alb, Donau, Oberschwaben-Allgäu, Bodensee-Linzgau und Hegau. Ein buntes Stelldichein der Narro, Hansele, Blätzlebuben, Hexen – „Heilige und Unheilige im Narrenhäs“ in Bronze, Holz und Stein.

Ein jeder Brunnen hat seine Geschichte, und die erfährt man in diesem Buch. Und eine jede Figur gibt Anlaß, über das Fasnachtsbrauchtum des Ortes nachzudenken, in dem sie steht. So wird Hans-Günther Bäurers Buch „Brunnenheilige im Narrenhäs“ unvermittelt zu einem Kompendium der Narrenbräuche unserer Landschaft.

Seinem unmittelbaren Thema widmet er dazu noch eine inhaltsreiche Einleitung, die den Bezug des Narren und des Nürrischen zum feuchten Element herstellt. Brauchtum wird aufgeblättert, Vielfältiges kommt zur Sprache von nürrischen Riten, die Wasser oder gar den Brunnen zum Mittelpunkt haben. Und vorweggestellt ist dem allen ein Vorwort von Wilhelm Kutter, der die schwäbisch-alemannische Fasnacht seit so vielen Jahren mit seinen Veröffentlichungen begleitet. Egon Treppmann

THOMAS J. STUMP, *Mit Stift und Zirkel, Gabriel Bucelinus (1599–1681) als Zeichner und Kartograph, Architekt und Kunstfreund*, Band 26 der Bodensee-Bibliothek, Sigmaringen, Jan Thorbecke, 1976. 140 Seiten mit 68 Abbildungen, darunter 9 farbige. Subskriptionspreis für Bezieher der Bodensee-Bibliothek DM 28,-, sonst DM 32,-.

Die Publikation zeichnet sich ob ihrer vornehmen Aufmachung aus. Dies gilt vor allem für das Schutzumschlagbild der ursprünglich alten romanischen Klosteranlage Weingartens. Die Aufnahme wirkt besser als im Original, das ja längere Zeit anlässlich der Ausstellung „900 Jahre Abtei Weingarten 1056–1956“ in den Räumen der Pädagogischen Hochschule zu sehen war.

Dankbar ist man dem Verfasser, daß er nicht bloß auf die Bilder hinweist, sondern auch auf sie eingeht, z. B. S. 78 Otto, Herr des Linzgaus, Gründer des Klosters Hofen, wird nämlich als Valentin Bucelin dargestellt, und Welf VII. bzw. VI. als Johann Jakob Butzlin, Vater Bucelins (S. 80), oder ein Page mit Schild hält das Wappen der Bucelini.

Karten von Oberschwaben, vom Bodensee und Zehntamt Bodnegg u. a. beleuchten die nähere Umgebung der Heimat und Wahlheimat Bucelins, der in Diessenhofen geboren, zu Rheinau, Konstanz und Weingarten aufwuchs und hier wie vor allem in Feldkirch als Benediktiner lebte (1599–1681). Man kann auch die Aufenthaltsorte der Flüchtlingsjahre P. Gabriels während und nach dem Dreißigjährigen Krieg ersuchen aus den Karten von Kärnten und Venetien, den gemalten Aufrissen oder Zeichnungen der Benediktinerabteien oder Priorate Rheinau, Muri, Marienberg bei Rorschach, Einsiedeln, St. Peter im Schwarzwald, St. Ulrich, Petershausen, Weingarten, Weissenau, Hofen, Bregenz-Mehrerau, der Vogtei Hagnau, des Hofgutes Halmnau, von Bad Siebers bei Lindau, des Liebfrauenmünsters und Chorherrenstifts Radolfzell. Venedig, Monte Cassino, Bayerisch Schwaben, Bayern, Wien u. a. treten in Erscheinung. Es wären auch

Bilder aus Frankreich vorhanden, auf deren Wiedergabe Verfasser und Verlag verzichteten wegen schon anderweitiger Darbietung.

Der Text ist flüssig geschrieben und darum angenehm zu lesen. Auch Kritik läßt der Verfasser walten, wenn er z. B. nachweist, daß Bucelin verschiedentlich gezeichnete oder gemalte Anlagen in seinem Sinne umdeutete, so wie er sie gerne gesehen hätte. Auch zieht Stump das heiße Eisen der genealogischen Forschungen Bucelins nicht in seine Betrachtungen ein, hingegen erfährt man vieles von den äußeren Lebensschicksalen des Weingartener Mönches und Priors von St. Johann in Feldkirch. Interessant erscheint auch der Hinweis auf das gespannte Verhältnis zwischen Michael I. Beer und Bucelin. Gerade das bietet einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der Vorarlberger Barockbaumeister.

Über diesem Lobenswerten dürften auch einige kleine Fragen oder Hinweise zur Publikation des bekannten Weingartener Verfassers gestattet sein. Gerne hätte man nämlich mehr über das Prachtwappen des Klosters Weingarten um 1628 (S. 77) erfahren, z. B. über die dargestellten Herrschaften, zumal es bisher meistens in der Literatur im Zusammenhang mit der Kartusche über dem Hauptportal der Basilika hieß, jene sei eine Invention von Frisoni. Nun läßt sich dies beinahe 100 Jahre vorher nachweisen, da es nämlich seit Maximilian I., Karl V. bzw. Ferdinand I. aufgrund besonderer Privilegien erlaubt war, neben dem persönlichen Wappen auch das der einzelnen Besitzungen zu führen. Auch das Bild von Hagnau (S. 111) wäre einer Deutung wert gewesen, z. B. nur wegen der Erwähnung des Palatinats. Darüber hätten vielleicht Bestände aus dem Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien Aufschluß geben können. Dankbar wäre man dem Verfasser gewesen, wenn er bisweilen neueste Literatur benutzt oder wenigstens erwähnt hätte, z. B. für Hofen den Beitrag in: *Germania Benedictina* Band V, Baden-Württemberg, hinsichtlich der Eltern St. Konrads das Freiburger Diözesan-Archiv 1975, worin gerade für Stump Stellung bezogen wird; Studien und Mitteilungen OSB, Band 83, Jahrgang 1972, Heft I-II, S. 291-337, wegen der Schwäbischen Benediktiner-Kongregation, es entspricht nämlich nicht ganz den Tatsachen, daß die Äbte von Weingarten stets Praesides waren. Das Bild des damaligen Bischofs von Konstanz, eines Grafen von Waldburg, der trotz seiner benediktinischen Erziehung in Weingarten nicht zuletzt seinen Zorn über einen der bedeutendsten Repräsentanten der oberschwäbischen Benediktiner-Kongregation, P. Roman Hay aus Ochsenhausen, ausgoß, erfährt hiermit eine Korrektur. Bucelins Tätigkeit zu St. Gallen wollte sich nach dem vorhandenen Schriftwechsel auch auf die Erstellung und Planung einer Muttergottesstatue ähnlich wie in Konstanz und Ochsenhausen erstrecken (vgl. die Briefe Bucelins im Stiftarchiv St. Gallen und Band 101 Briefwechsel Bucelins mit Abt Jodok von Pfäfers). S. 60 möchte man statt Lichtenfeld eher Lilienfeld lesen, ein Zisterzienserkloster, das besonders durch die jüngst erfolgte Babenberger Ausstellung bekannt wurde. Der Beitrag über „Die Kunstsammlung Bucelins“ erfährt durch die Publikation „Die Basilika Weingarten“ eine wertvolle Bereicherung dank der Abbildungen der von Stump erwähnten Gemälde, dessen Forschung übrigens hier miteinbezogen wurde.

Das Werk des gut ausgewiesenen Weingartener Historikers Pater Thomas J. Stump O.S.B. ist trotz kleinerer Aussetzungen und Wünsche aller Beachtung wert für die Geschichte des Bodenseegebietes, aber auch West- und Südeuropas. *Gebhard Spahr O.S.B.*

MARTIN HESSE, *Besuch bei Hermann Hesse, Bilder aus Montagnola*. 3. erweiterte Auflage, Rosgarten-Verlag Konstanz, 1976. 36 Seiten mit 30 Fotos und 1 Faksimilehandschrift, Text von Bernhard Zeller, farb. Broschur, DM 13,50.

Martin Hesse wurde als dritter Sohn von Hermann Hesse auf der Höri geboren, wo Hermann Hesse damals seinen Wohnsitz hatte. Die Neuauflage erfolgte aus Anlaß des im Jahre 1977 zu begehenden 100. Geburtstages von Hermann Hesse.

WERNER DEPERT, *Mit Dampfmaschine und Schaufelrad – Die Dampfschiffahrt auf dem Bodensee 1817–1867*, Verlag Friedrich Stadler, Konstanz, 1975.

Im Jahr 1975 hat der mit wachsendem Erfolg um die literarisch-illustrative Erschließung



des Bodenseeraumes bemühte Verlag Stadler einen von neuem das Interesse der Bodenseefreunde in Anspruch nehmenden Band herausgebracht: Eine von den ersten Anfängen bis zum weithin bedauerten Ende reichende Geschichte der eigentlichen Dampfschiffahrt auf dem See, die auch deren „Vor- und Frühgeschichte“, das (nicht-sportliche) Segelschiffwesen, berücksichtigt und vor allem durch eine Unzahl von Illustrationen aus teilweise entlegenen Quellen besticht.

Diese sind zwar nicht in jedem Falle einzeln aufgeführt, aber in einer kurzen Dankadresse am Anfang und einem kleinen Verzeichnis am Schluß angedeutet. Dasjenige über das zitierte Schrifttum läßt eine wichtige Arbeit in zwei Bänden sowie eine Art Bibel vermessen, die Deppert jedoch bekannt sein mußten: Friedrich Pernwerth von Bärnstein, „Die Dampfschiffahrt auf dem Bodensee und ihre geschichtliche Entwicklung“ in den „Wirtschafts- und Verwaltungsstudien“ von Prof. Schanz, Leipzig (Deichert), 1905 bzw. 06, und das mehr für die Hand des flüchtigen Gastes gedachte Heft von Walter Widmann „Was weißt du vom Bodensee?“, Stuttgart (Franckh), 1953, das auf dem eingehafteten Beiblatt ein ebenso deutliches und sogar mit Erläuterungen versehenes Foto der öberbestückten Kurbel der Dampfmaschine darbietet wie das besprochene Buch auf seiner Seite 117. – Pro domo muß der Bodenseegeschichtsverein das Fehlen einer Erwähnung der Arbeiten von Max Messerschmid über den Friedrichshafener Fährebetrieb und über das Dampfschiff „Wilhelm“ (Schr VG Bodensee 87 und 93) beanstanden.

Der Autor erwähnt immer wieder die sich stetig steigenden PS-Zahlen der Schiffsmaschinen, geht aber nicht so sehr ins technische Detail. – Was den zweiten Teil des Buchtitels anlangt, so hat der Verfasser eine für ihre Zeit bewundernswerte Erfindung nicht übersehen: Den Exzenter auf der Welle des Schaufelrades, der dessen Blätter so eintauchen ließ, daß ein möglichst wirtschaftlicher Vortrieb gewährleistet war. Auf Seite 14 ist diese Konstruktion kurz beschrieben, auf Seite 130 schematisch dargestellt; wer Sinn für Kinematik besitzt, kann sich daran den Vorgang verdeutlichen, dessen Umkehrung beim Rückwärtslauf der Maschine jenen Gischt erzeugte, der das Entzücken vor allem der jugendlichen Fahrgäste beim Anlegen der Schiffe bildete.

Unbeschadet seines technischen Titels liegt das Schwergewicht des Buches im historischen Teil. Zu bedauern ist das Fehlen eines Porträts des Spiritus rector, Joh. Friedr. Cotta. Deppert hat sich auch mit Themen beschäftigt, die man in diesem Rahmen kaum erwartet, so mit Bodenseeschiffpost und Philatelie. Hierzu gibt es wertvolle Hinweise, auch in Form von Abbildungen.

Da das Stichwort „Abbildungen“ zum zweitenmal fällt: Das Lob in bezug auf Reichhaltigkeit und – was angesichts häufig vergilbter Vorlagen besonders ins Gewicht fällt – Wiedergabe kann gar nicht hoch genug angesetzt werden. Mit Ausnahme der württembergischen Königsjacht „Kondwiramur“ sind sicher alle Dampfschiffe vertreten, die jemals auf dem Bodensee kreuzten. Namensmäßig das Gegenstück zu ihr (die nach der Gemahlin Parzivals hieß) war die nach der nordischen Götterbotin benannte „Gna“, von der Deppert (auf Seite 55) behauptet, man kenne weder den Eigner noch den Heimathafen. Richtigerweise steht auf Seite 142, man sehe das Schiff immer in Verbindung mit einem Wetterballon. Das auch im Literaturverzeichnis erwähnte Buch von Dr. Hutter – in der Tettnanger Oberamtsbeschreibung von 1915 ist unter Friedrichshafen von der „windschnellen ‚Gna‘“ die Rede – nennt Dr. Huß als Urheber der dortigen Aufnahme. Das 1908 in Dienst gestellte Schiff diente nach Mitteilung von Dr. Huß meteorologischen Beobachtungen für die sog. Drachenstation in Friedrichshafen. Eignerin war ein Konsortium der an den Bodensee grenzenden deutschen Gliedstaaten unter Beteiligung des Reiches (für das ebenfalls an den Ergebnissen interessierte Elsaß-Lothringen) und unter Federführung Württembergs. Dabei blieb es auch nach dem Verlust der „Reichslande“; für Württemberg war das Statistische Landesamt zuständig, nach 1933 das neugegründete Reichs-Luftfahrtministerium. Beim Fliegerangriff auf Friedrichshafen am 28. 4. 1944 erhielt die „Gna“ über der Wasserlinie ein Leck infolge eines Bombensplitters, das sich beim Abgeschleptwerden durch die ein Jahr später einmarschierten Franzosen dahin auswirkte, daß sie vor der in Aussicht genommenen Reparatur (in der Krefßbronner Werft) erst einmal unterging. Schließlich ereilte auch sie das Schicksal des Abgewracktwerdens.

Daß bei der Fülle des Dargebotenen auch ausgesprochene Flüchtigkeitsfehler nicht ausbleiben konnten, liegt auf der Hand: Auf Seite 63 ist eine „Königin Wilhelmine“



aufgeführt. Weil es eine solche im Hause Württemberg nie gab, kann es auch kein Schiff dieses Namens gegeben haben, vielmehr handelt es sich um den Dampfer „König Wilhelm“, mit dem noch ein weiterer Irrtum im Zusammenhang steht: Auf Seite 106 ist er vor dem Friedrichshafener Hafengebäude abgebildet. Da dieser erst 1933 fertiggestellt war, ist die Jahreszahl 1901 völlig unmöglich. Die Aufnahme schräg darüber zeigt die „Königin Charlotte“ vor dem Salzstadel, ebenfalls in Friedrichshafen.

Zu den Abbildungen zählen nicht nur die überwältigend vielen untrüglichen Fotos, sondern auch, teilweise künstlerisch hochstehende, Schiffs- und Seedarstellungen aus älterer Zeit, nicht zuletzt aber die farbenfrohen geometrischen Ansichten vieler Dampfer mit einer teilweise phantastischen Beflaggung. So konnte die „Stadt Überlingen“ (Umschlagbild und Seite 64) die schwarz-weiß-rote Heck- und die gelb-rot-gelbe badi-sche Bugfahne nur zwischen dem 30. 1. 1933 (Ächtung der schwarz-rot-goldenen Reichs-farben) und dem gleichen Tage des Jahres 1934 (Abschaffung der Landesflaggen) führen; die „Stadt Schaffhausen“ (Seite 98) trägt im Heck eine Art Danebrog, den Vorläufer des Schweizer Kreuzes mit verkürzten Armen, die über die Toppen bewimpelte „Kaiser Wilhelm“ (Seite 112) – um damit die Beispiele der an die Grenzen heraldischer Korrektheit stoßenden Darstellungen zu beenden – führt im Heck die damalige Reichsbehördenflagge, die aber auch etwas anders aussah, wie das unbeschriftete Foto auf Seite 107 beweist.

Als besondere, wenngleich im Grunde recht bittere, „Leckerbissen“ darf ich wohl die textliche und bildliche Schilderung der Unfälle auf dem See sowie des betrüblichen Endes der „Helvetia“ und der „Säntis“ hervorheben, die von den Schweizern versenkt wurden. Dem flüssig, manchmal sogar spannend geschriebenen Werk, das einen Markstein in der Geschichte des Bodensees nicht nur behandelt, sondern selbst gesetzt hat, möchte man weite Verbreitung wünschen.

Alexander Allwang

OTTO MALLAUN, *Bodensee-Handbuch*, bearbeitet von Theo R. Lindner, überarbeitete Neuauflage 1976 mit neuer Internationaler Schifffahrtsordnung, Rosgarten-Verlag Konstanz Friedrich & Co.

Die 10. Auflage dieses bewährten Handbuches erschien im Sommer 1976; die endlich gefundene Übereinstimmung der Bodensee-Anliegerstaaten bezüglich einer einheitlichen Bodensee-Schifffahrtsordnung (BSO) machte noch im selben Jahr die umgehende Überarbeitung notwendig, um dem „Mallaun“ sein Selbstverständnis als aktuell informierender Wegweiser vornehmlich für „Schiffsführer, Segler, Motorbootfahrer und Ruderer“ zu erhalten. Dementsprechend ist der Kern der Überarbeitung die Darstellung der zum 1. 4. 1976 in Kraft getretenen gesetzlichen Regelung des Schifffahrtsverkehrs auf dem Bodensee, dem Untersee und Rhein.

Hervorzuheben ist dabei die äußerst übersichtliche und verständliche Erläuterung des in seiner Originalfassung für den juristischen Laien – und die überwiegende Mehrzahl der Bodensee-Wassersportler dürfte dies sein – nicht einfachen Gesetzestextes. Die redaktionelle Sorgfalt gerade am Beginn von zum Teil gänzlich geänderten Vorschriften ist Beweis für Sachverstand und Aktualität, wie sie vom traditionellen Benutzerkreis des „Mallaun“ vorausgesetzt werden. Es war deshalb unverzichtbar, die neuen Zeichen in Farbe wiederzugeben. Solchermaßen abgerundet hat die vorliegende Ausgabe es erreicht, die gesetzlichen Neuerungen unmittelbar aufzunehmen und mit dem vertretbaren Umfang an Erläuterungen sich zu bescheiden.

Indes hat auch die neueste Ausgabe es noch nicht vermocht, den Anregungen früherer Besprechungen in den Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung in vollem Umfang zu folgen; zu dürftig erscheint der textliche Hinweis, der noch nicht einmal die vollständige Anschrift des Vereins wiedergibt, geschweige das Gründungsjahr und die Breite seiner Arbeit. Dieser subjektiv gefärbte Mangel wird durch wenige Hinweise auf Charakteristika des ansonsten mit Akribie durchgeführten Streckenführers an den Dreiländerufern objektiviert. So fällt auf, daß etwa die Zufahrt zum Jachthafen Halttau (S. 136) als von einer Sondergenehmigung abhängig bezeichnet wird, was den tatsächlichen Verhältnissen seit mehreren Jahren nicht mehr entspricht.

Im Hafenplan von Uhldingen (S. 139) vermißt man, was ansonsten konsequent durch-

gehalten wird: die graphische Notiz der vorhandenen Bootsliegplätze und die vor wenigen Jahren erbaute Grenzmauer vor dem Hafen. Unverzeihlich auch der fehlende Hinweis bei der Streckenführung im Überlinger See auf die Birnau, die nun wahrhaftig als Peilpunkt ebenso markant hervortritt wie als kulturelle Manifestation.

Kein Zweifel, daß der „Mallaun“ in keiner je erscheinenden Ausgabe wird alle Anregungen berücksichtigen können. Aber bei der ansonsten aufgewendeten Detailliebe fallen solche „Ausfälle“ eben härter auf.

Besondere Aufmerksamkeit fand bei der Durchsicht die Rubrik „Erdkunde“ der Seiten 13 bis 19. Gerade die historisch Interessierten wird es erfreuen, daß die Namen des Rheins wie auch des Rheinsees in Vergangenheit und Gegenwart in keltischer, lateinischer, alemannischer und romanischer Schreibweise aufgeführt sind. Wohltuend auch der Hinweis in der Allgemeineinführung „Der Bodensee“ auf die vielfältigen geschichtlichen und kulturellen Bezüge dieser Region auf den Seiten 11/12. Als Anregung mag verstanden werden, daß es auch dem „Mallaun“ als in seiner Eigenart einziger Darstellung vom Bodensee und seinen vielen Bezugspunkten der Natur, Kultur und Geographie bereichernd ankäme, historische Bezüge in der angezeigten Knappheit ein wenig zu vertiefen.

Eine Novität bedeutet die Ausführung zur Meereshöhe auf Seite 15. Die Meereshöhe wird von den Staaten in der Weise berechnet, daß sie den ihnen am nächsten liegenden Meeresspiegel als Landeshorizont zugrunde legen. Österreich zieht somit den Mittelwasserstand der Adria in Triest heran, die Schweiz den des Mittelmeeres in Marseille, Deutschland hat sein Normal-Null (NN) nach dem Pegel Amsterdams ausgerichtet.

Die Meereshöhenbestimmung des Niederwassers ergibt dementsprechend Unterschiede. Nach den neuesten Messungen ergibt sich, daß der Landeshorizont der Schweiz um 7 cm niedriger als der österreichische liegt, der deutsche um 32 cm höher als der Schweizer und 25 cm höher als der österreichische. Bei der Prüfung für das Bodensee-Schifferpatent, in der vorliegenden Ausgabe bei den relevanten Punkten mit dem Hinweis „(p)“ versehen, mag diese neueste Erkenntnis so nicht verlangt werden, da dort die Kenntnis der allgemeinen Niedrigwasserstände vollauf genügt.

Für den mit der Materie vertrauten Bodenseehasen sind solche Erkenntnisse dankbar aufgenommene Information. Ohnehin gilt für die Neubearbeitung des „Mallaun“, daß das Understatement in sympathischer Weise geübt wird: Nicht nur für „Schiffsführer, Segler, Motorbootfahrer und Ruderer“ ist er Notwendigkeit und Arbeitswerkzeug, sondern darüber hinaus für alle Bodenseebegeisterten, Bodenseeliebhaber und solche, die es werden wollen, der vielfältigste und „tiefgängigste“ Einstieg zu einer Region und ihren Ausprägungen, wenn man gewillt ist, gegen den Strom einer vordergründigen Touristikliteratur zu schwimmen.

Johannes Diether Gmeiner

HANS SIMON, *Das Herz unserer Städte*, Band IV: *Handzeichnungen alemannischer Stadtzentren des Mittelalters*. Verlag Richard Bacht GmbH, Essen, 1975. DM 48,-.

Als 4. Band der von der Deutschen Akademie für Städtebau und Landesplanung herausgegebenen Buchreihe „Das Herz unserer Städte“ erschien 1975 ein Skizzenbuch mittelalterlicher Stadtzentren im alemannischen Raum.

„Unsere gegenwärtige Gesellschaftsordnung hat viele Berührungspunkte mit der freiheitlichen Sozialverfassung der damaligen (gemeint ist: der mittelalterlichen) Zeit. Auch in künstlerischer Beziehung gibt es Parallelen zu den Gestaltungsprinzipien der mittelalterlichen Welt“, so schreibt der Verfasser dieses schönen Skizzenbuches, Hans Simon. Er will anhand mehrerer Beispiele den Blick für die Qualität der alten Städte und damit zugleich für eine vernünftige und weitsichtige Städteplanung schärfen. Daß dies mehr als nötig ist, ist uns allen bekannt. Die alten Städte sind zumindest bis vor kurzem mehr gefährdet gewesen als im 2. Weltkrieg. Hatte man doch noch bis vor wenigen Jahren (und in einigen Köpfen spukt dieser Gedanke wohl immer noch herum) nur Einzelobjekten Denkmalschutz angeeihen lassen, sind sich doch erst in jüngster Zeit die Denkmalschützer darin einig geworden, daß auch gerade dem Ensemble, also ganzen Städten oder Stadtteilen, jeder Schutz gewährt werden müsse. Unsicherheit aber herrscht auch heute noch in der Beurteilung vergangener Leistungen. Aber mit der Erhaltung allein ist es, auch das hat inzwischen die Erfahrung gelehrt, nicht getan. Es gilt heute

das Erhaltene mit Leben zu erfüllen. Nur so wird der viel gerühmte „Zahn der Zeit“ verhältnismäßig spurlos an den Altertümern vorbeigehen. Auf all diese Probleme macht Hans Simon seine Leser aufmerksam. Die zahlreichen aquarellierten Zeichnungen tragen dazu bei, das Buch auch allein als Augenweide gelten zu lassen. Aus dem Einzugsbereich des Bodenseegebietes sind hier abgebildet: Biberach, Isny, Wangen, Leutkirch, Feldkirch, Lindau, Ravensburg, Überlingen, Konstanz, Meersburg, Basel, Stein a. Rhein, Rheinfelden und Zürich. Der Verfasser sei jedoch darauf aufmerksam gemacht, daß die beiden Kirchtürme in Lindau seit zweihundert Jahren Zwiebeltürmchen aufgesetzt erhalten haben. Sicher aber werden seine Schaubilder der „Märkte und Kirchplätze“, die ja immer ganz besonders ein Stadtbild prägen, das Buch Besitz eines jeden Heimatpflegers, Denkmalsschützers, aber auch eines heimatverbundenen Amateurs werden lassen.

Werner Dobras

CHRISTOF SPULER und WERNER DOBRAS, *Lindau in alten Ansichten*. Europäische Bibliothek, Zaltbommel (Niederlande) 1976, 100 Abb. mit Textbeschreibung.

Für den Kenner des bewährten Buches von Max Schefold, „Die Bodenseelandschaft, Alte Ansichten und Schilderungen“ (2. Auflage 1970) oder des von W. Ricklinger bearbeiteten Bildheftes „Lindau im Bodensee, Graphik aus vier Jahrhunderten“ (4. Auflage 1972) mag der Titel „Lindau in alten Ansichten“ etwas irreführend sein; denn es sind nicht die alten Ansichten schlechthin, die hier präsentiert werden, sondern hauptsächlich „Nostalgie“-Photos aus der Zeit von 1860 bis 1930, also das, was nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch der Gattung der „alten Ansichten“ zeitlich folgt. Der Titel muß jedoch in Einheit mit dem Titelbild gesehen werden, der keinen Zweifel über die Art der gebotenen Ansichten läßt. Zugleich zeigt das Titelbild deutlich den Schwerpunkt der 100 Bilder mit den entsprechenden ausführlichen Textschilderungen: es ist die Insel Lindau, ihr Hafen und See.

Der Rahmen ist jedoch weiter gesteckt. Neben den Gesamtansichten, dem Hafen und den Ansichten vom See gelangen zur Darstellung die Hauptstraßen, die Straßen der Inselstadt, Einzeldenkmäler auf der Insel, historische Ereignisse, Einzeldenkmäler auf dem Festland. Es ist den Verfassern nicht nur eine repräsentative Auswahl der Bilder gelungen, die die Einheit von Insel und Festland deutlich vor Augen führt (die Eingemeindungen von 1922 sind denn wohl auch das stadthistorisch bedeutendste Ereignis dieses Zeitraumes gewesen); sie haben vielmehr durch ihre hervorragende Textgestaltung, die sehr geschickt auch (durch besonderen Druck gekennzeichnete) zeitgenössische Zitate einbezieht, ihrer Absicht entsprechend, mehr als ein Bilderbuch zu schaffen, eine kleine Heimatkunde von Lindau vorgelegt, die eine Fülle von Details anbietet, wie man sie von einem Postkartenalbum nicht erwarten würde: der liebe Augustin und Valentin Heider, Dürers Porträt von Oswald Kröl, das Wirken von Hans Holbein in Lindau, der Besuch Montaignes auf der Insel, der soziale Aufstieg des Bündner Schwabengängers Giovanoli, die Anwesenheit Strindbergs, die Seegrörne 1880 und die Schiffskatastrophe der „Austria“ 1887 vor dem Lindauer Hafen.

Nicht nur der Fremde wird dieses Buch gerne als ein Andenken an einen Aufenthalt am Bodensee erwerben, auch der Lindauer, der an Hand dieses Buches durch seine Stadt geht, wird manche überraschende Entdeckung machen und eine tiefere Einsicht in das städtebauliche Werden gewinnen.

In dieser bereits über 1300 Bände umfassenden Reihe ist Lindau als eine der ersten deutschen Städte zum Zuge gekommen. Man würde sich wünschen, daß der Verlag künftig auch die anderen Städte am See in sein Programm einschließt: ähnliche Bände über Bregenz, Konstanz, Meersburg oder Überlingen würden eine begrüßenswerte Bereicherung der Bodenseeliteratur abgeben.

Karl Heinz Burmeister

ALFONS KASPER, *Kunstwanderungen im Herzen Oberschwabens*, Band I: 4., verb. u. erw. Aufl. 1976, 150 S. mit 48 Abb. DM 7,-; Band II: 3., verb. u. erw. Aufl. 1977, 160 S. mit 75 Abb. DM 9,-.

Der in 4. Auflage (25.-30. Tausend) erschienene Band I „Kunstwanderungen im Herzen Oberschwabens“ ist schon im Umfang um mehr als ein Viertel vergrößert und schöpft

nicht nur aus neuen Quellen und Forschungen sowie aus jüngstem Schrifttum, auch über jeden Ort ist die wesentliche Literatur zitiert. An neuen Kirchen werden vorgestellt die in Braunaweiler, Eberhardzell, Reute bei Biberach, an weiteren Kapellen die in Grodt – bei der alten Grodter Kapelle S. Bartholomäus wurde die manieristische Schlitzentrachtgruppe der Dornenkrönung Christi der Buchauer Bildschnitzer-Werkstätte von Hans Grangler (1532/57) zugeschrieben, dessen Sohn der Lehrmeister von Hans Zürn d. Ä. aus Waldsee war. An beispielhaften Renovationen wurden gewürdigt: die der „Schönsten Dorfkirche der Welt“ in Steinhausen von Dominikus Zimmermann, S. Oswald in Otterswang von Jakob Emele, S. Martin in Aulendorf, das neue Biberacher Gemeindehaus mit den aufgedeckten Fresken der Passion Christi aus dem seeschwäbischen Kunstkreis (um 1450) an der Nordwand der oberen gotischen Michaelskapelle. Über die Neu-Ausstattung der kath. Spitalkapelle mit drei Altären von Johann Eucharius Hermann (1712 ff.) und ihre unruhliche Entfernung entlarvt die Kunstpolitik des 19. Jahrhunderts. Der Ausbau des Wieland- und des Braith-Mali-Museums ergänzt den zum Schützenfest 1976 von Konservator Hoffmann, Tübingen, Diemer/Thierer, Biberach, herausgegebenen Katalog „Die Gemälde und Skulpturen bis 1900“. Zugleich wurden die ungeprüft übernommenen falschen Zuschreibungen, wie beispielsweise die von Peter Anstett in „Der Kreis Biberach“ (Konrad Theiss Verlag, Stuttgart und Aalen 1973, 238 ff.) berichtigt: etwa Jakob Emele als Baumeister des Otterswanger Pfarrhauses statt Michael Mohr, dem von Anna Endrich dokumentierten Baumeister der Wuhr-Kapelle in Bad Buchau.

Die 3., verbesserte und erweiterte Auflage von Band II (13. bis 18. Tausend) erläutert die Entwicklungstendenzen des altoberschwäbischen Bauernhauses, die Hochsäulen- und Scheerbaum-Konstruktion, die Differenzen des Flur- zum Giebel-, Küchen- und Mittelstengrundriß. Vom Lageplan des Freilichtmuseums sind bereits an Ort und Stelle: 1. Das Kürbachhaus von 1664/65; 2. Die Zehntscheuer Ströbele aus Fischbach mit steilem Vollwalmdach, „liegendem Stuhl“ um 1760 ff.; 3. Der Kornspeicher vom Hof Spiegler um 1725 mit Wänden aus dicken Bohlen mit „gestrickten“ Eckfugen („schräger Schwalbenschwanz“). Weiter folgen Voggenhaus aus Awengen (Eberhardzell) mit Küche im Giebelfach, Bohlenbalkendecke – als ältestes derzeit bekanntes oberschwäbisches Bauernhaus; 5. Die Hueb aus Zollenreute mit Ständerbohlenbauweise im Erdgeschoß mit Strohdach (17. Jahrhundert) und eingebaute Wohnung für den Betreuer des Freilichtmuseums; 6. Die von Professor Schmid mitgeplanten Sondergebäude wie Backhaus, Mühle mit unterschlächtigem Wasserrad am Krebsgraben.

Des weiteren sind die kunsthistorischen Beschreibungen von Kirchen, historischen Bauten und Einzelkunstwerken gegenüber der Auflage von 1968 ergänzt, neu aufgenommen oder auch entsprechend den Ergebnissen neuester Forschungen berichtigt worden.

WALTER PFLÜGER und HERMANN STRENG, *Schwäbisches Rundwanderbuch*, J. Fink Verlag, Stuttgart, 1968. 2., verbesserte und überarbeitete Auflage 1976, 195 Seiten. DM 13,80.

Was vor einem guten Jahrzehnt noch wenig denkbar war, heute ist es möglich: man stellt seinen Wagen auf einem als Anfang eines Rundwanderweges gekennzeichneten Parkplatz ab, wandert mehr oder weniger lange auf Schusters Rappen und braucht schließlich nicht verwundert zu sein, am Ende doch wieder an seinem Auto anzukommen. Die örtlichen Wandervereine haben sich damit große Verdienste erworben, doch können auch sie mit dem Tempo autowandernder Touristen nicht mithalten und – ganz persönlich gesehen – ein wenig überlaufen sind die gekennzeichneten Rundwanderwege auch schon (was durchaus für die gute Auswahl spricht). Individualisten werden daher das jetzt in Neuauflage erschienene Schwäbische Rundwanderbuch ganz besonders begrüßen, bietet es doch eine Fülle von Wanderungen, die nicht (oder noch nicht) als Rundwanderwege gekennzeichnet, aber doch welche sind.

In der gewohnten Weise der Fink-Wanderbücher auch hier wieder Angaben über Wegstrecke, Gehzeit, sogar Steigung, Einkehrmöglichkeiten und dazu die Wanderwegskizzen. 92 Wandermöglichkeiten werden angeboten, die von größeren Spaziergängen bis zu Tagesausflügen reichen. Ein Vorrat also für fast zwei Jahre, selbst wenn man fast jedes Wochenende zum Wanderstab greift.



Einige der Wanderungen habe ich inzwischen absolviert, etwa die von Wangen nach Neuravensburg oder die durch den Argen- (= Eis-)tobel. Es sind wirklich empfehlenswerte Wanderungen. Ein Fink-Wanderbuch, das in den Bücherschrank – Pardon: Rucksack natürlich – eines jeden Wandervogels gehört. Werner Dobras

WERNER DOBRAS, *Lindauer Wanderbuch, Wanderungen und Spazierwege im Landkreis Lindau*. Verlag Friedrich Stadler, Konstanz, 1977, 84 S. und 8 Bildtafeln, brosch. DM 9,80.

Werner Dobras, dessen Wanderartikel in der Lindauer Zeitung sich seit Jahren großer Beliebtheit erfreuen, legt hier seine reichen Erfahrungen auf diesem Gebiet in einem kleinen und sehr handlichen Wandertaschenbuch nieder, das sich bequem auf den Wanderungen mitführen läßt. Das Wanderbuch bietet 30 Rundwanderungen von verschiedenen Ausgangspunkten im Landkreis Lindau an, ausgehend von einem Bummel durch die Stadt Lindau und endend mit einer 100 km langen Autorundfahrt. Erwähnt seien etwa die Scheidegger Wasserfälle, Schloß Syrgenstein, der Argentobel, der Waldlehrpfad bei Hiltensweiler oder die Rundwanderungen von Opfenbach, Hergensweiler oder Gestratz.

Jeder einzelne Artikel enthält Hinweise über den Ausgangsort der Wanderung, die zu empfehlende Jahreszeit, die Entfernung, die Hin- und Rückfahrtmöglichkeiten vom Standort Lindau sowie den Wanderweg, der im Verlaufe des Artikels präzise beschrieben wird. Außerdem ist durch Symbole auf die Sehenswürdigkeiten hingewiesen. Die einzelnen Vorschläge bieten regelmäßig verschiedene Alternativen an, die es dem Wanderer je nach den persönlichen Wünschen erlauben, den Weg abzukürzen oder auch zu erweitern, so daß auch der eigenen Entdeckerfreude Möglichkeiten geboten sind, wie selbstverständlich diese gesamten Wandervorschläge nur als eine – wenn auch für den Kreis repräsentative – Auswahl zu verstehen sind.

Die im Durchschnitt 10–12 km langen Wanderungen, die nicht selten auch über die Grenzen des Landkreises Lindau hinausführen (Isny, Möggers, Bregenz, Gwiggen, Langenargen u. a.) sind weniger oder zumindest nicht allein dazu bestimmt, Erholung zu bieten, sondern sie verfolgen vielmehr vorrangig den Zweck, dem Wanderer die Geschichte, die Kunstdenkmäler und Naturdenkmäler des Landkreises näherzubringen. Aus diesem Grunde hat der Verfasser der Beschreibung der Kirchen, Klöster, Kapellen und Burgen einen beträchtlichen Umfang eingeräumt und damit erreicht, daß jede Wanderung zugleich zu einem Erlebnis der geschichtlichen Vergangenheit und der kulturellen Sehenswürdigkeiten wird. Wer diese 30 Wanderungen unter der Führung von Werner Dobras tatsächlich erwandert hat, der darf von sich behaupten, daß er den nordöstlichen Teil der Bodenseelandschaft wirklich kennt. Es bleibt daher zu wünschen, daß von diesem Angebot auch ein vielfältiger Gebrauch gemacht werde: die Begegnung mit der Schönheit unserer Landschaft wird immer wieder zum Erlebnis und damit das Wandern, wie Dobras es versteht, als Tätigkeit der Beine ein Zustand der Seele. Für eine Neuauflage des Wanderbuches mag der Wunsch nach einer Übersichtskarte vermerkt sein. Sie würde ebenso notwendig zu diesem Buch gehören wie die mit Sorgfalt ausgewählten und manches Unbekannte bietenden Bilder, bei denen es sich durchweg um eigene Aufnahmen des Verfassers handelt. Besonders dankbar ist man auch für das Ortsregister, das die praktische Benützbarkeit und Nützlichkeit des Buches wesentlich steigert. Karl Heinz Burmeister

EMIL SPIESS, *Mörschwil zwischen Bodensee und St. Gallen. Ein Dorf im Strom der Zeit 760–1900*. 2 Bände. Herausgegeben von der Politischen Gemeinde Mörschwil. 1976.

In breit angelegter Verarbeitung unzähliger Dokumente, die oft im Wortlaut wiedergegeben werden, führt der Verfasser die Geschichte einer Gemeinde des Kantons St. Gallen in Politik, Wirtschaft, Kirche, Schule und Alltag vor. Über die früheste urkundliche Erwähnung hinaus kann eine erste Schenkung von Gütern aus dem Gebiet von Mörschwil an das Kloster St. Gallen bereits für das Jahr 760 erschlossen werden. Von älterer Besiedlung ist kaum etwas bekannt. Wie für so viele Gemeinden der Ostschweiz wurde



die frühe Bindung an das nahe Galluskloster schicksalsbestimmend. Zwar befand sich die werdende Dorfgemeinschaft zwischen St. Gallen und Bodensee im Spannungsfeld sowohl der Abtei als auch des Bistums Konstanz. Aber geographische und wirtschaftliche Gründe haben dazu geführt, daß die Gemeinde, aus alemannischen Einzelhöfen im Lauf der Jahrhunderte langsam zusammenwachsend, im Wirkungsbereich des Klosters verblieb. Eine wichtige Station auf dem Wege zu einem Bestandteil des „Fürstenlandes“ wurde die Öffnung von 2. März 1469, die zwischen der Gemeinde und dem Gotteshaus unter Abt Ulrich Rösch ausgehandelt wurde. So wertvoll die Schicksale des Klosters im ausgehenden Mittelalter und in der Zeit der Glaubenspaltung auch waren, und so freiheitlich und unabhängig sich die Mörschwiler in manchen Auseinandersetzungen mit der Stiftsherrschaft auch fühlten – die Gemeinde ging letzten Endes doch im Klosterstaat auf und ist dadurch auch ein Glied seines Rechtsnachfolgers, des Kantons St. Gallen, geworden. In diesen Schicksalen haben kraftvoll blühende Geschlechter, wie die Hanimann, die Baumgartner, die Mäder, in langer Generationenfolge der Gemeinde gedient und zum Teil auch auf die Geschicke des Kantons bestimmenden Einfluß gewonnen. Zur Stärkung des Gemeindeverbandes und des Bewußtseins der Selbständigkeit trug die Lostrennung vom ausgedehnten Kirchspiel Arbon und die Gründung einer eigenen Pfarrei 1634 wesentlich bei. Dadurch erhielt die Gemeinde einen eigenen geistigen Mittelpunkt, und das Festhalten am katholischen Glauben hat die innere Geschichte stark mitgeprägt. Die äußere Grundlage des Lebens bildeten neben der Landwirtschaft das Leinwandgewerbe und die Privilegien der Fuhrhalterei. Sie haben besonders im 18. Jahrhundert die Gemeinde wirtschaftlich gehoben. Die Neuzeit hat zwar Mörschwil keine alles verändernde Industrialisierung gebracht. Aber der Anschluß an das technische Zeitalter war durch eine geologische Eigenart gegeben. Im Gemeindegebiet wurden abbauwürdige Vorkommen von Schieferkohle entdeckt und ausgebeutet. Noch im Zweiten Weltkrieg hat Mörschwil dadurch dem ganzen Lande einen Dienst erwiesen, wurden doch von 1940 bis 1946 über 12 000 Tonnen Kohle gefördert. In der Gegenwart entwickelt sich die Gemeinde zu einem beliebten Wohngebiet der Region St. Gallen.

Das Werk ist weit mehr als eine Ortsgeschichte. Es hat sich zu einer Kulturgeschichte ausgeweitet, jedoch nicht zu seinem Vorteil. Besonders im ersten Teil nehmen die Ausführungen zur mittelalterlichen Geschichte einen viel zu breiten Raum ein. Es kann nun wirklich nicht die Aufgabe einer Ortsgeschichte sein, die Forschungslage über mittelalterliche Geschichte mit zahlreichen Zitaten zu belegen. Die Verfehlung des Zweckes zeigt sich auch kraß im überaus reichen Bildmaterial. Zum weitaus größten Teil haben die Abbildungen keine direkte Beziehung zum Thema und könnten ebensogut in irgendeiner allgemeinen Kulturgeschichte stehen. Dafür fehlen wesentliche Dinge, z. B. eine Abbildung der Kirche von außen, Bilder des Dorfes im ganzen, eine Flugaufnahme, welche die Lage zwischen Bodensee und St. Gallen deutlich gemacht hätte. Auch inhaltlich sind die Gewichte ungleich verteilt. Manche Prozeßgeschichte hätte man sich ersparen können; dafür hätte u. a. der Eisenbahnbau ausführlicher und zusammenhängend behandelt werden sollen. Wertvoll sind hingegen die Statistiken und Verzeichnisse am Ende des zweiten Bandes; Dinge, die leider in manchen Ortsgeschichten fehlen. So reichhaltig im Inhalt und schön in der Ausstattung die Bände auch sein mögen, so entsprechen sie doch keineswegs dem Ideal einer Ortsgeschichte. Der interessierte Laie, für den solche Werke in erster Linie geschrieben sein sollten, verliert sich hilflos im Gestrüpp der Überfülle des Mitgeteilten, und für den Kenner enthält das Werk viel zu viel Ballast aus der allgemeinen Kulturgeschichte. Leider scheinen sich manche Gemeinden in letzter Zeit in der Herstellung solcher Monstren von Ortsgeschichten überbieten zu wollen – ein durchaus falscher Ehrgeiz. Die Geschichte einer solchen immerhin nicht sehr bedeutenden Gemeinde sollte einbändig, kurz und straff geschildert werden. Mehrbändige Werke mag man Stadtgeschichten überlassen.

*Prof. Dr. Ernst G. Rüschi*

WALTER MÜLLER, *Fertigung und Gelöbniß mit dem Gerichtsstab nach alemannisch-schweizerischen Quellen, Zugleich ein Beitrag zur Geschichte der Grundstücksübergangung* (= Vorträge und Forschungen, Sonderband 22). Sigmaringen, Jan Thorbecke Verlag, 1976, 132 S.

Bei dem vorliegenden Band handelt es sich um die posthum erschienene letzte Arbeit des bekannten Zürcher Rechtshistorikers Walter Müller, die von Otto P. Clavadetscher herausgegeben wurde. Der enge Zusammenhang zwischen dem Richterstab und der richterlichen Befugnis hat in vielfältigen Formen und Rechtsgeschäften einen symbolischen Ausdruck gefunden. Hier wird einer dieser Anwendungsfälle, der in der bisherigen Literatur kaum Beachtung gefunden hat, nämlich die richterliche Fertigung von Rechtsgeschäften mit dem Stab, einer näheren Untersuchung unterzogen. Ausgangspunkt dafür bildet ein reichhaltiges Material von über 2000 Urkunden des 13. bis 18. Jahrhunderts, das sich jedoch bewußt auf den alemannisch-schweizerischen Raum beschränkt, rechtsarchäologische Befunde sind nicht mit einbezogen worden.

Nach einer historischen Vorstellung der Elemente der gerichtlichen Übereignung wird die gerichtliche Fertigung als die Übereignung in einem prozessualen Verfahren durch Gerichtsurteil herausgearbeitet; sie ist also mehr als die bloße gerichtliche Bestätigung eines Vertrages zur Beweissicherung mittels Gerichtsurkunde. In Stadt und Land hat sie bis weit in die Neuzeit hinein Verbreitung gefunden; doch ist keineswegs überall der Fertigungszwang anzutreffen; auch wird in der Neuzeit die gerichtliche Fertigung zunehmend durch die obrigkeitliche Fertigung abgelöst.

Das Wesen der gerichtlichen Fertigung ist, daß die Übereignung sich in der Form eines Prozesses abspielt. Zunächst legen die Parteien dem Gericht ihr Grundgeschäft offen und bitten um ein Urteil. Der Veräußerer ergreift den Stab des Richters und erklärt in förmlicher Rede Aufgabe und Verzicht an den Stab, d. h. an den Richter. Nun ergreift der Erwerber den Stab, während der Veräußerer den Stab losläßt, und empfängt vom Stab d. h., wiederum vom Richter, das zu empfangende Recht. Es folgt die Bekräftigung durch ein Gelübde sowie das Endurteil, durch die das Gericht die Übertragung als rechtskräftig vollzogen erklärt. Der Vorgang ist variabel; so kommt es vor, daß von Anfang an beide Parteien den Stab ergreifen und bis zur Übereignung festhalten. In der beschriebenen Form begegnet uns die gerichtliche Fertigung am häufigsten bei Kaufverträgen über Liegenschaften, die mit dem Stab übereignet werden, ebenso bei Übertragung von Kirchensätzen, Zehnten oder Eigenleuten, desgleichen bei Bestellung eines Grundpfandes, nicht zuletzt auch bei Vermächtnissen und Erbverträgen. Als wesentlich ist noch einmal hervorzuheben, daß es sich nicht um Übereignungen vor dem Gericht handelt, sondern durch das Gericht: der Veräußerer gibt sein Recht dem Richter auf, der es auf den Erwerb überträgt. Der Stab symbolisiert die richterliche Gewalt.

Ein zweiter Teil der Monographie ist dem Stabgelübde gewidmet, die unter Berührung des Richterstabes an Eidesstatt geleistete Erklärung, die sich vereinzelt in der Schweiz bis zum heutigen Tag erhalten hat. Die Wirkungen dieser Gelöbnisse konnten deklarativ (z. B. Beweis- oder Zeugengelübde) oder konstitutiv (z. B. Gelübde auf Urteilserfüllung, auf Bezahlung von Bußen, auf Erfüllung von Bürger-, Amts- und Dienstpflichten) sein. Der Gelobende hat dabei den Richterstab mit den drei Schwurfingern zu berühren und eine vorgesprochene Formel nachzusprechen.

In der abschließenden Zusammenfassung versucht der Verfasser, seine Ergebnisse auf die umstrittene Frage der Herkunft des Gerichtsstabes anzuwenden: sie stützen die aus österreichischen Quellen gewonnene Auffassung von Rintelen, der den Gerichtsstab als Wahrzeichen der richterlichen Gewalt deutet.

Die in jeder Hinsicht mustergültige Studie endet mit einem ausführlichen Anhang, der außer einem Abkürzungs- und Literaturverzeichnis einen Quellennachweis der zitierten Urkunden und Gerichtsordnungen und ein Ortsregister enthält sowie eine von Otto P. Clavadetscher zusammengestellte Bibliographie Walter Müllers: sie vermittelt uns einen Eindruck von dem bedeutungsvollen Werk Walter Müllers, in dem sich eine Monographie an die andere reiht, jede von einer breiten Quellenbasis ausgehend, jede methodisch einwandfrei aufgebaut und jede von sorgfältig abwägendem Urteil durchdrungen.

Karl Heinz Burmeister

# Verein für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung

## EHRENMITGLIEDER

Prof. Dr. Franz Beyerle, Konstanz und Wangen a. B.  
Msgr. Prof. Dr. Johannes Duft, Stiftsbibliothekar, St. Gallen  
Dr. Elmar Grabherr, Landesamtsdirektor, Bregenz  
Dr. habil. Claus Grimm, Lindau-Aeschach  
Dr. Max Grünbeck, Oberbürgermeister, Friedrichshafen  
Prof. Dr. Friedrich Kiefer, Konstanz  
Dr. Emil Luginbühl, St. Gallen  
Dr. Meinrad Tiefenthaler, Bregenz

## VORSTAND

Ehrenpräsident: Dr. Bruno Meyer, Staatsarchivar, Staatsarchiv, CH-8500 Frauenfeld  
Präsident: Dr. Helmut Maurer, Oberarchivrat, Stadtarchiv, Katzgasse 3,  
D-7750 Konstanz  
Vizepräsident: DDr. Karl Heinz Burmeister, Landesarchiv, Kirchstraße 28,  
A-6900 Bregenz  
Schriftführer: Dr. Herbert Berner, Stadtarchivdirektor, Freiheitsstraße 2,  
D-7700 Singen  
Schatzmeister: Eduard Hindelang, Lindauer Straße 28, D-7994 Langenargen  
Schriftleiter  
des Jahreshftes: Dr. Ulrich Leiner, Paradiesstraße 1, D-7750 Konstanz  
Beisitzer: Lic. Guntram Brummer, Kulturreferent, Kulturamt,  
D-7770 Überlingen  
Werner Dobras, Stadtarchivar, Wackerstraße 15, D-8990 Lindau  
Dr. Peter Faessler, Kantonsschul-Prof., Gesshalden 14,  
CH-9000 St. Gallen  
Emmerich Gmeiner, Stadtamtsrat, Rathaus, A-6900 Bregenz  
Dr. Franz Hofmann, Rosenbergstraße 103,  
CH-8212 Neuhausen/Rheinfall  
Dr. Hubert Lehn, Händelstraße 10, D-7750 Konstanz  
Dr. Hermann Lei, Thomas-Bornhauser-Straße 33,  
CH-8570 Weinfelden  
Felix Marxer, Museumsdirektor, Mittelfeld, FL-9490 Vaduz  
Ursula Reck, Oberstudienrätin, Albrecht-Dürer-Straße 31,  
D-7990 Friedrichshafen  
Dr. Ernst Ziegler, Stadtarchivar, Stadtarchiv (Vadiana),  
CH-9000 St. Gallen

## REDAKTIONSAUSSCHUSS

Dr. Arnulf Benzer, Bregenz  
Dr. Franz Hofmann, Neuhausen/Rheinfall  
Dr. Hubert Lehn, Konstanz  
Dr. Bruno Meyer, Frauenfeld

## VEREINSPFLEGER

Tettngang: Dr. Alex Frick  
Ravensburg: Otto Maier jun., Verlagsbuchhandlung  
Friedrichshafen: Dipl.-Ing. Alexander Allwang  
Singen: Dr. Herbert Berner

## GESCHÄFTSSTELLEN DES VEREINS UND MITGLIEDSBEITRAG

Für Deutschland: Stadtarchiv, Katzgasse 3, D-7750 Konstanz  
Postscheckkonto Stuttgart Nr. 107 66-709 und  
Kreissparkasse Friedrichshafen Nr. 112 943  
Jahresbeitrag für Einzelmitglieder: DM 20,-  
für Kollektivmitglieder: DM 30,-  
Für die Schweiz: Stadtarchiv (Vadiana), Notkerstraße 22, CH-9000 St. Gallen  
Postscheckkonto St. Gallen Nr. 90-12180  
Jahresbeitrag für Einzelmitglieder: sFr. 24.-,  
für Kollektivmitglieder: sFr. 35.-  
Für Vorarlberg: Landesarchiv, Kirchstraße 29, A-6900 Bregenz  
Hypothekenbank Bregenz Konto-Nr. 31/2607  
Jahresbeitrag für Einzelmitglieder: öS 150.-,  
für Kollektivmitglieder: öS 225.-

## MANUSKRIPTE

deren Veröffentlichung gewünscht wird, sind zu richten: aus Deutschland an Dr. Ulrich Leiner, Postfach 1276, D-7750 Konstanz; aus der Schweiz an Dr. Bruno Meyer, Staatsarchiv, CH-8500 Frauenfeld; aus Vorarlberg an Hofrat Dr. Arnulf Benzer, Montfortstraße 12, A-6900 Bregenz.

Die Einreichung muß in sauberer Maschinenschrift erfolgen. Jeder Autor hat Anspruch auf 50 Sonderdrucke. Größere, durch den Autor verursachte Druckkorrekturen gehen zu dessen Lasten. Für den Inhalt ihrer Beiträge sind die Verfasser verantwortlich.

## FRÜHERE JAHRGÄNGE

der Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung werden dringend für öffentliche Bibliotheken benötigt. Der Verein bittet darum, solche ihm zu überlassen oder mit Preisangabe anzubieten.

## SENDUNGEN

an die Vereinsbibliothek sind ausschließlich zu richten an die Bibliothek des Bodensee-geschichtsvereins, Karlstraße 9, D-7990 Friedrichshafen. Diejenigen unserer Mitglieder, die Arbeiten über das Bodenseegebiet in anderen Zeitschriften veröffentlichen, bitten wir, der Vereinsbibliothek jeweils einen Sonderdruck zur Verfügung zu stellen.

VERLAGSNUMMERN

Die Deutsche Literatur-Anstalt  
Verlag der Deutschen Literatur-Anstalt  
Leipzig, Lindenstraße 10  
Telefon 1234567

VERLAGSNUMMERN

Verlag der Deutschen Literatur-Anstalt  
Leipzig, Lindenstraße 10  
Telefon 1234567

VERLAGSNUMMERN DER VERLAGS UND VERLAGSNUMMERN

Verlag der Deutschen Literatur-Anstalt  
Leipzig, Lindenstraße 10  
Telefon 1234567  
Verlag der Deutschen Literatur-Anstalt  
Leipzig, Lindenstraße 10  
Telefon 1234567  
Verlag der Deutschen Literatur-Anstalt  
Leipzig, Lindenstraße 10  
Telefon 1234567  
Verlag der Deutschen Literatur-Anstalt  
Leipzig, Lindenstraße 10  
Telefon 1234567  
Verlag der Deutschen Literatur-Anstalt  
Leipzig, Lindenstraße 10  
Telefon 1234567

VERLAGSNUMMERN

Bibliothek der Universität Konstanz



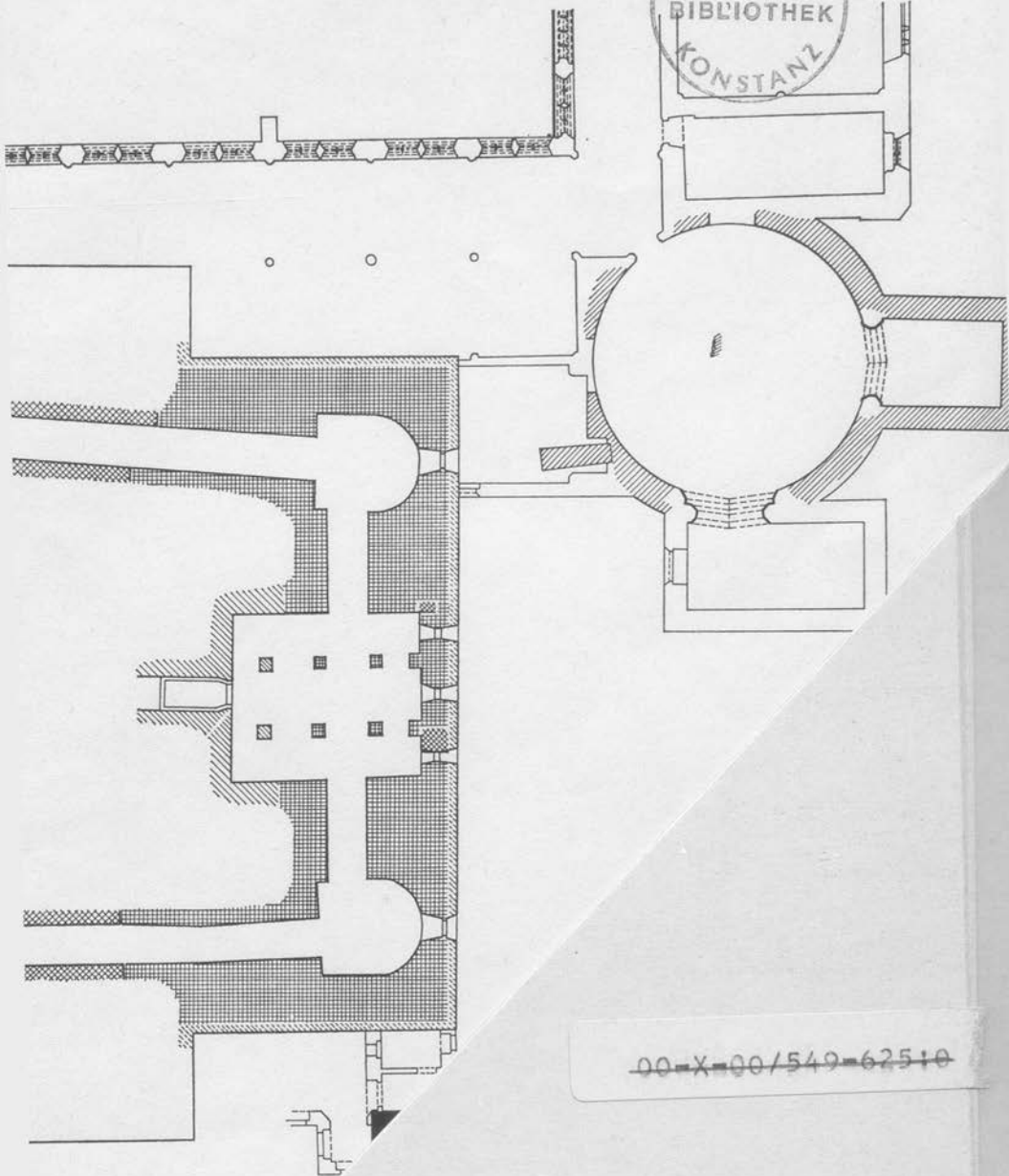
0086 0461 66

2 Bde.

0086.0461.66



UNIVERSITÄT  
BIBLIOTHEK  
KONSTANZ



00-X-00/549-62510

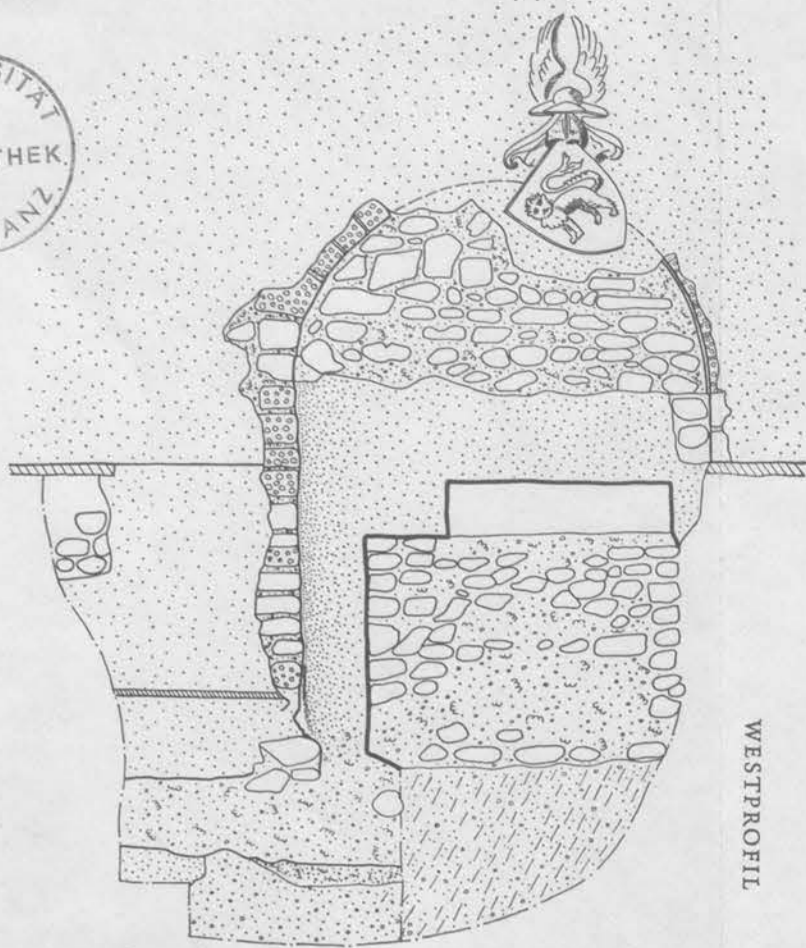
Falttafel 1 und 2 zu  
Erdmann / Zettler,  
Zur Archäologie des Konstanzer  
Münsterhügels

Z 2168 3 - 95

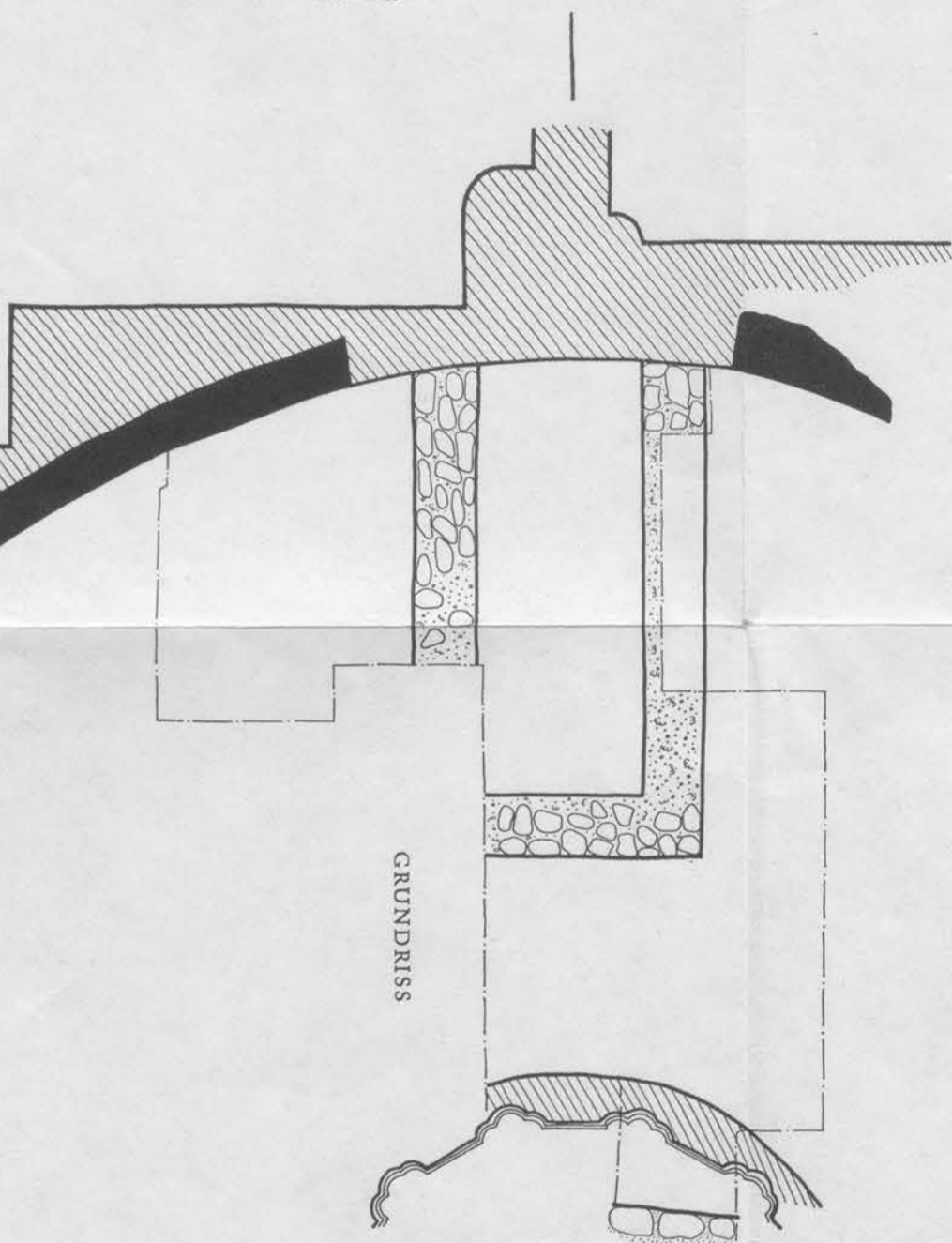
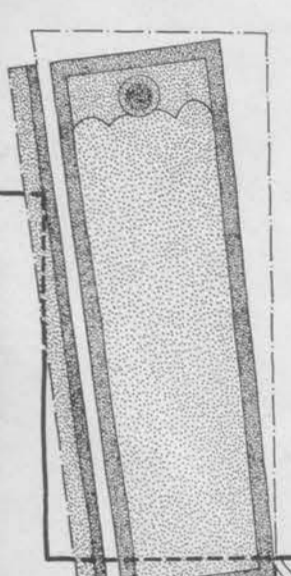
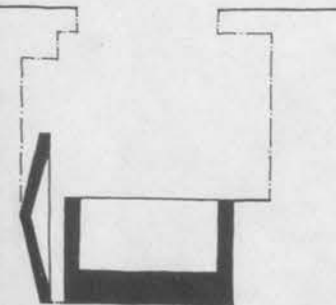


Falttafel 2 Konstanz, St. Mauritius und Konradikapelle, Untersuchungsbefunde 1875 und 1974 nach H. Reiners 1955 und Staatliches Hochbauamt Konstanz, A. Rettich 1974, Umzeichnung: W. Erdmann und R. Zamecnik 1976.

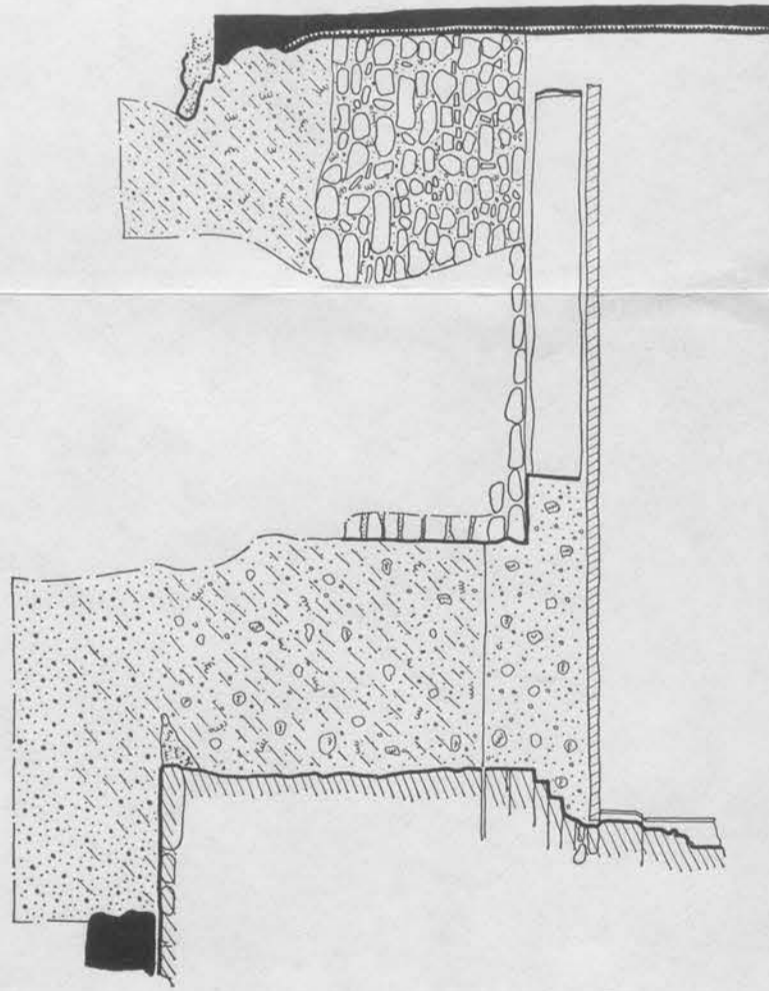
KONRADIKAPELLE



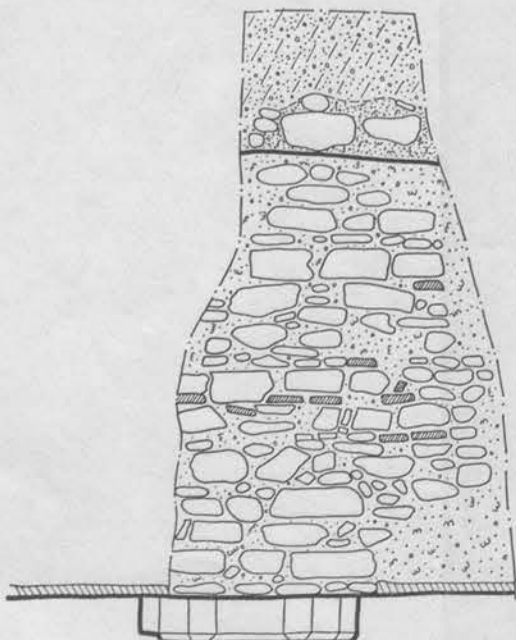
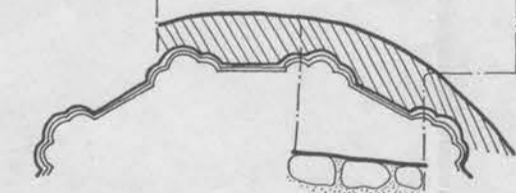
WESTPROFIL



GRUNDRISS



NORDPROFIL



OSTPROFIL

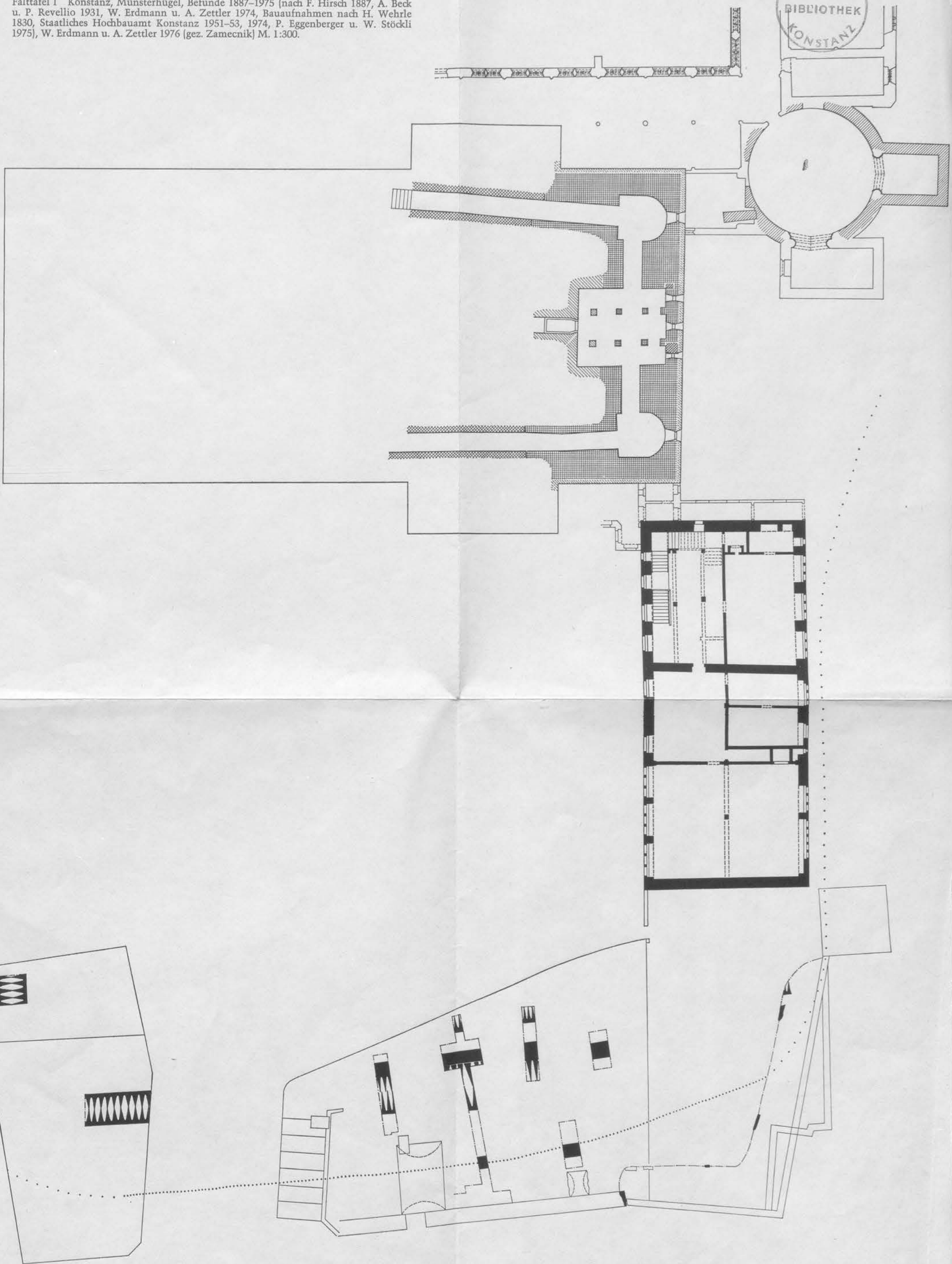




Z 21683 - 95

UNIVERSITÄT  
BIBLIOTHEK  
KONSTANZ

Falttafel 1 Konstanz, Münsterhügel, Befunde 1887-1975 (nach F. Hirsch 1887, A. Beck u. P. Revellio 1931, W. Erdmann u. A. Zettler 1974, Bauaufnahmen nach H. Wehrle 1830, Staatliches Hochbauamt Konstanz 1951-53, 1974, P. Eggenberger u. W. Stöckli 1975), W. Erdmann u. A. Zettler 1976 (gez. Zamecnik) M. 1:300.



- |  |   |  |  |
|--|---|--|--|
|  | BEFUNDE RÖM. UND FRÜHMITTELALTERL. MÜNSTERHÜGEL |  | MUTHASSLICHE FLUCHTEN DES MÜNSTERS UM 1000                         |
|  | BEFUNDE MÜNSTER, 7./8. JAHRH.                   |  | GRABUNGSGRENZE   |
|  | BEFUNDE MÜNSTER, 9. JAHRH.                      |  | URSPRÜNGLICHE HANGOBERKANTE DES MÜNSTERHÜGELS AUFGRUND DER BEFUNDE |
|  | BEFUNDE MÜNSTER, UM 900                         |  | VERMUTLICH URSPRÜNGLICHE HANGOBERKANTE DES MÜNSTERHÜGELS           |
|  | BEFUNDE ST. MAURITIUS - ROTUNDE, VOR 995        |  |  |
|  | BEFUNDE MÜNSTER, UM 1000 (?)                    |  |  |
|  | BEFUNDE SPÄT- UND NACHMITTELALTERLICH           |  |  |

